



Die Großherzogin a. D.

Ernst von Wolzogen:

Was Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte. Siebente Auflage.
Die rote Franz. Fünfte Auflage.
Die Entgleisten. Vierte Auflage.
Ecce ego — Erst komme ich. Dritte Auflage.
Fahnenflucht. Vierte Auflage.
Heiteres und Weiteres. Vierte Auflage. Enthält u. a.: „Die Gloriahose".
Geschichten von lieben süßen Mädeln. Sechste Auflage.
Erlebtes Erlauschtes Erlogenes. Vierte Auflage.
Das gute Krokodil und andere Geschichten aus Italien. Zweite Auflage.
Lumpengesindel. Tragikomödie. Zweite Auflage.
Daniela Weert. Schauspiel.
Unjamwewe. Komödie.
Linksum kehrt schwenkt — Trab! Siebente Auflage.
Seltsame Geschichten. Vierte Auflage.
Verse zu meinem Leben. Selbstbiographie mit einer Heliogravüre Wolzogens. Dritte Auflage.
Der Topf der Danaiden und andere Geschichten aus der deutschen Bohême. Siebente Auflage.
Des Schlesischen Ritters Hans von Schweinichen eigene Lebensbeschreibung. Neu herausgegeben von E. von Wolzogen. Zweite Auflage.
Augurenbriefe. I. Band. Zweite Auflage.
Ansichten und Aussichten. Ein Erntebuch. Zweite Auflage.

Ernst Ludwig und Else Laura von Wolzogens:

Eheliches Andichtbüchlein. Vierte Auflage. Buchschmuck von J. Martini.

Ernst von Wolzogen



Die Großherzogin a. D.

Roman

Sechste Auflage

Berlin 1909, F. Fontane & Co.

Erstes Kapitel.

Es liegt eine Burg am Rheine, Rauenec will ich sie heißen, just da, wo er anfängt richtig romantisch zu werden. Die Werkleute, die Meister Schillings Germania oben auf dem Niederwald aufbauten, konnten ihr verfallendes Gemäuer zwischen den Weinbergen in seinen massigen Klumpen grau hindurchschimmern sehen. Aber mehr will ich nicht davon sagen.

An der dem Rheine zugekehrten Seite ist Burg Raueneck dermaßen von Efeu überwuchert, daß nur wenig von dem plumpen Mauerwerk, sowie etliche unverhältnismäßig kleine Fensterlein hindurchschimmern. Noch ist das alte Bauwerk wohl unter Dach, und Saal und Söller, die zahlreichen kleinen Stuben in mehreren Geschossen, samt Wirtschaftsräumen, Stallungen, Remisen und Kellern nicht nur vorhanden, sondern selbst nutz- und bewohnbar; von der Landstraße aus jedoch wird der Wanderer von all diesen Baulichkeiten außer den beiden ungeheuerlich dicken, wenn auch nicht hohen Türmen fast nichts gewahr, weil sie mit ihrer schwarzgrünen, vor Alter schier verfilzten Efeubekleidung alles hinter ihnen Befindliche verdecken, zweien trutzig Gewappneten gleichend, die mit mächtigen Schilden vor einem geheimnisvollen Schatze Wache halten. Und wenn die gereizte Neugier sich hinaufwagt vor das mächtige eisenbeschlagene, vielfach ge-

vorstene Hoftor und gar den schweren Eisenring auf den gewaltigen Nagelkopf herunterfallen läßt, so daß drinnen ein dumpfes Echo durch die Wölbung der Toreinfahrt dröhnt, dann tut sich wohl in der Pförtnerstube ein klappriges Fenster auf, ein greises Köpfchen wackelt heraus, und ein zahnloser Mund in einem von grauen Bartstoppeln umstarrten Gesicht fährt die Dreisten an: „Ei, was wollet denn ihr da? Hier gibt's nix zu besichtige. Mer sin kä Sehenswürdigkeit. Die Herrschaft will ungeschore bleibe. Un gereicht wird aach nix.“ Und klirrend fährt das Fenster zu.

Wenn nun die also Beschiedenen mit langer Nase abzogen und sich mit ihrem ungestillten Wissensdrang und gutem Wegedurst beim nächsten Weinwirt niederließen, so mochte ihnen auf ihre Erkundigungen denn freilich manierlicher Auskunft gegeben werden: Raueneck sei das feste Haus der längst ausgestorbenen Reichsritter Prummer von Brömsel, seit der Mitte des laufenden 19. Jahrhunderts aber von der Raugräfin bewohnt. Diesen Titel trage die Schloßherrin nicht etwa laut römisch-kaiserlichen Briefs und Siegels, sondern nur spottweise von Gnaden der umwohnenden Rheingauer, als welche ihn extra aus der Rumpelkammer verflossener Feudalherrlichkeit hervorgeholt hätten, um das menschenfeindliche, rauhe Wesen der alten Dame damit zu treffen. In Wirklichkeit nenne sie sich Frau Gräfin von Jugenheim, obschon sie nie vermählt gewesen, sondern solchen Frauenrang und wohlklingende Standeserhöhung nur als einen fürstlichen Gnadenbeweis von seiten des letzten Großherzogs von Gerolstein empfangen habe, dessen treu geliebte Freundin sie etliche Jahrzehnte lang, wie die Sage gehe, seit den dreißiger Jahren, gewesen sei. Gegenwärtig sei sie ein altes Hutzelweiblein in den Sieb-

zigen und komme so selten aus ihrem finsteren Gemäuer heraus ans Tageslicht gekrochen, daß sie gar viele von dem jungen Geschlecht überhaupt noch niemals von Angesicht erblickt hätten. Die ältesten Leute im Ort vermöchten sich aber wohl noch der Zeiten zu erinnern, da die Gräfin als ein schönes, schlankes Fräulein von stolzer Haltung und lebhaften, feurigen Blickes in hellen seidenen Gewändern einhergerauscht und des Sonntags, bei widrigem Wetter zumal, von gallonierten Lakaien in der Portschäs zur Kirche getragen worden sei, die sie als frommkatholische Christin nur selten versäumt habe. Heutigentags sehe man sie aber auch in der heiligen Messe nicht mehr. Sie lasse sich vielmehr den alten Herrn Benefiziaten zu ihrer Erbauung sowohl als auch zu ihrer Unterhaltung durch Kartenspiel, Lektüre und Gedankenaustausch aufs Schloß kommen. Und so einsam und geheimnisvoll treibe sie es seit dem Jahre 1866, da der Großherzog von Gerolstein ob seiner Anhänglichkeit an das Haus Österreich Land und Leute verlor und heimatlos in die Welt hinausziehen mußte. Seither sei sie eine grimmige Preußenfeindin, und wenn es irgend denkbar wäre, daß das eben durch Blut und Eisen glorreich zusammengeschweißte neue Deutsche Reich wieder in wüstem Hader auseinanderfallen und alle die kleineren Könige und Fürsten wider die Preußen mobil machen sollten, dann könne man als sicher annehmen, daß die Gräfin Euphemia von Jugenheim das Gerolsteinische Banner entrollen und mit in die Kampagne reiten würde. Zu verwundern sei es ja freilich nicht, wenn so ein altes Hirn sonderbare Blasen zu treiben beginne. Sie sei sich halt zeitlebens so gewissermaßen als die heimliche Großherzogin von Gerolstein vorgekommen. Mit dem Falle ihres hohen Freundes sei auch für sie mit einem Schlage

Glanz und Herrlichkeit vorbei gewesen, und der graue Staub der Armseligkeit lege sich von Jahr zu Jahr dichter auf die Erinnerungen ihrer viel beneideten Jugend. In der Remise vermodere neben der Portschäs die alte Reisekarosse, in der sie ehemals wohl vier tüchtige Traber zum Stelldichein mit ihrem fürstlichen Liebsten rheinauf und rheinab geführt hätten. Die Motten nagten ungestört an den Polstern, und die fröhlichen Farben der seidenen Stoffe, die einst der zudringlichen Sonne den Blick in die heimlichen Winkel ihrer Liebe verwehrt, seien heute traurig verschossen. Dergleichen könnte einen einsamen alten Kopf wohl ein wenig verdrehen. — „Ja, meine Herren," mochte ein redseliger Weinwirt dann wohl seine Mitteilungen beschließen, „eine große Merkwürdigkeit ist es freilich, was die dicken Mauern von Raueneck vor der Welt verbergen: die letzte fürstliche Favoritin Deutschlands. Die alte Gräfin ist heute noch stolz darauf. Aber daß sie nicht das Gespött der fremden jungen Welt sein mag und lieber ihr Tor fest verschlossen hält vor dieser respektlosen Zeit, das kann man ihr am Ende nicht verargen." — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war an einem windigen, regnerischen Apriltag des Jahres 1897, als die Bewohner des Fleckens Raueneck den alten Adam, den Burgwart, in einen blauen Radmantel gewickelt und auf dem Kopfe einen glanzledernen Kutscherhut, gegen Wind und Regen mit großem Kraftaufwand ankämpfen sahen. Er hatte es offenbar so eilig, die Wohnung des Pfarrers Wackes, des Benefiziaten, zu erreichen, daß die alten Weiblein der Nachbarschaft, die da müßig durch die Scheiben in das Unwetter hinausspionierten, wohl auf die Idee kommen konnten, es sei am Ende gar der Raugräfin

etwas Menschliches zugestoßen, ein Schlaganfällchen oder dergleichen, daß sie gar so eilig des geistlichen Beistandes benötigte. Und ganz dasselbe vermutete auch Seine Hochwürden selber, als ihm der alte Pförtner, dieser letzte Zeuge vergangener gräflicher Herrlichkeit, so triefend und atemlos über die Schwelle stolperte.

„Ei, mein alter Adam,“ redete der geistliche Herr das hustende Greislein schier erschrocken an, „was ist denn los, um Gottes willen? Ist etwa der gnädigen Frau Gräfin nicht wohl?“

„Ei doch,“ keuchte der alte Diener mühsam hervor, „recht wohl, gottlob! aber der Herr Benefiziat möchte doch die Güte habe und als emal recht geschwind gesprunge komme. Die Frau Gräfin haben nämlich e Brief kriegt. E sehr wichtige Brief, und möchte als de Herr Benefiziat um sei werte Meinung frage.“

Das breite, fettfaltige Gesicht des Pfarrers nahm wieder den gewohnten Ausdruck freundlichen Wohlwollens an, indem er dem Alten erwiderte: „Nun, Gott sei Dank, daß es nichts Schlimmeres ist! Ein Brief — das ist freilich eine Rarität auf Burg Raueneck. Gehen Sie nur getrost voran, lieber Adam. Ich mache mich hurtig fertig und bin fünf Minuten nach Ihnen zur Stelle. Es ist besser, man sieht uns nicht miteinander durch dies Unwetter schreiten, sonst meinen die Leute, es handle sich um höchste Leibes- und Seelennot bei unsrer Frau Gräfin. Was sollen wir dem Volk unnütz zu schwätzen geben.“

Der alte Adam begab sich also wieder unverweilt in den Sturm hinaus, und der geistliche Herr folgte ihm versprochenermaßen in wenigen Minuten nach.

Zu den Wohnzimmern der Gräfin führte eine steinerne Treppe von etwa ein Dutzend Stufen vom Hof

her außen an der Ringmauer hinauf. Und als der Herr Benefiziat die nach innen aufgehende Glastür öffnete, fuhr ihm ein heftiger Windstoß voraus, der Vorhänge, Tischdecken und was sich sonst noch von Stoffen in dem Empfangsraum befand, aufflattern machte. Da im selben Moment die Gräfin, aus ihrem benachbarten Wohnzimmer ihm entgegeneilend, hereintrat, so gab es einen Gegenzug, der ihr die Tür aus der Hand riß und mit einem heftigen Knall zuschlug. Die Gräfin aber, die sonst gegen Zug und plötzliche Geräusche überaus empfindlich war und durch einen unvermuteten Knall gar ihre Laune für ganze Stunden verlieren konnte, ließ es bei einem kurzen Aufschrei bewenden und hastete sofort mit ihren kurzen Trippelschritten, den aufregenden Brief in der erhobenen Rechten, auf ihren geistlichen Freund zu. Sie bedankte sich für sein rasches Erscheinen, hieß ihn Schirm, Paletot und Hut ablegen und geleitete ihn dann in ihr Wohnzimmer hinein, wo sie ihn alsbald auf einem alten Plüschsessel Platz nehmen ließ und mit den Worten: „Also bitte, lesen Sie das und raten Sie mir, was ich tun soll", den offnen Brief in die Hand drückte.

In dem mächtigen Backsteinofen brannte ein tüchtiges Feuer und verbreitete eine Wärme, die dem von draußen Kommenden schier den Atem versetzte und einen plötzlichen Schweiß hervortrieb. Zudem beschlug sich seine Brille, so daß er zunächst einmal mit umständlicher Sorgfalt das Abtrocknungsverfahren einleiten mußte, bevor er sich an die Lektüre machen konnte.

Hinter seinem Sessel stehend, schaute die Gräfin mit Ungeduld seinen Vorbereitungen zu und benutzte die Zeit zu der nützlichen Aufklärung, daß dieser Brief von ihrer letzten lebenden Anverwandten herrühre, einer Majorswitwe im Trierischen, namens de Rège, die eine Enkelin

der einzigen Tante, die sie je besessen, sei. Sie habe sie ein einziges Mal in ihrem Leben besucht, damals im September des Jahres 1883, als sie, nur um dem Festtrubel der Enthüllungsfeier des Niederwalddenkmals und dem beleidigenden Volksjubel um den grausamen Sieger von 1866 zu entgehen, sich dieser einzigen Verwandten erinnert habe. Und dieser vorliegende Brief sei nun die Folge dieser letzten vor vierzehn Jahren unternommenen Reise.

„So, so, da wollen wir doch einmal sehen," sagte der Benefiziat, indem er die endlich wieder gebrauchsfähige Brille über die Ohren legte. Sodann räusperte er sich und begann, öfters stockend und buchstabierend, die dünne, zittrige Frauenschrift zu entziffern.

„Verehrte liebe Frau Tante!

Sie werden sich wundern, nach so langer Pause endlich wieder ein Lebenszeichen von mir zu erhalten. Es wird wohl das letzte sein, denn meine Tage sind gezählt. Mein altes Leiden — es sind die Nieren — hat letzthin eine Wendung zum Schlimmsten genommen. Der Arzt vermag mir keine Hoffnung mehr einzureden; aber ich bin auf das Ende vorbereitet. Nur eins bedrückt mich schwer und macht mir den Gedanken an den Tod grausig. Das ist das Schicksal meiner kleinen Antoinette, die meine Einzige geblieben ist. Sie haben sie damals gesehen, als sie kaum ein paar Monate alt war. Sie ist also jetzt vierzehn, an Körper und Geist ihrem Alter entsprechend gesund und normal entwickelt, aber noch ganz vertrauensseliges, hilfloses Kind. Was soll aus ihr werden, wenn ich nicht mehr bin? Die Brüder meines verstorbenen Mannes sind selber mit zahlreichen Kindern, aber leider nicht mit Glücksgütern gesegnet. So haben sie alle ihre eignen Sorgen, und

es ist ihnen nicht zuzumuten, sich noch eine neue aufzupacken. Wenn ich sterbe, fällt die Pension fort, und mein eignes Vermögen, das ich meiner Antoinette hinterlassen wollte, ist durch die notwendigen Aufwendungen für die Erziehung so zusammengeschmolzen, daß es höchstens noch zu einer ganz bescheidenen Aussteuer für mein liebes Kind ausreicht, wenn es sich einmal verheiraten sollte. Sie aber, verehrte liebe Tante, sind die einzige noch lebende Verwandte von meiner Seite. Und da Sie der Himmel trotz Ihres Alters mit einer so ausgezeichneten Gesundheit begabt hat, steht wohl zu hoffen, daß Sie sich noch lange des Lebens in Ihrer bequemen, beschaulichen Zurückgezogenheit zu erfreuen haben können. Sie werden es daher begreiflich finden, daß mir meine Sorge den Gedanken eingegeben hat, mein liebes Kind Ihrem Schutze anzuvertrauen. Ich fürchte keineswegs, Ihnen mit einer solchen Zumutung lästig zu fallen, sondern bin vielmehr überzeugt, daß ich Ihnen in meiner kleinen Antoinette eine Erbschaft hinterlasse, für die Sie mein Andenken segnen werden, denn das Kind ist so lieb und gut, daß es Ihnen gewiß auch nur Freude machen wird und mit seiner heiteren, sonnigen Gemütsart und seiner frischen Lebenslust gewiß nur Sonnenschein in die Einsamkeit Ihrer düsteren, alten Ritterburg bringen wird. Da meine letzte Stunde mich täglich überraschen kann, wäre ich Ihnen zu großem Dank verpflichtet, wenn Sie mir telegraphisch Ihre Einwilligung zu meinem Vorschlag geben wollten. Ich werde jedenfalls dafür Sorge tragen, daß Ihnen mein Ableben sofort mitgeteilt wird, damit Sie dann mein Töchterchen entweder selbst oder durch eine vertrauenswürdige Person zu sich holen können.

Lassen Sie mich schließen. Das Schreiben wird mir sehr schwer. Wenn Sie meine Bitte erfüllen, so können Sie meines herzlichsten Dankes gewiß sein. Und wenn Antoinette sich in Ihrer Obhut so weiter entwickelt, wie sie es bisher versprochen, so werden Sie alle an sie gewendete Mühe und Opfer reichlich vergolten bekommen. Das letzte Bild des lieben Kindes lege ich hier bei. Gott wende Ihr Herz meiner Einzigen zu! Das ist mein letztes Gebet.

Ich begrüße Sie, vermutlich zum letztenmal,
als Ihre ergebenste Großnichte
Lucie de Rège."

„Nun, was sagen Sie dazu?" rief die Gräfin aufgeregt, als der geistliche Herr seine Lektüre beendet hatte. „Und hier ist auch das Bild. Schauen Sie sich das Mädel an."

Es war ein Brustbild in Visitformat. Ein allerliebstes Backfischköpfchen, das reiche dunkle Haar in einen Mozartzopf zusammengenommen und mit einer großen Seidenschleife aufgebunden, zwei helle Kinderaugen lachten aus einem reinen, regelmäßigen Gesicht zutraulich den Beschauer an.

„Ei nun," versetzte der Herr Benefiziat behaglich schmunzelnd, „ich meine, da schickt Ihnen der Himmel unversehens ein rechtes Glück ins Haus. Mit beiden Händen tät' ich zugreifen an Ihrer Stelle. Was soll ich da wohl anders raten?"

Die alte Gräfin ließ sich mit einem tiefen Seufzer in das ächzende, steiflehnige Empiresofa fallen, nahm dem Benefiziaten das Bildchen wieder aus der Hand und betrachtete es lange mit eindringlicher Aufmerksamkeit. In ihrem zusammengeschrumpften, faltenreichen Gesicht

zuckte es unaufhörlich, und dann zog sie aus ihrer wollenen Häkelarbeit, die vor ihr auf dem Tische lag, eine lange beinerne Nadel heraus und kratzte sich damit an verschiedenen Stellen in dem spärlichen weißen Haar herum.

„Also finden Sie das Dingelchen wirklich hübsch?“ sagte sie endlich. „Glauben Sie bestimmt, daß sich eine Beauté daraus entwickelt?“

„Das scheint mir mindestens höchst wahrscheinlich,“ versetzte der Benefiziat. „Aber ich sollte meinen, das wäre hier nicht die wichtigste Frage, gnädigste Frau Gräfin. Wenn das Kind so lieb und gut ist, wie die Frau Mutter versichert, dann muß es Ihnen ja das Glück ins Haus bringen. Eine richtige Beauté hingegen — ich sollte meinen, das wäre schon mehr ein gefährliches Glück, sowohl für das Fräulein selbst, wie für die, deren Obhut es anvertraut ist.“

„Aber bedenken Sie bloß: ich und ein Kind — auf meine alten Tage!“ Die Gräfin kratzte ganz verzweifelt mit der langen Nadel an ihrem Hinterhaupt herum und sah ihren geistlichen Berater mit einem drollig hilflosen Blick an. „Wie habe ich mir in meiner Blütezeit oft ein Kind gewünscht! Seine Königliche Hoheit hatten es manchmal wirklich schwer, mich zu trösten. Femili, pflegte er zu sagen, nimm dir's nicht so sehr zu Herzen. Mir bist du lieber o h n e, denn illegitime Fürstenkinder haben's selten gut im Leben, weil sie von den legitimen doch nur mit Mißgunst und von der Krapüle mit offenem Neid und heimlicher Verachtung bedacht werden. Den hohen Vätern machen sie nichts wie Kosten und Unannehmlichkeiten und den geliebten Müttern kosten sie womöglich die Schönheit. Das mußte ich denn wohl einsehen. Königliche Hoheit hatten ja immer recht. Königliche Hoheit waren über-

haupt ein so feiner Geist. Ich habe mich immer wieder trösten lassen. Aber wie nachher das schreckliche Ende kam, da hätte mich doch nichts besser trösten können als ein Kind. Ich war ja damals erst vierundzwanzig Jahre. Ich verstand noch etwas von der Liebe. O, ich kann Ihnen sagen, mein lieber Herr Benefiziat, ich hatte Liebe genug für zehn Kinder — und da hätte ich auch eine große Aufgabe gehabt: ihnen meinen Haß einzuimpfen gegen das Reich und die ganze verflixte neue Zeit. Die Buben hätten mir den Bismarck gepackt und an den nächsten Baum gehängt, wo sie ihn erwischt hätten, und die Mädels hätte ich unterrichtet in allen Intrigen und hätte sie auf die Preußenprinzen gehetzt. Die hätten's ihnen heimgezahlt, meine Mädels — oho! Ich hätte mein Gaudium dran gehabt auf meine alten Tage."

„Aber Frau Gräfin, Frau Gräfin," rief der Benefiziat, die Hände erhebend in milder Beschwörung, „wie können Sie sich so unchristlich versündigen!"

„Der Haß wider den Antichrist ist nicht unchristlich," fuhr die alte Dame heftig heraus, „das habe ich Ihnen schon so oft gesagt, mein Verehrtester. Aber darüber werden wir uns wohl nicht einigen. — Sie muten mir jetzt wie eine ganz selbstverständliche Sache zu, daß ich ein wildfremdes Ding an Kindes Statt zu mir nehmen soll. Ich bin doch wohl zu alt zur Mutterschaft. Wo sollen mir die mütterlichen Gefühle in meinem fünfundsiebzigsten Jahre noch herkommen? Ja, wenn ich gewiß wüßte, daß sie eine Beauté würde, dann tät' ich mich mit ganzer Passion in die Aufgabe stürzen. Eine Beauté kann der reine Engel sein, und es wird doch immer möglich sein, einen halben Teufel hineinzupflanzen. Und mich interessieren einmal junge Weiber nur, wenn sie einen halben Teufel im Leibe haben."

„O, o, o, Frau Gräfin," lachte der geistliche Herr „da möchte man ja schier drei Kreuze vor Ihnen schlagen, wenn man Sie so gottlos schwätzen hört. Die Erziehung soll doch dahin wirken, den Teufel der Erbsünde aus so einer jungen Menschenseele herauszutreiben, aber doch beileibe nicht dazu, ihn exprès hineinzupflanzen, wo er etwa gar nicht vorhanden — oder sagen wir lieber, da kein Menschenkind von der Erbsünde ausgenommen ist, nur in geringfügiger Gestalt vorhanden ist. — Nein, nein, im Ernst gesprochen, Frau Gräfin, ich begreife meinerseits nicht, wie Ihnen der Vorschlag dieser armen Sterbenden so gottlose Gedanken erregen kann. Das allernächste, meine ich, wäre doch, daß sie aufjubeln täten über die frohe Aussicht, so ein junges, frisches Menschenblut zur Erheiterung ihrer alten Tage ins Haus geschickt zu bekommen — gleichsam direkt vom Himmel gesendet."

Aber der alten Dame war so leicht nicht beizukommen. Sie setzte ihre eigensinnigste Miene auf, wackelte mit dem Kopf und entgegnete ärgerlich: „Tetete! Freudensprünge riskiere ich mit meinen Fünfundsiebzig nicht mehr. Mit dem Sonnenschein im düstern Ritterschloß, das ist doch auch schließlich bloß Larifari. Freilich was Liebes, Junges, das zu mir gehört, hätte ich wohl gern um mich, aber was hilft mir der Sonnenschein bei Tage, wenn ich keine Nacht mehr schlafen kann vor Sorge um das Kind. Denken Sie bloß, wenn mir's krank würde! Oder wenn ich bei mir selber nicht ein und aus weiß, ob ich des Seelchen auch richtig traktiere oder nicht. Wenn ich mich auch allenfalls erinnern kann, wie ich selber vor sechzig Jahren gedacht und empfunden habe, so weiß ich doch nicht, ob das junge Volk von heute nicht vielleicht gänzlich anders beschaffen sei. Ich sage Ihnen, mir graut's vor der heutigen Welt. Ich habe sie gesehen,

diese jungen Mädchen von heute, wie sie unter freiem Himmel mit jungen Mannsbildern herumspringen und nach Bällen schlagen wie die Wilden — in ganz indezenten Kostümen obendrein, ohne Unterröcke und erhitzt, daß es ein Skandal ist. Auf der Landstraße sehe ich alle Tage junge Frauenzimmer schwitzend auf ihren Rädern vorbeistrampeln, und man hat mir versichert, daß da Töchter aus den besten Familien dabei wären. Wenn nun die kleine de Rège auch etwa von diesem Genre wäre . . . Ei, Gott soll mich bewahren!"

„Aber Frau Gräfin," warf der Benefiziat milde ein, „Sie dürfen nicht nur an sich denken. Das Kind hat doch weiter niemanden auf der Welt. Es ist doch zunächst einmal Ihre einfache Christenpflicht, sich seiner anzunehmen."

„Ei Sapperment," fuhr die kleine Dame gereizt auf, „wer sagt Ihnen denn, daß ich nur an mich denke?! Es ist doch meine Hauptsorge, daß ich mich frage: hat das Kind einen Vorteil davon! Bin ich zu gut zu ihm, dann tanzt es mir auf der Nase herum, und bin ich streng, dann verderbe ich's am Ende erst gar. Jugend will ihr Recht haben — aber weiß es denn ich, was der heutigen Jugend ihr Recht ist? Wenn's denn wirklich so ein halber Engel ist, wie die Mutter schreibt, und ich verderbe ihn ihr ganz und mache einen richtigen Tunichtgut daraus — wo bleibt da die Christenpflicht?"

„Oho!" lachte jetzt der Benefiziat, „jetzt drehen Sie's schon anders: eben wollten Sie noch mit Gewalt dem Fräulein einen halben Teufel einpflanzen, und jetzt bangt Ihnen schon vor dem möglichen Tunichtgut. Wie reimt sich das?"

Die Gräfin warf ihre Häkelnadel auf den Tisch, raffte sich aus ihrer Sofaecke heraus und schritt

brummend zum nächsten Fenster. Eine ganze Weile schaute sie in den Regen hinaus, bevor sie sich ihrem Besucher wieder zuwendete. „Ich will Ihnen was sagen, Hochwürdiger: bei einem auserwählten Frauenzimmer braucht sich überhaupt nichts zu reimen und es kann doch der Menschheit die Köpfe verdrehen wie das schönste Gedicht. Meine Teufel und Ihre Teufel stammen nicht aus derselben Hölle — höchstens daß sie alle beide die Schlange in ihrer Verwandtschaft haben. Und was ich einen weiblichen Tunichtgut benamse, das heißen Euer Hochwürden vermutlich gar ein erbauliches Exempel christlicher Tugenden. Da, schauen Sie einmal meine Lieblinge an, die Lady Hamilton und die Gräfin Lichtenau, die Ninon de Lenclos und die Marquise de Pompadour — auch eine Antoinette übrigens. Die hatten alle den Teufel im Leibe, den ich meine, und der allein hat ihnen geholfen, ihre große Aufgabe in der Welt so glänzend zu erfüllen. Nebenbei waren sie aber doch höchst ungereimte Menschenkinder — Zuckertörtchen aus Gut und Böse zusammengebacken! Und so liebe ich ein ordentliches Frauenzimmer — die andern sind mir wie ungewürzter Mehlpapp, ob sie brav seien oder nichtsnutzig. So was heiße ich einen weiblichen Tunichtgut."

Der gute Benefiziat ließ seine bebrillten Augen noch eine ganze Weile bei den gerahmten alten Kupfer- und Stahlstichen jener berühmten galanten Damen an den Wänden herumschweifen, welche die wunderliche alte Frau als ihre Lieblinge verehrte, wiegte dabei recht bedenklich seinen grauen Kopf hin und her. „Ei, ei, ei, Frau Gräfin," sagte er endlich bekümmert, „da wären wir ja wieder bei dem alten Thema. Darüber werden wir uns schwerlich einigen. — Ja, wenn es wirklich Ihre

Absicht wäre, das kleine Fräulein in solchem Sinne zu erziehen, das heißt so, daß Sie sich diese Damen da an der Wand zum Vorbild nähmen — ja dann möchte ich freilich selber raten, Sie ließen lieber Ihre Hände davon. Man könnte ja auch das liebe Kind in ein Kloster geben."

Das Wort Kloster tat eine wunderliche Wirkung. Die Gräfin zuckte sichtlich zusammen, als sie es vernahm, starrte den erschrockenen Benefiziaten ein Weilchen mit ihren immer noch lebhaften schwarzen Äuglein durchdringend an und fuhr sich dann mit beiden Händen an den Kopf, so daß sie ihre schöne weiße Tüllhaube verrückte. Dann trat sie an den Tisch, legte feierlich ihre Rechte darauf und sagte mit leiser, aber fester Stimme: „So, jetzt ist's entschieden. Gleich telegraphiere ich und morgen fahre ich selber hin und hole das Kind ab. Ich danke Ihnen, Hochwürden, für Ihren guten Rat. Ich habe vorher eine Patience darauf gelegt, und die ist nicht aufgegangen; aber jetzt tu' ich's gerade. Ins Kloster soll mir das Kind nicht. Wenn Sie mir noch eine besondere Gefälligkeit erweisen wollen, so schauen Sie doch, bitte, nach, wie ich zu Schiff nach Trier komme, denn der ekelhaften Eisenbahn mag ich mich nicht anvertrauen."

Der Herr Pfarrer hatte sich erhoben und starrte ganz verdutzt der Greisin ins Gesicht. Er wußte aus öfterer Erfahrung, daß da nichts mehr auszurichten sei, wenn sie einmal diese Miene aufgesetzt und diesen Ton angeschlagen hatte. Er erbot sich fast demütig, das Kursbuch nachzuschlagen, sie zum Schiff zu geleiten und sonst alles zu besorgen, wozu sie ihn brauchen könnte. Sodann verabschiedete er sich förmlich und verließ das dunkle Wohngemach, um in dem kalten Vorzimmer wieder in seinen Überrock zu kriechen. Als er damit zustande

gekommen und sämtliche Knöpfe geschlossen waren, ergriff er Regenschirm und Hut und blieb nachdenklich noch eine Weile stehen, dann verfügte er sich nochmals an die Wohnstubentür, klopfte bescheiden an und steckte auf das Herein der Gräfin nur eben den Kopf durch den Spalt. „Was ich nur noch sagen wollte,“ hub er ein wenig unsicher an, „der Herrgott im Himmel, hoffe ich, wird's doch nicht zulassen und wird Ihnen den Sinn wenden, liebe Frau Gräfin.“

Die alte Dame, die sich eben an ihren Schreibtisch gesetzt hatte, um beim Scheine einer Kerze das Telegramm aufzusetzen, wendete sich verwundert nach der Tür um. „Wie meinen Sie das? Sie glauben doch nicht etwa, ich würde die Reise doch noch aufgeben?“

„O gewiß nicht,“ versicherte der Benefiziat eifrig, „ich meine nur . . . . wenn Frau Gräfin doch lieber, bevor das kleine Fräulein herkommt, die schönen Damen an den Wänden durch etliche liebe Heilige ersetzen wollten. Vielleicht ziehen das Frau Gräfin doch in Erwägung.“

„Ach so!“ rief die Gräfin beinahe heiter. „Nun darüber machen Sie sich keine Sorgen, lieber Freund. Meine lieben schönen Damen da gehören alle ins achtzehnte Jahrhundert, wenn sie auch zum Teil noch zu meinen Zeiten gelebt haben. Aber wo sind heutzutage die Ludwige und die Nelsons?! Die Zeit hat ja gar keinen Stil mehr für die vornehme Galanterie. Glauben Sie vielleicht, ich werde mich abquälen, um eine Ninon zu erziehen, damit sie nachher mit irgendwelcher kleinen Schauspielerin sich in einen mediokren Prinzen teilen kann? Die Sache hat wenig Gefahr.“

„Nun gottlob, dann gehe ich beruhigt heim. Der Himmel segne Ihren Entschluß, Frau Gräfin. Ich empfehle mich gehorsamst.“

Damit machte sich der Herr Benefiziat endgültig auf den Heimweg.

Die Frau Gräfin ging an diesem Tage nicht zu Bette, bevor sie nicht ihren alten Koffer fix und fertig gepackt und mit ihren beiden getreuen Hausverwesern, dem Adam und der Babett, bis ins kleinste alles überlegt und durchgesprochen hatte, was während ihrer Abwesenheit an Vorbereitungen für die Aufnahme der jungen Urgroßnichte zu treffen sei.



Zweites Kapitel.

Am nächsten Vormittag gegen 10 Uhr ging das Schiff ab, welches die Gräfin Jugenheim zunächst bis Koblenz bringen sollte. Schon lange vor der Abfahrtszeit — denn angesichts der unerhörten Unternehmung hatte das Reisefieber die alte Dame mit solcher Heftigkeit überfallen, daß sie schon in der Nacht kaum ein Auge zugetan hatte und in den Morgenstunden von der Aufregung förmlich geschüttelt worden war —, also schon lange vor der Abfahrtszeit hatte sich ein seltsamer Aufzug von der alten Burg nach dem Landungssteg in Bewegung gesetzt. Weil die Strecke zu kurz war, als daß es sich gelohnt hätte, die verkommene Karosse darum instand zu setzen und Pferde auszuleihen, andererseits aber das Wetter immer noch so zuwider war, daß die greise Dame nicht wohl zu Fuße gehen konnte, so hatte sie die alte mottenzerfressene und dick verstaubte Portschäse notdürftig herrichten lassen und ein Paar handfeste Leute, Weinbergarbeiter, zum Tragen bestellt. Wie verregnete Berggeister anzuschauen in ihren braunen Wetterkotzen und triefenden alten Filzhüten schritten die beiden Kerle vorn und hinten in der Gabel einher, während hinterdrein der Adam und die Babett den braunen Rindslederkoffer schleppten. Adam, der die Gräfin als Kammerdiener auf der ganzen Reise begleiten sollte, hatte sich in eine seit

dreißig Jahren nicht benutzte Livree gesteckt, darüber seinen Kutschermantel angezogen und den schwarzen Lackhut mit dem breiten, auch schon fast schwarz gewordenen Silberband auf den Kopf gesetzt. Obwohl er frisch rasiert war, ließ ihn die gallonierte Herrlichkeit aus den sechziger Jahren keineswegs jünger erscheinen, denn das alte Gelump schlotterte gar zu arg um sein greisenhaftes, eingetrocknetes Körperchen herum. Die Babett, eine hochbetagte Jungfrau, gleichfalls schon den Sechzigen nahe, war ein langes, dürres Gestell, zwei Kopflängen höher als der Adam, noch hochüberragt von einem baumwollenen Regenschirm, gehörig aufgeschürzt wegen des Schmutzes auf der durchweichten Landstraße und in keineswegs festlichem Gewande; da sie ja nicht mit auf die Reise ging, trug sie ihrerseits nicht eben dazu bei, die Prozession ansehnlicher und vornehmer zu gestalten. Ihre weit vorspringende Unterlippe bewegte sich den ganzen Weg über in schimpfendem Gemurmel, denn der Koffer war schwer, und weil er wegen des Größenunterschiedes der beiden Träger beträchtlich schief hing, so puffte er sie bei jedem Schritt gegen das Bein, was natürlich keineswegs angenehme Empfindungen in ihrer Seele auslöste, die so wie so schon durch die Fülle der Verantwortung, die ihr die Gräfin aufgeladen hatte, durch die Menge von Aufträgen, die sie während deren Abwesenheit erfüllen sollte, in rechte Verwirrung gesetzt war.

Es war noch ein Glück zu nennen, daß das Wetter gar so miserabel war, sonst hätte dieser kuriose Aufzug wohl ganz Raueneck auf die Beine gebracht. Ganz unbeachtet blieb er freilich trotzdem nicht. Grinsende Gaffer erschienen hinter allen Fenstern, und ein Schwarm von Gassenbuben und Mädeln und sonstiges unnützes Gesindel, das sich aus dem strömenden Regen nichts machte,

schloß sich dem Zuge an, so daß bei der Ankunft am Landungssteg immerhin ein beträchtliches Publikum versammelt war. Die Träger hatten die Portschäse auf die nassen Bohlen niedergestellt, aber die Gräfin blieb in ihrem engen Kasten sitzen, obwohl es bis zur fahrplanmäßigen Abfahrtszeit noch eine gute Viertelstunde hin war. Das unnütze Gaffervolk drängte sich zu beiden Seiten heran, um durch die Fensterchen die Insassin dieses urväterlichen Vehikels zu erspähen. Wie die Gräfin das merkte, zog sie ärgerlich die verschossenen, ausgefransten Vorhänge von grasgrüner Seide zu. Aber lange hielt sie's nicht aus, in ihrem halbdunkeln Käfig so still zu sitzen. Das Fenster zur Linken rasselte herunter, der grüne Vorhang lüpfte sich, und der Kopf der Burgherrin von Raueneck in einem schwarzen, breit bebänderten Kapottehut nach der Mode der ersten sechziger Jahre kam zum Vorschein. Die Zuschauer nahmen sich zusammen und wagten nicht zu lachen, denn trotz der grotesken Umrahmung hatte das scharfe Gesicht der Greisin mit den drei artigen weißen Löckchen an jeder Schläfe und den lebhaften schwarzen Augen doch etwas Ehrfurchtgebietendes.

„Adam," rief die Gräfin ihren alten Diener heran, „ist denn das elende Schiff noch nicht in Sicht? Ich bekomme nasse Füße in dem Kasten." Und als Adam die Frage verneinen mußte, winkte sie die schlotternde Babett heran und hieß sie heimgehen. Sie habe Nötigeres zu tun, als sich hier unnütz zu verkühlen und dann womöglich am Rheumatismus krumm zu liegen, während die viele wichtige Arbeit ungetan bleibe.

Die brave Schaffnerin sperrte sich noch ein Weilchen, indem sie es für eine unumgängliche Anstandspflicht erklärte, sich von der tatsächlichen Abreise der Herrin per-

sönlich zu überzeugen, und bequemte sich erst zum endgültigen Abschied, als die Gräfin ihr das unnütze Geschwätz ärgerlich verwies. Mit ihrer löffelförmigen Unterlippe streifte die Babett die gnädig herausgestreckte Hand der Herrin, dann zog sie sich mit einem Knicks, glückliche Reise und gesunde Heimkehr wünschend, zurück.

Sie war noch keine zehn Schritte weit weg, als die Gräfin abermals den Kopf hinausbeugte und ihr aufgeregt nachrief: „Babett, Babett! Hör — eins will ich dir noch sagen: die Bettlade vom Fräulein wird mir mit heißer Seifenlauge ausgewaschen. Wenn ich je eine Wanz' erwisch', kostet es dein Leben. — Na, richte nur alles gut her, und — daß mir die Handwerker nicht ihre Nasen in meinen Kram stecken, hörst du? Herrje, was mir einfällt! Hast du mir denn die Wärmflasche eingepackt? Ich komme um in den fremden Betten, wenn ich meine Wärmflasche nicht habe. Meine Füß sind jetzt schon eiskalt. Und was ich sagen wollte ... Jemine, jemine, Babett, mir ist so arg kühl, habe ich denn vergessen, meine wollene Leibbinde umzulegen? — So, ich habe sie um? Na, dann ist's gut. — Adam, jage mir doch das Gesindel fort!“

Während dieser letztwilligen Verfügungen und Ängste hatte sich nämlich alles, was an Passagieren und Gaffern zur Stelle war, vor dem offenen Portschäsenfenster auf einen Haufen gedrängt, und die gute Gräfin war plötzlich gewahr geworden, daß sie hier der glotzenden Neugier ein heiteres Schauspiel biete. Das Fenster rasselte wieder in die Höhe, und das grüne Seidenfähnchen fiel herab.

Adam ereiferte sich pflichtschuldigst. „Hier gibt's nix zu gaffe. Macht euch fort, ihr Buwe!“ ranzte er das kleine Volk hilflos grimmig an. Und den Erwach-

senen gab er ernstlich zu bedenken, ob das vielleicht Anstand heiße, eine alte gräfliche Dame zu molestieren. Achselzuckend und lach nd zerstreuten sich die Zuschauer. Nur einer von ihnen, ein stattlicher junger Mann in elegantem Reiseanzug und Gummiregenmantel, trat zu dem alten Diener heran, klopfte ihm auf die Schulter und redete ihn lachend an:

„Ja, mein lieber Herr Burgwart, wenn Sie aber auch einen ganzen Antiquitätenladen auf offener Landstraße ausstellen, können Sie sich doch nicht wundern, daß es einen Auflauf gibt. Wo soll denn die Reise hingehen, wenn man fragen darf?"

Adam sah blöde zu dem schlanken jungen Herrn hinauf. Als er ihn aber erkannte, zog er den Hut vor ihm und rief sichtlich erfreut: „Ei, Sie sind's, Herr Stilling, jetzt kenn ich Ihne erst. Die Mosel hinauf soll's gehe, ins Triersche. Ein Todesfall in der werten Familie. Und ich muß mit auf meine alten Täg. Ach Herr Stilling, reise Sie am End auch den nämliche Weg? Wenn Sie sich als um uns annehme möchte. Mir ist schon angst und bang vor dere weite Reis'."

Herr Stilling erklärte sich gerne bereit, sich der Gräfin zur Verfügung zu stellen, aber weiter wie bis Koblenz könne er nicht mitfahren, denn da habe er Geschäfte.

Der Alte war natürlich heilfroh, eine bekannte Seele gefunden zu haben, und vertraute dem Sohne des reichen Weinhändlers, den er eigentlich nur von Ansehen kannte, unaufgefordert alles an, was er selber von dem Zweck der Reise und der großen Veränderung, die dem gräflichen Hauswesen durch die Aufnahme der jungen Waise bevorstand, wußte. Selbstverständlich reckten die Umstehenden bald ihre Ohren hin, so daß für möglichste Verbreitung solcher Neuigkeiten gehörig gesorgt war.

Mittlerweile war das Dampfschiff in Sicht gekommen, und es dauerte nicht mehr lange, bis es seine Glocke ertönen ließ. Die Leute am Landungssteg schickten sich just an, die Taue aufzufangen, die zum Festmachen des stattlichen Fahrzeugs hinübergeworfen werden sollten, als der Herr Benefiziat Wackes etlichermaßen außer Atem herbeigeeilt kam. Gleichzeitig hatte auch die Gräfin das Fenster wieder heruntergelassen und den Kopf hinausgesteckt, um die Vorbereitungen zu ihrer Verladung mit anzusehen. Die Aufregung war ihr deutlich anzumerken. Alle diese modernen Werkzeuge fahrplanmäßiger Massenbeförderung waren ihr unsympathisch und wohl auch unheimlich. Diese lärmenden, fauchenden Maschinen, die sie in ihrer Jugend nicht gekannt hatte, waren ihr in ihrem Alter immer noch etwas abstoßend Fremdes, anmaßende Eindringlinge in die legitime Ordnung der irdischen Dinge. Und vor allen Dingen erschienen sie ihr ekelhaft demokratisch mit ihrem Zwang zu unanständiger Hast. Sie, die Gräfin Jugenheim, die langjährige vertrauteste Freundin eines regierenden Großherzogs, sah sich gezwungen, sich mit Marktweibern, Handlungsreisenden und wer weiß was für Volk noch wie ein Stück Vieh in der Herde mit Hott und Hü über einen schmalen Steg aufs Schiff, oder gar von schnauzenden Schaffnern eine steile Hühnersteige hinauf durch einen engen Spalt in so einen Eisenbahnwagenkäfig hineintreiben zu lassen. Und saß sie einmal drin, so war sie verraten und verkauft, konnte das fauchende Ungeheuer auch nicht im mindesten nach ihrem Willen lenken, noch anhalten lassen, wo es ihr etwa beliebte, sondern sah sich willenlos auf seiner Bahn mit fortgerissen und ihr Geschick ehern verknüpft mit dieser namenlosen Menschenhorde, die denselben Zug oder dasselbe Schiff benutzte. Was für ein widerwärtiger Gedanke, etwa beim

Sinken des Schiffes von einem ertrinkenden Viehtreiber umklammert, oder beim Entgleisen des Zuges mit einem ellenreitenden Judenjüngling und einer käsebleichen Nähmamsell zusammen zu einem Brei zerquetscht zu werden!

In dieser schlaflosen Nacht vor der Abreise hatte sie sich diese ganze unwürdige Garstigkeit des modernen Verkehrs wieder so recht klargemacht, und wie sie nun den Moment gekommen sah, daß sie sich dem Dampfschiff tatsächlich überliefern mußte, da stieg ihr die Galle in die Kehle. So war sie denn in der allerübelsten Laune, als sie den Gruß ihres getreuesten Freundes, des Benefiziaten, erwiderte. „So, so, im letzten Moment also geben Sie mir doch noch die Ehre, Hochwürden? Dürfte am Ende auch die letzte Ehre gewesen sein! O, Sie brauchen sich gar nicht zu entschuldigen. Wer wird sich denn auch diesem Hundswetter länger als unbedingt nötig aussetzen!"

Es war für den würdigen Seelenhirten nicht gerade erfreulich, sich derart coram publico ausgescholten zu sehen. Er trat dicht an die Portschäse heran und redete der nervösen Greisin mit gedämpfter Stimme zu: „Ei nun, beruhigen sich Frau Gräfin doch. Ich habe das Wetter nicht gemacht und auch das Dampfschiff nicht erfunden. Es ist überhaupt meine Meinung, daß Sie sich mit dieser Reise zuviel zumuten, wenn Sie schon beim Antritt dermaßen erregt sind. Ihre Angehörigen würden es Ihnen sicher nicht verübeln, wenn Sie ruhig den Lauf der Dinge hier abwarteten und sich das kleine Fräulein von einer Vertrauensperson herbringen ließen."

„So, so, ist das Ihre Meinung?" gab die alte Dame gereizt zurück und wackelte dabei mit dem Kopfe, daß ihre weißen Löckchen flogen. „Wenn ich nicht zu alt bin, um mir noch die Sorge für so ein junges Menschen-

kind aufzuladen, dann bin ich auch noch nicht zu alt, um meine Pflicht ganz und in allen Stücken zu erfüllen. Niemand anders als ich wird der armen Lucie die Augen zudrücken und niemand anders als ich wird ihr Kind in Sicherheit bringen. Das ist meine Meinung. Tut mir wirklich leid, daß wir mal wieder nicht zusammenstimmen."

„Also, dann reisen Sie mit Gott," sagte der Herr Benefiziat und bekam einen roten Kopf.

Die Tür der Portschäse tat sich auf, und die Gräfin schickte sich an auszusteigen. Dabei sagte sie so laut, daß es die Umstehenden ganz wohl verstehen konnten: „Ach papperlapapp, ich reise leider nicht mit Gott, sondern mit dem Dampfschiff!" Sie überblickte mit ihren funkelnden Äuglein die Situation und zog alsbald den vorgestreckten Fuß wieder zurück. „Nein, über den glitschigen Steg gehe ich nicht. Tragt mich hinüber, Leute!"

Die wenigen Fahrgäste für Raueneck waren ausgestiegen, und die Schiffsglocke läutete schrill zur Abfahrt. Die beiden Arbeiter spuckten sich in die Hände, riefen „Hupp!" und stapften über die Brücke hinüber auf das Deck. Adam riß das Türchen auf und reichte seiner Herrin die Hand zum Aussteigen. Dann verfügten sich die Träger nach kurzem Gruß mit ihrem altertümlichen Möbel wieder davon, von der ganzen Schiffsgesellschaft neugierig bestaunt. Und nun sollte eben die Brücke an Land geschoben werden, als man eine schrille Stimme „Halt! Halt!" rufen hörte. Es war ein halbwüchsiger Bursche, durch eine Postbinde um den Ärmel und eine rote Ledertasche als Telegraphenbote kenntlich gemacht, der da in großen Sprüngen durch den aufspritzenden Kot der Landstraße gelaufen kam. Die Schiffsleute ließen die Brücke wieder los, und wenige Augenblicke später trabte

der Bote hinüber, laut rufend: „Eine Depesche für Frau Gräfin Jugenheim."

Die alte Dame stützte sich krampfhaft auf die Hornkrücke ihres Regenschirmes und sah sich ängstlich nach einer Sitzgelegenheit um. „Hu," rief sie, „diese Alterationen! Was kreischt der Bub! Die Lucie wird doch am Ende nicht schon tot sein!"

Während sie mit zitternden Fingern das Telegramm erbrach, verfügte sich der Herr Benefiziat, in der löblichen Meinung, daß es da vielleicht eine Christenpflicht zu erfüllen und der alten Dame einen notwendigen Beistand zu leisten gelte, über den Steg an Bord und stand nun, während die Gräfin das Telegramm überflog, mit gespannter Miene vor ihr. Der Adam, der die Reisekasse führte, suchte derweil in seiner Börse ein Trinkgeld für den Boten zusammen.

„Da, lesen Sie. Mir schwimmt's vor den Augen," sagte die Gräfin und reichte ihrem geistlichen Freunde das Papier hin.

Der hielt es dicht vor die Augen und las halblaut folgende Worte: „Herzlichen Dank für Bereitschaft. Bitte jedoch keinesfalls herkommen, da Unterbringung unmöglich. Onkel Paul bringt Toinette hin. Lucie."

„Wa . . . was? Ich soll nicht . . . .?" stammelte die Gräfin in höchster Erregung, indem sie ihre beiden Hände fest um den Schirmgriff krallte und ihre Augen bedrohlich in der Runde schweifen ließ, als ob dieses wildfremde Volk, das sie da neugierig im Halbkreise umstand, ihr eine unerhörte Zumutung gestellt hätte, gegen die sie sich verteidigen müßte.

„Aber das ist doch ausgezeichnet," rief der Benefiziat vergnügt. „Nun werden Sie der ganzen Plage überhoben. — Herr Kapitän, einen Moment! Die Frau

Gräfin fährt nicht mit. Der Koffer muß wieder ausgeladen werden."

Ein Deckoffizier in Uniform, der in der Nähe stand, trat herzu und ersuchte die Frau Gräfin in bestimmtem Tone, sich möglichst zu beeilen, da man schon Verspätung habe.

Aber er hatte noch nicht ausgeredet, als die Gräfin ihm schon ins Wort fiel, indem sie einen Schritt auf den Benefiziaten zu tat und diesen heftig anfuhr: „Wer sagt Ihnen denn, daß ich nicht mitfahre? Wer hat denn hier Befehle zu erteilen? Justament fahre ich mit. — Adam, der Koffer bleibt, wo er ist. — Was ich mir vorgenommen habe, das führe ich auch aus. Hu, diese Alterationen!"

„Aber Frau Gräfin, so nehmen Sie doch nur Vernunft an," flehte der gute Benefiziat mit aufgehobenen Händen.

Doch die gereizte Dame fuhr ihn an: „Ich brauche Ihre Ermahnung nicht. Ich bin alt genug, um zu wissen, was ich zu tun habe. Und was ich mir einmal vorgenommen habe, das habe ich immer noch ausgeführt. — Fahren Sie zu, Kapitän — und machen Sie, daß Sie fortkommen."

In diesem Moment bemerkte sie, wie der Telegraphenbote das Trinkgeld, das ihm Adam gegeben, nachdem er die Nickelstücke befriedigt überzählt, in die Tasche schieben wollte. Und da schritt sie mit hocherhobenem Schirm auf den Jungen zu und rief in heller Empörung: „Was, ein Trinkgeld auch noch dem Malefizbuben für sein elendes Telegramm! Fort mit ihm! — Bezahlen soll man seine Alterationen auch noch?!"

Verlegen grinsend machte der Bursche Kehrt und verfügte sich beschleunigten Schrittes nach dem Steg. Und

der Herr Benefiziat gab seine menschenfreundlichen Bemühungen seufzend auf und folgte dem Boten auf den Fersen. Und hinter den beiden fuchtelte die alte Dame so heftig mit ihrem Regenschirm drein, daß plötzlich der Stock mit dem Gestell sich aus der Hornschale löste und in kurzem Bogen über die Reeling ins Wasser flog.

Einen Moment schaute die alte Dame bestürzt auf die verlassene Hornkrücke in ihrer Hand, dann kreischte sie auf: „Mein Schirm! Mein Schirm! Adam, mein Schirm!"

Die Situation war so komisch, daß Passagiere und Schiffsvolk in ein höchst respektloses Gelächter ausbrachen. Eine Menge Menschen beugte sich über die Reeling, um vergnügt dem Kampfe des altertümlichen Parapluies mit den Wellen zuzusehen. Denn sobald der Pfarrer und der Telegraphenbote den Fuß an Land gesetzt hatten, war die Brücke abgeschoben und das Kommando „Langsam voran!" gegeben worden. Die Schaufelräder drehten sich, und in dem weißen Strudel, den sie erzeugten, verschwand nach einigen Zuckungen das treue, alte Schirmgestell endgültig.

Hilflos stierte der alte Adam ihm nach, während seine Herrin ihn am Ärmel packte und ärgerlich beutelte. Der gute Herr Benefiziat zog trotz der Unbill, die er erduldet hatte, doch höflich den Hut zum Abschied, als das stolze Schiff vorüberstrich. Aber die Gräfin erwiderte seinen Abschiedsgruß damit, daß sie die abgebrochene Krücke drohend wider ihn hinausstreckte, als wollte sie ihn für den Unglücksfall verantwortlich machen.

Der Dampfer hatte nun die Mitte des Stromes gewonnen und glitt rasch und ruhig seine gewohnte Bahn dahin. Adam starrte trübselig nach dem entschwindenden Ufer seiner teuren Heimat hinüber, als sagte ihm eine

Ahnung, daß er sie nie wiedersehen sollte. Und die Gräfin hielt sich immer noch an seinem Ärmel fest, leise vor sich hinmurmelnd. Da trat ein eleganter junger Herr an ihre Seite, zog artig den steifen, schwarzen Filzhut und sagte: „Wollen gnädigste Frau Gräfin nicht meinen Arm nehmen? Sie können doch unmöglich hier im Regen stehn bleiben. Darf ich Sie in den Salon hinunterführen."

Die alte Dame ließ den Arm ihres Dieners los und musterte den ihr fremden jungen Mann mit einem raschen Überblick, dann nickte sie äußerst hoheitsvoll und sagte: „Sie sind sehr artig. Ah, das habe ich gern, junge Leute von Lebensart. Natürlich gehen wir in den Salon. Das ist eine gute Idee. Kostet es da Extraentree?"

„Durchaus nicht," lächelte der junge Mann. „Er steht den Passagieren erster Klasse zur Benutzung offen."

Das feine alte Gesichtchen erhellte sich. „Erster Klasse? Selbstverständlich fahre ich erster Klasse. Geh, Adam, kaufe das Billett. Für dich zweiter. Und wenn du kalt hast, laß dir nur was Warmes in den Leib geben."

„Zu Befehl, Frau Gräfin," nickte der Alte. Und dann flüsterte er ihr rasch zu: „Dieses ist der junge Herr Stilling. Dem könne Sie sich ruhig anvertraue. Ganz e feiner junger Herr."

Die Gräfin nahm den dargebotenen Arm, und der Kavalier ergänzte Adams Empfehlung, indem er sich förmlich als Jean Jaques Stilling, von der Firma Gebrüder Stilling, Weingroßhandlung in Eltville, vorstellte. Er bugsierte sie glücklich die Treppe hinunter in den Salon. Und als sie da auf einem bequemen Polstersessel Platz genommen, begann sie sich einigermaßen in Sicherheit und sogar leidlich behaglich zu fühlen. Sie hatte zwar von einem Kaufmann immer noch so ungefähr die Vorstellung

eines Grandseigneurs aus dem 18. Jahrhundert; aber dieser junge Mann hatte ein so kavaliermäßiges Äußere und so sichere Formen, daß sie ihn nur mit kaum merklicher Reserve als Gentleman traktierte.

Er begann die Unterhaltung damit, daß er ihr eröffnete, wie er durch Adam schon über Zweck und Ziel ihrer Reise unterrichtet sei und nur lebhaft bedaure, sich ihr nicht weiter als bis Koblenz zur Verfügung stellen zu können. Aber wenn sie gestatte, werde er so frei sein, sie doch noch zum Bahnhof zu begleiten und dafür zu sorgen, daß sie im richtigen Zuge untergebracht werde.

„Aber wo denken Sie hin," rief die Gräfin lebhaft, „mit der Eisenbahn fahre ich nicht, um keinen Preis! Ich fahre natürlich zu Schiff weiter."

„Ja Pardon, finden Sie denn da Anschluß?" Herr Stilling zog sein Kursbuch aus der Überziehertasche und schlug nach. „Aha," sagte er nach einer kleinen Weile Suchens, „dachte ich mir doch gleich: das Anschlußschiff geht erst von Mitte Mai ab."

„I, dann ist doch der Benefiziat ein Esel!" rief die alte Dame aufgebracht. „Er hat mir's so aufgeschrieben. Was tu' ich denn da bloß?"

Herr Stilling zuckte die Achseln. „Ja, da werden Frau Gräfin wohl Ihren Abscheu überwinden müssen und doch mit der Bahn fahren, wenn Sie nicht die ganze Expedition aufgeben wollen."

„Nein, dann lasse ich lieber Extrapost anspannen," wehrte die Gräfin eifrig ab.

„Gibt's nicht mehr," sagte der junge Mann.

„Gibt's nicht mehr? Überhaupt keine Extrapost?"

„Auf dieser Strecke wenigstens nicht."

„Gräßlich! Gräßlich, diese modernen Einrichtungen!" rief die Gräfin. „Vor vierzehn Jahren, als ich das letzte-

mal die Strecke fuhr, habe ich allerdings auch die Eisenbahn benutzen müssen. Natürlich erster Klasse. Und denken Sie sich, da kommt ein ganzes Rudel preußischer Offiziere hinein! Nur zwei Coupés erster Klasse waren vorhanden, und beide waren voll von diesen unverschämten Preußen. Es war so dégoûtant, daß ich ausgestiegen bin und in die zweite Klasse gegangen. Ich wollte erst in ein sogenanntes Damencoupé, aber da saß eine Person mit drei brüllenden Kindern drin, und weil bloß zwei Minuten Aufenthalt war, stopften sie mich in eine Männerabteilung. Und denken Sie sich, da wollte so ein Kerl, so ein ekelhafter Weinreisender, gleich eine Konversation mit mir anfangen!"

„Pardon," sagte Herr Stilling, sich lächelnd verbeugend, „die Weinreisenden scheinen Ihr Schicksal zu sein, gnädigste Gräfin; ich reise ja auch für mein Haus."

„Oh — tätätä —! Nehmen Sie es einer alten Frau nicht übel, junger Herr. Natürlich gibt's überall Unterschiede. Aber Sie werden doch leicht begreifen, daß ich seitdem einen Dégoût vor der Eisenbahn habe. Ich habe geschworen, sie nicht mehr zu benutzen."

„Ja, da ist freilich guter Rat teuer."

Und nun saßen sich die beiden gegenüber. Die alte Gräfin, die Hände gefaltet und mit bekümmertem Ausdruck vor sich hinstarrend, der junge Herr mitleidig lächelnd.

Lange Zeit spielte die Gräfin nachdenklich mit dem Überrest ihres ertrunkenen Regenschirms, dann seufzte sie tief auf und begann, Herrn Jean Jaques Stilling beinahe schüchtern von der Seite musternd: „Wissen Sie, lieber junger Herr, ich meine, das Gescheiteste wäre es freilich, ich stiege auf der nächsten Station aus und führe mit dem nächsten Schiff zurück. Aber jetzt ist doch das Billett bis Koblenz schon bezahlt, und schenken werde ich

doch der Schiffsgesellschaft nichts. Aber von Koblenz aus fahre ich mit der nächsten Gelegenheit wieder zurück. Das Dumme dabei ist nur der Herr Benefiziat, denn der triumphiert dann natürlich und höhnt mich aus. Das kann ich nicht vertragen. Das macht mich nervios. Wenn ich nur wüßte, was ich dem Benefiziaten aufbinden könnte, damit ich im Recht bleibe. Ich kann die Leute nicht leiden, die immer alles besser wissen und immer alles gleich gesagt haben wollen."

„Ja, das ist freilich schwierig," lachte Herr Stilling. „Aber da fällt mir was ein: sagen Sie doch, Sie hätten sich telephonisch mit Ihren Verwandten in Verbindung gesetzt und aus dem Gespräch die Überzeugung geschöpft, daß Ihr Kommen gegenwärtig allerdings verfrüht wäre, und im übrigen hätten Sie alles mündlich besprochen. Wenn der Herr Benefiziat sieht, daß Frau Gräfin das Ding so praktisch gedreht haben, wird er gewiß nicht zu spotten wagen."

Die Gräfin war entzückt von dieser Idee und wollte ganz genau wissen, wie sie denn das anstellen sollte, sich mit ihren Leuten in dem kleinen Städtchen weit oben an der Mosel von Koblenz aus zu unterhalten. Worauf ihr der junge Weinhändler erklärte, daß sie dann nur nötig habe, an ihre Verwandten zu telegraphieren und sie zu ersuchen, zu einer bestimmten Stunde eine Vertrauensperson, vielleicht das junge Fräulein selber, sie telephonisch auf der Hauptpost in Koblenz anrufen zu lassen. Ein Telephon sei in jedem kleinsten Ort sicher wenigstens auf der Post vorhanden. Und da könnte sie ja direkt von ihrer kleinen Urgroßnichte erfahren, wie die Dinge dort ständen.

„Was Sie sagen!" rief die Gräfin, den jungen Herrn ungläubig anstarrend: „Ich kann in Koblenz auf

der Post die Stimme meiner kleinen Toinette hören?! Aber ich habe doch noch nie telephoniert. Ich verstehe doch mit so einem Dings nicht umzugehen."

„Wenn Frau Gräfin gestatten, will ich gern mitkommen und Ihnen zeigen, wie Sie's anstellen müssen. Frau Gräfin hören doch noch so scharf, da wird das ohne Schwierigkeiten gehen."

„Ja freilich, freilich, meine fünf Sinne habe ich noch alle gut beisammen. Das machen wir, Herr Stilling, das machen wir. Nein, wie bin ich froh, daß ich Sie hier gefunden habe." Damit streckte die alte Dame ihm ihre Hand entgegen, und als er die seine hineinlegte, streichelte und drückte sie sie zärtlich. Sie war so aufgeregt von dem Gedanken, die Stimme ihrer Urgroßnichte hören zu sollen, daß sie von der plötzlich überquellenden Zärtlichkeit ihres alten Herzens etwas auf diesen gottgesandten jungen Mann überströmen lassen mußte.

Sie wurde jetzt sehr mitteilsam und weihte den Reisegenossen in alle ihre Zweifel und Ängste ein. Sie sei ja natürlich beglückt von der Aussicht, so ein junges sonniges Wesen zur Gesellschaft ihrer einsamen alten Tage zu bekommen, und wolle ihr möglichstes tun, um ihm eine frohe Jugend und eine gute Erziehung angedeihen zu lassen; aber sie sei doch nun einmal so fremd in der Welt geworden und habe so lange nur mit alten Leuten verkehrt — und der Herr Benefiziat sei auch ein altes eigensinniges Möbel und habe keine Ahnung von der neuen Zeit — er kenne sich nicht einmal im Kursbuch aus und darauf, daß man telephonieren könne, wäre er nie verfallen! Und mit Beten und Kirchenlaufen allein könne sie doch dem kleinen Mädchen nicht viel Vergnügen bereiten — und lernen solle es doch auch was. Und ob der Herr Benefiziat selber alle die Kennt-

nisse habe, die man von einer jungen Dame von Stand heutzutage verlangen müsse, das sei ihr doch sehr zweifelhaft — und wenn es dann am Ende nicht ginge und das Mädelchen trübsinnig würde oder gar auf unnütze Gedanken verfiele — was sollte sie da mit ihm anfangen?

Herr Stilling war gleichzeitig belustigt und geschmeichelt, nebenbei aber auch ein bißchen gerührt über diese Vertrauensseligkeit der alten Dame, die ausgerechnet ihn als Sachverständigen für Mädchenerziehung in Anspruch nahm. Aber er wußte seine Würde wohl zu wahren. Er machte sie darauf aufmerksam, daß für den schlimmsten Fall, das heißt, wenn es mit der häuslichen Erziehung gar nicht mehr gehen wolle, doch rheinauf, rheinab anständige Mädchenpensionate massenhaft zur Verfügung ständen. Und wenn das junge Fräulein nur ein wenig netten Umgang mit gebildeten Töchtern und Söhnen besserer Familien in ihrem Alter hätte, so sei nicht abzusehen, warum es ihr nicht gefallen sollte bei ihrer Frau Urgroßtante, zumal doch das Herumstöbern in so einem alten Ritterschloß für den romantischen Sinn eines jungen Mädchens an sich schon etwas ungemein Reizvolles wäre. Dann machte er sie darauf aufmerksam, daß er selber noch ein Schwesterchen von 13 und einen Bruder von 15 Jahren habe, die sich ein Vergnügen daraus machen würden, wenn die Frau Gräfin ihnen mit dem Fräulein Toinette zu spielen erlaubte. Von ihrer Villa aus könnten die Kinder zu Rad in zehn Minuten in Rauneck sein. Sie hätten übrigens auch eine sehr nette Gouvernante, eine hübsche und sehr gebildete junge Dame, die vielleicht den Unterricht der Toinette mit übernehmen würde. Sie könnte ganz gut per Rad täglich zum Unterricht gefahren kommen, höchstens bei ganz schlechtem Wetter würde die Frau Gräfin

einmal anspannen lassen müssen. Außerdem stünde ihr auch das Stillingsche Motorboot zur Verfügung. Und bei ihrer Villa hätten sie einen schönen Tennisplatz. So würde für Abwechslung zwischen Vergnügen und Unterricht reichlich gesorgt sein.

Der alten Dame schwirrte der Kopf. Telephon, Rad, Gouvernante, Motorboot — das wirbelte alles durcheinander. Lauter neue fremde Dinge. Lauter Merkmale dieser bunten, raschen, vielgestaltigen neuen Zeit, die bisher gänzlich außerhalb ihres Gesichtskreises geblieben war. Und das sollte nun auf einmal alles in Begleitung eines kecken Backfischleins in ihr düsteres altes Gemäuer hereinbrechen! Sie fürchtete sich vor der Überrumpelung. Und doch schlug ihr Herz voll Ungeduld dem Augenblick entgegen, wo durch den Eintritt dieses jungen Lebens in ihrem traurigen Winter so ein warmer Feuerbrand aufleuchten sollte. — Ach, die Menschen dieser neuen Zeit konnten doch am Ende nicht alle so schlimm, so unverständlich verwickelt sein, wie sie sich immer vorgestellt hatte. Dieser angenehme, elegante Kavalier, dieser Weinhändlersohn, wie selbstverständlich, wie ruhig und sicher er alle diese schwierigen Fragen beherrschte und sofort mit einer vernünftigen klaren Antwort bei der Hand war. Sie war ganz entzückt von dem jungen Manne. Und auf dem ganzen Wege bis Koblenz mußte er ihr erzählen, was er selbst gelernt habe, was die jungen Damen von heute zu lernen pflegten, wie es mit dem Umgang der Geschlechter untereinander gehalten werde, und wieviel Wäsche und Kleider nötig seien, und was der Unterricht koste, und was dergleichen wichtige Fragen mehr waren. Sie gestand ihm dann auch offen ein, daß es mit ihren Mitteln keineswegs glänzend bestellt sei, denn sie habe seit 1867 keine

Pension mehr aus der Gerolsteinschen Schatulle erhalten, sondern sei einzig auf die Zinsen ihres kleinen Vermögens und auf den Ertrag der Weinberge angewiesen, die zu Schloß Raueneck gehörten. Sie habe sie natürlich verpachtet, aber in schlechten Weinjahren sei es sehr schwer, den Pachtschilling pünktlich zu erhalten. Die Leute setzten ihr dann immer so lange mit Klagen und Bitten zu, bis sie ihnen einen großen Teil erließe, und dann müsse sie sich gar sehr einschränken.

Herr Stilling gab ihr auf ihre tausend Fragen nach bestem Wissen Bescheid und erbot sich sogar, ihr in den geschäftlichen Angelegenheiten mit Rat und Tat beizustehen. Die Rauenecker Weine seien ihm wohlbekannt, und es sei nicht ausgeschlossen, daß seine Firma sich unter vorteilhaften Bedingungen für die Gräfin zur Übernahme der Weinberge selbst entschließe.

So vergingen die drei Stunden Fahrzeit bis Koblenz wirklich wie im Fluge. Mittlerweile hatte sich auch der Himmel aufgeklärt, und als sie an Land stiegen, lachte heller Sonnenschein über dem Rhein und über der alten Stadt. Herr Stilling geleitete die Gräfin nach einem Hotel, wo sie zu Mittag speisen konnte. Dann verabschiedete er sich, nachdem er das Telegramm an das Haus de Rège aufgesetzt und das telephonische Stelldichein auf drei Uhr nachmittags bestellt hatte.

Die Gräfin hatte es nicht gewagt, sich nach dem Diner niederzulegen, aus Furcht, den telephonischen Anruf zu verschlafen. Sie war stattdessen ein wenig spazieren gegangen und Adam hatte sie nach guter alter höfischer Sitte begleiten müssen, immer fünf Schritte hinterdrein. Auf ihren Wunsch hatte er den alten Kutscherpaletot zurückgelassen. Und da spielte er denn in seiner schlotternden, zerknitterten himmelblauen Livree mit den blind-

gewordenen Goldlitzen eine gar komische Figur und half das Aufsehen, das sie selbst schon durch ihr Kostüm aus den sechziger Jahren erregte, beträchtlich vermehren. Ihr schwarzer Seidenrock bauschte sich über einer Krinoline mäßigen Umfangs. Und über der weitärmeligen spitzenbesetzten Jacke trug sie noch jenen kostbaren türkischen Schal ins Dreieck gefaltet, die Enden über die Ärmel baumelnd, ohne den unsere Großmütter besseren Standes nicht zu denken waren. Da sie es aber gewohnt war, sich beim Gehen einer Stütze zu bedienen und ihr geliebter Regenschirm ihr so schmählich abhanden gekommen war, so mußte ihr Adam den seinen leihen, ein plumpes baumwollenes Ungeheuer, welches natürlich nur dazu beitrug, die groteske Altertümlichkeit ihrer Erscheinung in den Straßen von Koblenz zu vermehren. Ihre immer noch vornehme Haltung und das alte feine Gesicht sprachen immerhin eine so deutliche Sprache, daß selbst die rüde Straßenjugend ihr nicht ins Gesicht zu lachen wagte. Aber alle Leute ohne Ausnahme blieben stehn und schauten der Spaziergängerin und ihrem himmelblauen Anstandswächter voll neugierigen Staunens nach. Ganz Koblenz zerbrach sich die Köpfe darüber, aus welchem vergilbten alten Jahrgang des Gothaer Kalenders diese seltsame Erscheinung wohl ans Tageslicht gekrochen sein möge.

Ein paar Minuten vor drei Uhr stellte sich Jean Jaques Stilling ein und wartete in der Nähe der Telephonzelle des Hotels auf das Klingelzeichen. Ziemlich pünktlich ertönte es. Und der junge Herr verfügte sich eiligst in die Zelle, die Tür hinter sich offen lassend und nahm den Hörer ans Ohr. „Hier Hotel Trierscher Hof, Koblenz. Wer dort?" rief er in den Schallbecher hinein. Und alsbald vernahm er die Antwort: „Hier Toinette de Rège. Ist Frau Gräfin Jugenheim dort?"

„Jawohl, Fräulein, Ihre Frau Urgroßtante ist hier. Sprechen Sie nur langsam und deutlich.“ Und mit einladendem Lächeln reichte er der alten Dame den Hörer hin.

Ängstlich, als fürchte sie einen elektrischen Schlag, nahm sie den Griff in die Hand und führte zitternd das Instrument an ihr Ohr. Ein paar Sekunden darauf erbleichte sie, ließ den Hörer sinken und starrte Herrn Stilling hilflos an. „Aber das ist ja gräßlich unheimlich,“ sagte die Greisin. „Ich habe wirklich eine junge Mädchenstimme gehört. Bist du da, liebe Urgroßtante, hat sie gesagt. Was soll ich denn bloß tun?“

„Sprechen Sie ein wenig langsam und möglichst deutlich da mitten gegen die Öffnung zu. Gar nicht besonders laut. Sagen Sie dem Fräulein guten Tag und fragen Sie, wie's geht. Erlauben Sie, daß ich den anderen Hörer nehme, dann kann ich Ihnen vielleicht helfen, falls Sie nicht deutlich verstehen sollten.“

Gehorsam tat die Greisin, wie ihr geheißen ward, und ihre Stimme zitterte, überwältigt vor Rührung und Aufregung. „Ja, ich bin da, Toinettchen,“ rief sie in den Apparat. „Ich höre dich sehr gut. Kannst du mich auch hören?“

„Natürlich ja — ganz deutlich,“ klang die helle Kinderstimme zurück. „Mama läßt dich schön grüßen und wieso du denn in Koblenz wärest.“

„Ich . . . ja ich . . . ich hatte doch nun mal die Reise fest beschlossen und war schon auf dem Schiff. Und der Herr Benefiziat, weißt du, der hat mich so geärgert und dann ist mir die Krücke von meinem Regenschirm abgebrochen und der Schirm ist ins Wasser geflogen.“

„Pardon, gnädige Frau,“ unterbrach Herr Stilling, „Sie haben nur drei Minuten Zeit. Fragen Sie nur gleich, wie's dort geht.“ Und er rief selbst in den

Apparat: „Frau Gräfin wollte trotz ihres Telegramms gern selbst zum Rechten sehen. Aber es geht kein Schiff weiter von hier. Und mit der Bahn mag sie nicht fahren.“

„Was ist denn das für ein Mann, der da auf einmal dazwischen spricht?“ klang Toinettens Stimme.

Und die Gräfin erwiderte eifrig: „O, ein ganz reizender junger Mann. Herr Jean Jaques Stilling. Mit seinem Bruder und seiner Schwester wirst du spielen und Unterricht haben, wenn du zu mir kommst. Und mich wirst du auch ein bißchen liebhaben, nicht? Ach, Toinettchen, ich freue mich ja schon so. Es ist mir ja so leid, daß ich nicht heute noch zu euch kommen soll. Ich wollte dich so gerne gleich mitnehmen.“

Die Gräfin vermochte die Antwort nicht zu verstehen. Die Aufregung über das unerhörte Wunder dieser Verständigung auf so weite Entfernung verursachte ihr heftiges Herzklopfen, und das Blut rauschte ihr in den Ohren.

Herr Stilling sprang helfend ein. „Sie sagt, sie könnte doch von der Mama nicht fort. Sie hoffen ja noch alle, daß sie wieder gesund werden würde. Es gehe ihr heute überhaupt ein wenig besser. Und sie könnte sich gar nicht denken, daß ihre Mama wirklich sterben sollte.“

„Ich kann nicht mehr — ich kann nicht mehr,“ stammelte die Greisin atemlos und am ganzen Körper zitternd. „Sagen Sie ihr, ich könnte es nicht mehr aushalten vor Ungeduld, daß sie zu mir käme. Und ich möchte am liebsten ihr süßes Stimmchen küssen.“

Tränen stürzten der alten Dame aus den Augen. Sie schwankte und legte rasch den Hörer fort. Herr Stilling stützte sie mit seinem Arm, geleitete sie nach dem nächsten Stuhl und eilte dann an den Apparat zurück. „Fräulein Toinettchen — sind Sie noch da?“ rief er, und auch seine Stimme bebte leicht vor Er-

griffenheit. „Ihre liebe Urgroßtante hat sich so aufgeregt. Sie kann nicht mehr mit Ihnen sprechen. Aber sie läßt Ihrer Frau Mutter alles Gute wünschen. Und wenn es doch zu Ende geht, so möchten Sie doch ja nicht zweifeln, sondern Vertrauen zu ihr haben. Geben Sie nur ja öfter Nachricht, wie es steht und wenn das Schlimmste eintreten sollte . . . . ."

„Sprechen Sie noch? Drei Minuten sind um," unterbrach die Stimme des Beamten.

„Tante Jugenheim, ich soll dir sagen . . ., ach bitte richten Sie es doch . . . . " Da schnarrte und knackte es im Hörer, und das Gespräch war abgebrochen.

Es dauerte lange, bis sich die Gräfin wieder beruhigt hatte. „Wie ist es bloß möglich, wie ist es bloß in der Welt möglich!" murmelte sie fortwährend vor sich hin. „Ich habe Toinettchens Stimme gehört. Was hat sie für ein liebes Stimmchen!"

Und als sie wieder ruhiger geworden war, bat sie Herrn Stilling, ihr doch behilflich zu sein, daß sie auf dem kürzesten Wege wieder heimkehre. Sie könne es hier an dem fremden Ort nicht mehr aushalten. Und da ließ sie sich ohne Widerrede, zum höchsten Erstaunen Adams, nach dem Bahnhof bringen und in den nächsten Zug rheinaufwärts setzen.

Mit Einbruch der Dunkelheit kam sie wohlbehalten zu Hause an und schlich sich ohne sonderliches Aufsehen wieder in ihr finsteres Gemäuer hinein. Die Babett kreischte laut auf, als sie ihr das Tor öffnete. Aber sie ließ sich auf gar keine Erklärungen ein, sondern hieß sie nur einen Tee bereiten und hernach gleich die Wärmflasche zurechtmachen, denn sie wollte nach all der Aufregung dieses Tages früh zu Bette. Und als sie die alte Dienerin für diesen Abend entließ, sagte sie noch:

„Ihr braucht mir nicht etwa gleich zum Benefiziaten zu rennen. Wenn er es aber etwa schon erfahren hat, daß ich wieder da bin und sich erkundigen kommt, dann sagt ihm nur, ich hätte die bewußte Angelegenheit telephonisch prompt erledigt. Und morgen bin ich überhaupt nicht für Seine Hochwürden zu sprechen, verstanden? — Ja, was guckst du mich denn so dumm an, Babett? Ich habe mit meiner Nichte selbst gesprochen — aber gewiß doch — mündlich — persönlich! Ich in Koblenz, sie in Quint. Eins stellt sich hüben und eins drüben an den Kasten und dazwischen ist ein Draht gespannt. Dann hört man sich so deutlich, als wenn man in derselben Stube wäre. Ja, ja, guck du nur, das geht alles mit rechten Dingen zu. Aber du, alter Maulwurf, hast ja natürlich keine Ahnung von so was. Geh, schlaf dich aus! Gute Nacht."



Drittes Kapitel.

Es war, als hätte die Befreiung von der Sorge um die Zukunft ihres Kindes das Lebensschifflein der Frau Lucie de Rège dermaßen erleichtert, daß es noch eine Weile munter oben zu schwimmen vermochte; wenigstens berichtete der Brief, der schon am Abend nach dem Koblenzer Ausflug auf Raueneck eintraf, von einer erfreulichen Besserung in dem Befinden der von den Ärzten doch schon aufgegebenen Dame. Antoinette de Rège hatte diesen Brief geschrieben mit einer sauberen steifen Kinderhandschrift, aber ganz fließend im Stil, wenn auch freilich etwas schulmäßig phrasenhaft. Man sah es dem Schreiben an, daß man das kleine Fräulein ermahnt hatte, sich auch ja recht nett und höflich bei der guten Urgroßtante dafür zu bedanken, daß sie sich bereit erklärt, für sie sorgen zu wollen, und sich in ihrem Eifer sogar unnötigerweise bis nach Koblenz bemüht habe.

Der guten Gräfin, die selbstverständlich keine Ahnung mehr von der briefstellerischen Leistungsfähigkeit eines vierzehnjährigen Backfisches hatte, erschien diese korrekte kleine Epistel als ein wahres Wunder von Bildung und Aufgewecktheit, und die große steile Handschrift fand sie ungemein charaktervoll, von merkwürdiger geistiger Reife zeugend. Da gerade weiter niemand zur Stelle war, mußten Adam und Babett diese erste persönliche Bot-

schaft der künftigen kleinen Gnädigen pflichtschuldigst bewundern. Die Gräfin setzte sich auch bald hin und verfaßte eine ausführliche Antwort, in welcher sie der Kleinen feierlich versprach, ihr eine zweite Mutter sein zu wollen, und ihr von den geheimnisvollen Herrlichkeiten der alten Burg am Rhein, sowie von dem angenehmen Verkehr, den sie in der Nachbarschaft haben würde, und von allen Freuden und Freiheiten, die ihrer warteten, soviel Verlockendes berichtete, als ob sie sie verleiten wollte, womöglich sofort von zu Hause durchzubrennen. Sie wünschte selbstverständlich ihrer lieben Mama das Beste und betonte, daß auf die Versicherungen der Ärzte gar nicht viel zu geben sei, war aber im Grunde ihres Herzens über die harte Geduldsprobe, die ihr Frau Lucie durch die überraschende Besserung auferlegte, recht sehr ungehalten. Wenn jemand schon einmal so feierlich vom Totenbette aus seinen letzten Willen der Verwandtschaft kund gegeben hat, dann soll er auch nicht mehr lange fackeln, sondern mit anständiger Ergebung seine Augen schließen und sein Wort halten — das war ihre eigentliche Meinung.

Es verging eine Woche um die andere, ohne daß die Todesnachricht aus Quint eintraf. Die alte Dame war schon ganz zapplig vor nervöser Ungeduld geworden. Der böse April war glücklich überstanden, und der Mai hatte mit schmetternden Fanfaren und goldnem Sonnenschein, Blütenduft und Schwenken jung-grüner Wipfelfahnen Frühlings endlichen Einzug begrüßt — und das wäre gerade das rechte Wetter gewesen, um auch den Einzug frühlingsfrischer Jugend in ihr altes Herz und in das alte Gemäuer ihres einsamen Heims zu feiern. Vor Überraschungen ist man ja im deutschen Mai noch keineswegs sicher, und es wäre doch zu schrecklich, wenn's nun etwa so treffen sollte, daß das liebe junge Blut in seinem

Trauerkleidchen zum erstenmal durch das finstere Burgtor schreiten sollte, wenn auch der Himmel ein grämliches Gesicht machte und kalte Regenschwaden mit eisigem Hauche auf dem schmutzig gelben Strom daherbliesen. Lucie de Rège gedachte sich vermutlich noch so lange ans Leben zu klammern, als dieser Wonnemond es lebenswert machte, und erst den Widerstand aufzugeben, wenn ein tückischer Umschlag ihr die Unzuverlässigkeit alles irdischen Glückes bewies.

So gut die Gräfin das begreifen konnte, gekränkt fühlte sie sich doch durch die Rücksichtslosigkeit der Großnichte. Ihr einziger schwacher Trost war noch der, daß ihr diese Verzögerung reichlich Zeit gab, in aller Ruhe ihre Vorbereitungen zum würdigen Empfang Toinettens zu treffen. Sie verkaufte ein Papier für 500 und etliche Mark und wandte das alles daran, um dem Mädelchen ein hübsches Schlaf- und ein nettes behagliches Arbeitsstübchen einzurichten. Räume gab's ja genug in dem alten Kastell, aber menschenwürdige Behausungen wenige. Die beiden Zimmerchen, die sie Toinetten zugedacht, lagen im ersten Stock über der Toreinfahrt. Sie hatte hier zwar nicht den Blick über den Rhein, wohl aber über blühende Obstgärten, Weinberge bis zum Niederwald hinauf und hinunter auf die schmucken Häuser von Raueneck. Dafür stand im Winter auch der eisige Wind vom Fluß her nicht auf ihren Fenstern, der an der Südostseite oft so bösartig durch die Ritzen pfiff und wild mit den morschen Laden klapperte. Die beiden Räume lagen in der Mitte einer Flucht von Zimmern, die um das ganze Gebäude, die beiden Hauptflügel und das dazwischen befindliche Mittelstück, herumliefen, wenn auch nicht in gleicher Höhe, denn von Toinettens Schlafzimmer aus führten einige Stufen hinauf durch einen ganz finsteren und überaus

engen Korridor nach dem nach Norden und Westen gelegenen Zimmer, in dem die Gräfin schlief, und noch zu zwei kleineren dazwischen gelegenen Kammern, die als Badestube und Garderobe dienten.

Maurer, Weißbinder, Tapezierer, Schreiner und Lackierer zogen ein und erfüllten vierzehn Tage lang diesen Teil des Schlosses mit Schmutz, Geräusch und zweifelhaften Düften. Als sie aber das Feld geräumt hatten, waren auch die beiden Zimmerchen gar nicht wiederzuerkennen. Weiße Plafonds mit hübschen Stuckornamenten, saubere Tapeten, das Schlafzimmer blau und weiß gestreift, das Arbeitszimmer mit einem üppigen Blumenmuster, das die Gräfin berückend schön fand, das alte wurmstichige Bettgestell ausgebessert, fest geleimt, weiß lackiert und darüber ein Betthimmel von blau und weiß gestreiftem Cretonne, mit welchem auch die Waschtoilette bezogen und zeltartig überdacht war. Dazu natürlich duftige weiße Spitzengardinen und über dem gelb gestrichenen Fußboden ein kleiner neuer Teppich. Im Arbeitszimmer eine frisch aufpolierte Rokokokommode mit Bronzebeschlägen, ein koketter Schreibtisch aus den fünfziger Jahren, den bisher die Gräfin selbst benutzt hatte, während sie nun zu ihrem eignen Gebrauch ein großes hell furniertes und geschweiftes Zylinderbureau aus dem 18. Jahrhundert neu hatte auffrischen lassen, ferner eine ganz neue Chaiselongue, ein ovaler Tisch mit Plüschdecke und ein ziemlich geräumiger Schrank für die Bücher und sonstigen Habseligkeiten. Auf einer Konsole über dem Schreibtisch tickte eine französische Pendule, und zwischen seinen vier dünnen Beinen lag ein mit rotem Fries unterlegtes Fuchsfell. Als Wandschmuck dienten etliche illuminierte Kupferstiche aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, italienische Landschaften darstellend, sowie zwei reichlich dekolletierte

Schäferszenen in Watteaus Geschmack. Das Schlafzimmer wies nur zwei Bilder auf. Über dem Bett eine ängstlich saubere Bleistiftzeichnung, welche die Urgroßtante in ihrem 18. Lebensjahr darstellte, und an der gegenüberliegenden Wand ein großes Medaillonporträt der Ninon de Lenclos in Kupferstich. Reiche Leute von modernem Geschmack hätten vielleicht gegen den Stil dieser Einrichtung allerlei einzuwenden gehabt, aber für ein junges Mädchen von bescheidenen Ansprüchen war es sicher alles, was man verlangen konnte.

Sobald die Herrlichkeit fertig war, hielt sich die gute Gräfin schier halbe Tage in diesen beiden Zimmerchen auf, nnd das Herz klopfte ihr im Vorgenusse der großen glänzenden Augen, welche Toinette machen würde, wenn sie sie in dies ihr neues Heim geleitete. Sie hatte sich eigens mit dem Benefiziaten Wackes, der wegen der Behandlung, die sie ihm bei ihrer Abreise angedeihen ließ, vierzehn Tage mit ihr geschmollt hatte, wieder versöhnt, nur um einen einigermaßen gebildeten Menschen zur Verfügung zu haben, dem sie mit ihrer Schöpfung imponieren konnte. Der alte Adam hörte ihr zwar auch freundlich lächelnd zu, wenn sie ihm etwas vorprahlte von der Wunderfeinheit ihrer Urgroßnichte und wie dann die alte Schlamperei ein Ende haben und alles im Hause blitzblank auf freundliche Heiterkeit hinausgearbeitet werden müsse, aber sein zu allem bereites Ja war doch schon mehr Stumpfsinn als Begeisterung und konnte ihren Ehrgeiz nicht befriedigen.

Viel Not hatte sie mit der alten Babett. Die brummte den ganzen Tag und ließ die Unterlippe noch länger hängen als gewöhnlich. Erst über den Schmutz und die Unruhe, die die Handwerker verursachten, und dann über die Aussicht auf vermehrte Arbeit, die die

neue Hausgenossin ihr aufladen würde. Die Gräfin ärgerte sich weidlich über solche mißmutige Schwerfälligkeit. Sie war doch reichlich 15 Jahre älter als die Babett, und wie jung kam sie sich jetzt ihr gegenüber vor! Sie freute sich auf die Unruhe, auf die Arbeit, auf all die Zumutungen, die das junge Leben an ihren alten Kopf stellen würde. Und so ein altes Dienstbot verliert gleich den seinigen, obwohl es doch nichts zu tun hat, als Befehle auszuführen, ohne irgendwelche Verantwortung zu tragen. Mit der Alten würde es nicht gehen, das wurde ihr immer klarer. Fortschicken konnte sie sie natürlich nicht. Sie mußte verbraucht werden, wie sie war. Toinette mußte eine eigene Bedienung haben. Sie sollte doch ihrem adligen Stande gemäß aufwachsen, und dazu gehörte, daß sie frühzeitig lernte, sich mit Grazie und Würde bedienen zu lassen. Die vornehme Abkunft eines Fräuleins spricht sich in nichts so deutlich aus als in ihrem Verhalten gegen Dienstboten. Das ist etwas, was die Parvenüs nie lernen. Aber auch, wo der rechte Instinkt angeboren ist, muß in der Jugend zu seiner Übung Gelegenheit gegeben werden. Das alles überlegte sich die Gräfin ernsthaft in den vielen einsamen Stunden ihrer Tage und Nächte. Schließlich kam sie zu dem Entschluß, eine Jungfer zu engagieren, und zwar keine perfekte, denn die würde ihr zu teuer gekommen und vermutlich auch bald anmaßend geworden sein, wohl aber ein nettes, sauberes, anständiges Mädchen leidlicher Herkunft, die sich gern anlernen ließ und sich eine Ehre daraus machte, in einem gräflichen Hause, wenn auch gegen bescheidenen Lohn, zu dienen.

Einen ganzen Tag verwandte die Gräfin darauf, eine Annonce zweckentsprechend zu stilisieren. Und als sie endlich mit der Lösung solcher schwierigen Aufgabe zufrieden

war, beauftragte sie den Herrn Benefiziaten damit, für die Veröffentlichung in den geeigneten Zeitungen zu sorgen. Unter geeigneten Zeitungen verstand der geistliche Herr selbstverständlich nur gut katholische Zentrumsblätter. Und eine Reihe solcher rheinauf, rheinab beauftragte er denn auch mit der Veröffentlichung des Inserates.

Sei es nun, daß das „vornehme gräfliche Haus“, welches das Inserat betont hatte, auf die junge Zofenwelt keine besondere Anziehung ausübte, oder daß die unterlassene Erwähnung der Lohnverhältnisse sie bedenklich machte, kurz: es meldete sich keine. Einige Gesindevermieterinnen aus den größeren Städten der Umgegend schickten ihre Geschäftskarten und empfahlen sich zur Effektuierung geehrter Aufträge mit der Bitte um nähere Bezeichnung der geforderten Leistungen und des gebotenen Salärs; aber alle diese Institute schienen vorauszusetzen, daß die Frau Gräfin sich selbst auf den Markt bemühte, um die menschliche Ware in Augenschein zu nehmen. Aber das fiel ihr gar nicht ein. Herr Jean Jaques Stilling, an den sie sich brieflich wandte, war verreist. Sie war ratlos. Da meldete ihr, acht Tage nachdem das Inserat zuerst erschienen, Adam mit etwas bedenklicher Miene ein junges Fräulein, das sie dringend in persönlicher Angelegenheit zu sprechen wünsche. Es schickte sogar seine Visitenkarte mit herein. Ein ganz kleines Blättchen, worauf nur Kätchen Leydig stand. Die Gräfin hieß das Fräulein eintreten und ging ihm in das Empfangszimmer entgegen.

Da knickste bei der Glastür, die auf die Steintreppe hinausführte, ein stattliches, ungewöhnlich hübsches Mädchen mit großen Augen, energischer schlanker Nase, üppigen Lippen und glattem frischen Teint. Auf dem reichen rotblonden Haar trug es einen großen hellen Strohhut, kühn

geknickt und gebogen und darauf ein ganzes Beet von Primeln. Unter dem leichten grauen Jackett, das es offen trug, wurde eine ausgeschnittene Sommerbluse sichtbar, und um den schlanken bloßen Hals trug es an einem goldnen Kettchen ein mit Türkisen besetztes Medaillon in Herzform. Ein nett fallender schwarzer Rock, ein dünn zusammengefalteter Regenschirm und auffallenderweise schwarze Glacéhandschuhe vervollständigten den Anzug. Mit einem raschen Überblick musterte die Gräfin das etwas wirre Ensemble dieser reizenden Erscheinung, dann hob sie das würdige Haupt und fragte mit vornehmer Zurückhaltung, womit sie dem Fräulein dienen könne.

Die Fremde knickste abermals kindlich kokett und sagte: „Ich heiße Kätchen Leydig, bin so frei. Ich bin nämlich zufällig bei meiner Frau Tant' in Bingen zu Besuch. Meine Frau Tant' ist nämlich die Frau pensionierte Lokomotivführer Vierheller. Und da hab' ich zufällig erfahren, daß gnädige Frau Gräfin eine Jungfer zum Anlernen suchen. Und da hab' ich gedacht, ich bin so frei und probier's als emal, falls Sie nämlich noch keine andere gefunden habe."

Das Gesicht der Gräfin hellte sich auf. „Aber so treten Sie doch näher, liebes Kind," sagte sie überaus leutselig. „Sind Sie denn schon einmal Jungfer gewesen?"

„Das gerade nicht; aber ich habe Lust und Liebe zum Fach, das kann ich wohl sagen."

„Wie alt sind Sie denn?"

„Also ich bin schon zwanzig, daß ich nit lüg'."

„Und wo waren Sie denn bisher in Stellung?"

„Noch gar nirgends. Ich war bisher daheim. Und daß ich hätt' in Dienst gehn sollen, das lag ja, versteht sich, gar nicht in meiner Absicht, denn mein Vater ist

ein höherer Eisenbahner, versteht sich. Und da war so was ausgeschlossen. Aber weil wir doch vierzehn Kinder sind, sechs davon gestorben, versteht sich — aber acht sind immer noch genug. Und bei der höheren Stellung von meinem Vater als Beamter — und was meine Mutter betrifft, die ist von besserer Herkunft, versteht sich — da hab' ich eben in der Wirtschaft mit angepackt, versteht sich, und dann noch Weißnähen und e bißchen Schneidern und alles, was sich so gehört fürs Haus, das hab' ich gelernt, versteht sich."

„Können Sie denn frisieren?"

„Das glaub' ich! Der Friseur in Bingen hat mir gestern das Haar gewasche und hat zu mir gesagt: Fräulein, sagt er, solches Haar hab' ich noch gar nie unter den Fingern gehabt. E wahre Pracht! Da weiß man gar nit, wohin damit, sagt er. Was die andere Dame zu wenig habe, das habe Sie zu viel. Und was die Farb' ist, die ist in Echt gar nit zum bezahle. Bitte, Frau Gräfin könne sich überzeuge."

Mit zwei raschen Griffen hatte sie die Nadeln aus ihrem Hut gezogen und hielt nun der alten Dame, noch ein paar Schritte näher tretend, ihren wirklich prachtvollen roten Schopf dicht unter die Nase. Die Stirne verschwand fast unter dem Gewirr gebrannter Löckchen, an den Seiten bauschten sich zwei hochtoupierte Wellen, und hinten fiel ein von zwei starken Flechten zusammengedrehter schwerer Knoten tief in den Nacken. „So hat mir's der Friseur nur einmal gezeigt, und ich hab's gleich nachmache könne. Ich bin überhaupt sehr talentvoll, versteht sich," fügte sie mit ruhiger Überzeugung hinzu. „Was ich nur einmal gesehen hab', das hab' ich gleich weg."

„So so so," murmelte die Gräfin, fast ein wenig eingeschüchtert von dem edlen Selbstvertrauen der Schönen.

Und dann wagte sie sich allmählich wieder auf realen Boden. „Sie sollen nämlich meine kleine Urgroßnichte, ein junges Mädchen von 14 Jahren, bedienen. Das ist die Hauptsache. Ich habe nicht mehr viel Bedienung für meine Person nötig. Nur wäre es mir angenehm, wenn Sie bei Tisch servierten. Mein Diener ist schon recht alt und die Köchin erst recht. Solange ich hier allein lebte, haben wir den Speisesaal gar nicht benutzt. Ich habe mir mein Diner, natürlich unter Couverturen, über den Hof hier heraufbringen lassen, denn die Küche liegt drüben im andern Flügel gerade unter der Salle à manger. Sie verstehen doch Französisch?"

„Das glaub' ich," versetzte Kätchen Leydig fast beleidigt, „das hab ich doch in der Schul' gelernt. Außerdem hab' ich den kleinen Franzosen in der Westentasche."

„Was haben Sie, bitte?"

„Den kleinen Franzosen in der Westentasch' oder die Kunst, in acht Tagen fertig Französisch zu lernen. Ganz fertig hab' ich's allerdings noch nit gelernt, versteht sich, denn es kam immer was dazwischen. Aber mein Bruder Valentin, der hat's daraus gelernt. Als Schampjong hat er das ja nötig."

„Was ist Ihr Bruder?"

„No — Schampjong. Meisterfahrer von Westdeutschland für Hoch- und Niederrad. Er hat den goldnen Becher von Köln in der Fliegerkonkurrenz."

Die Gräfin griff sich an den Kopf. So aufmerksam sie auch auf die interessanten Eröffnungen dieses merkwürdigen Mädchens lauschte, so verstand sie doch nur unvollkommen. Sie seufzte und schnitt eine andere Frage an. „Ich würde gern für Fräulein de Rège die nötige Garderobe im Haus herstellen lassen, solange sie noch Kind ist. Können Sie das wohl?"

Fräulein Leydig hob lächelnd ihre blassen Augenbrauen auf. „Das glaub' ich! Mein Bruder ist doch Stationsvorstand in Gau-Algesheim, da hab' ich doch freie Fahrt gehabt. Und wenn in Kreuznach oder in Ingelheim in der Verwandtschaft Schneiderei war, hab' ich meistens mit geholfe. Die Farbenzusammenstellung und der Aufputz, das war immer mein Sach'. Und mein Onkel, der Weißbindermeister, was doch e richtiger Künstler ist, sagte immer von mir: uns Kättche ist e phantastisch Mädche."

Sehr präzis war nun auch freilich diese Antwort nicht, aber die Gräfin gab sich mit einem abermaligen Seufzer zufrieden, um endlich auf die Hauptsache zu kommen. „Nun und wieviel Salär verlangen Sie denn?"

„No — darum werde mer kein Rechtsanwalt annehme müsse, Frau Gräfin," rief das Fräulein lustig. „Mir ist's mehr drum zu tun, daß ich in e fein Haus komm' und das vornehme Exterieur lerne. Zum Aschebrödel bin ich mer zu schad, versteht sich. Ich bin mehr für die feine Welt. Wenn ich mich bei Frau Gräfin ins Serviere und Dekoriere und Maniere ausbilde kann, schau ich weiters nit auf hohen Lohn. Fünfundzwanzig Mark hab' ich mer gedacht und alles frei, versteht sich, und Weihnachtspräsent dementsprechend und daß ich öfters meine Verwandte besuche darf."

„Fünfundzwanzig Mark," wiederholte die alte Dame mit schwacher Stimme. „Wie mir scheint, wollen Sie doch erst alles lernen. Das ist doch wohl etwas viel für eine Novize."

„No — sage mer also zwanzig Mark und die Ehr'," lachte Fräulein Leydig und zeigte dabei eine Reihe tadelloser weißer Zähne. „Ich bin ja net wie die andern Mädche, versteht sich, Frau Gräfin, ich nehm's Lebe leicht.

Hauptsach' ist, daß mer vorwärts kommt und gesund bleibt, gelt? Also sind wir einig?" Damit streckte sie der alten Dame vergnügt die Rechte entgegen.

Die Gräfin bekam abermals einen kleinen Schreck, faßte sich aber sogleich und suchte in der Kleidertasche nach ihrer Börse. Mit ihrer Zofe kordialen Handschlag zu wechseln, dünkte ihr denn doch zu stillos; aber kränken wollte sie das naive Kind auch nicht. Sie holte einen Taler hervor und drückte ihn dem Fräulein in die Hand. „Gut also, dann sind wir einig, mein liebes Kind," sagte sie und nun hieß sie sie mitkommen, um sie über die Räumlichkeiten des weitläufigen Schlosses und ihre Obliegenheiten zu orientieren. Sie zeigte ihr ihre Kammer, die zwischen dem Schlafzimmer Toinettens und dem ihrigen gelegen war, aus der erst die Garderobeschränke entfernt werden sollten, um sie wohnlich herzurichten. Sie merkte recht wohl bei diesem Rundgang, wie Fräulein Kätchen über diese seltsame Mischung von Dürftigkeit und Verfallenheit mit vornehmer altertümlicher Würde verwundert dreinblickte. Und darum unterließ sie nicht, des öfteren Bemerkungen einzuflechten, wie: „Diese alten Stühle hat der hochselige Großherzog ganz besonders gern gehabt." Oder: „Serenissimus waren durchaus dagegen, daß hier irgend etwas renoviert würde." Oder: „Den modernen Kram kann ich gar nicht leiden. Zu meiner Zeit wohnten die Fürstlichkeiten auch nicht anspruchsvoller. Ja natürlich, wenn das junge Fräulein kommt, wird ja manches freundlicher werden."

Als der Rundgang beendet war und die Gräfin bereits durch ein leutseliges Abschiedswort die neue Zofe für heute entlassen hatte, stellte sich diese in dem Empfangszimmer, wohin sie zum Schluß zurückgekehrt waren, ganz gemütlich vor den alten halbblinden Venezianerspiegel, um

sich ihren Hut wieder aufzusetzen. Und während sie noch eine Nadel zwischen den Lippen hielt, sagte sie: „Pardon, Frau Gräfin, was ich frage wollt', habe Se denn kein Klavier im Hause?"

„Ich spiele nicht Klavier," versetzte die alte Dame einigermaßen indigniert.

Doch Fräulein Kätchen steckte ruhig die andere Nadel durch das Stroh und fuhr ganz unverzagt fort: „Ach, das ist aber recht schad'. Ich bin nämlich so musikalisch!"

„Ja, wollten Sie denn etwa hier Klavier spielen?"

„Ach nein, ich hör' bloß so gern Musik. Zum Lernen hab' ich keine Zeit gehabt. Daheim habe wir natürlich ein vorzüglich Pianino. Und mein dritter Bruder spielt's meisterhaft, versteht sich. Der ist ja auch zur Musik gegangen. Jetzt lernt's meine jüngste Schwester. Ich hab' leider kei Zeit dazu gehabt. Ich hab' als müsse schaffe, schaffe. Solang mer jung ist, ist ja auch das Schaffe e Vergnüge, gelt, Frau Gräfin? No, ich hab' die große Ehr', bin so frei. Atchö!"

Eine Viertelstunde später trat die Babett herein, um den Tisch zu decken. Sie hatte einen ganz roten Kopf und ließ sich nicht erst nötigen, den Grund ihrer Aufregung zu vermelden. „Frau Gräfin, Frau Gräfin, des kann doch fast net möglich sein, daß Se den Struwwelkopp in' Dienst genomme hawwe?"

„Ja, warum denn nicht?" fuhr die alte Dame ärgerlich auf. „Das Mädchen gefällt mir recht gut. Sie hat ein freundliches offenes Wesen und Bildung und Schick — außerdem hat sich doch weiter keine gemeldet. — Überhaupt bin ich dir doch wohl keine Rechenschaft schuldig, was ich zu tun und zu lassen habe."

Babett klapperte aufgeregt mit dem Geschirr und ereiferte sich respektlos. „Aber ohne mir e Wort vorher

zu sage! Ich hätt' Ihne doch e nett Mädche verschafft. Was brauche Se so en Wisch ins Haus zu nehme, die dhut ja grad, als wenn se zum Kommandiere angestellt wär'. Sprungfedermatratze wär se gewohnt und im Sommer en wollene Kolter unerm Bettuch. Un e anständig Lavor müßt se hawwe, denn Blech könnt se als net verknuse. Un e Nachtlicht müßt se als brenne hawwe, sonst tät se sich in dem alte Raubschloß zu Dod fürchte. Und daß ich ihr nur ja net im Finstern begegne tät, sonst möcht' se's Haus vor Schreck zusammekreische. Und wer ihr die Schuh putze tät. Und Brotsupp tät se net öfter als einmal im Monat esse. Jesses Maria Joseph, so ebbes hätt mer grad gefehlt auf meine alten Däg!"

Die Gräfin ließ sich auf keine weiteren Erörterungen ein, sondern verbot der Alten kurzweg den Mund. Wild mit der Unterlippe schnappend, zog die gekränkte Schaffnerin ab. Ein bißchen unheimlich war es aber der Gräfin selber zu Mut, wenn sie dran dachte, was sie sich durch dieses rasche Engagement möglicherweise aufgeladen. Aber vor ihren Leuten wollte sie sich's nicht merken lassen, und darum gab sie sofort Befehl, die Kammer für die neue Zofe, die schon in drei Tagen zuziehen sollte, sauber herzurichten, Fußböden, Wände mit Ölfarbe neu zu streichen und was von notwendigen Möbeln und Gebrauchsgegenständen nicht vorhanden war, neu anzuschaffen.

Am andern Tage waren wieder die Handwerker im Haus. Und mitten in die Unruhe hinein platzte der Depeschenbote mit der Nachricht, daß Lucie de Rège nach langem, geduldig ertragenem Leiden sanft verschieden sei und Antoinette am Tage nach der Beerdigung, welche am nächsten Sonntag war, auf Raueneck eintreffen würde.

Und am nächsten Montag mit der sinkenden Sonne kam denn auch wirklich Toinette de Rège, begleitet von

ihrem Onkel, Oberstleutnant de Rège, in Raueneck an. Die Gräfin hatte es sich nicht nehmen lassen, selbst zum Bahnhof zu gehen, natürlich in Begleitung des alten Adam, der auch heute wieder in Himmelblau mit Altgold schlotternd die gräflich Jugenheimsche Herrlichkeit nach Kräften zu repräsentieren bestrebt war. Er hatte einen Stoßkarren mit, auf dem er das Gepäck des gnädigen Fräuleins heimschaffen wollte.

Pünktlich lief der Zug ein. Und aus einem Abteil zweiter Klasse sprang ein junges Mädchen in Trauer gekleidet leichtfüßig heraus, gefolgt von einem älteren Herrn im grauen Reiseanzug, mit einem Trauerflor um den Arm. Das waren sie. Ein Zweifel war nicht möglich. Die alte Gräfin eilte mit ausgebreiteten Armen auf das schwarz gekleidete Mädchen zu. „Toinettchen, mein Herzenspüppchen, bist du es denn wirklich!? Von Herzen tausendmal willkommen!" Und dann nahm sie das schlanke Kind in ihre Arme, daß es unter dem türkischen Umschlagetuch schier verschwand, drückte es zärtlich an sich und küßte es mit kalten zitternden Lippen auf Wangen, Mund und Augen.

Und Toinettchen vermochte kein Wort hervorzubringen. Sie war nur mächtig geniert. In ihrem ganzen Leben hatte sie noch keine so groteske Erscheinung gesehen, wie diese alte Dame in Krinoline, türkischem Schal und weißen Pfropfenzieherlöckchen. — Und nun sollte sie auf einmal zu dieser ganz furchtbar komisch verrückten Figur dazu gehören! Und alle Leute auf dem Bahnhof, die diese zärtliche Begrüßung mit ansahen, wurden förmlich mit der Nase daraufgestoßen. Toinette wollte die alte Dame, die es ohne Zweifel mit ihren Zärtlichkeiten sehr gut meinte, nicht kränken, aber sie konnte doch ein gewisses instinktmäßiges Widerstreben

nicht ganz unterdrücken. Ihr ganzes schlankes Körperchen machte sie steif, und ängstlich bog sie, den Nacken zurück, wenn sie geküßt wurde. Heilfroh war sie, als die stürmische Begrüßung endlich überstanden war und die Urgroßtante sich ihrem Onkel zuwandte, um sich mit einigen höflichen Redensarten für die Begleitung zu bedanken.

Der Oberstleutnant erklärte sogleich, daß er knapp anderthalb Stunden Zeit habe und noch den nächsten Abendzug zur Heimkehr benutzen wolle.

Das scharf und ängstlich beobachtende Toinettchen merkte es der Gräfin sofort an, daß sie aus Leibeskräften log, als sie dem Onkel ihr tiefstes Bedauern ausdrückte, seine Gesellschaft nicht länger genießen zu können. Während sie mit dem Onkel sprach, hielt sie Toinettens Oberarm fest umklammert und drückte ihn alle Augenblicke so stark, daß das Kind nur mit Mühe kleine Aufschreie unterdrückte. Und diese zärtlich schmerzhaften Zwickungen sagten ihr ganz deutlich: Ach du, wenn ich dich nur erst ganz allein hätte! Wenn nur der langweilige Onkel erst weg wäre!

Der alte Adam, von dem Fräulein gleichfalls mit leichtem Schauder angestaunt, bemächtigte sich des Gepäcks, und dann machte man sich zu Fuß auf den Weg nach dem Schloß. Es war trotz der langsamen Gangart der Dame kaum eine Viertelstunde bis dahin. Und wie sie nun vor dem efeuumsponnenen klobigen Gemäuer standen, da rief der Oberstleutnant in ehrlicher Bewunderung: „Donnerwetter — feudal! Das muß ich sagen.“ Und die junge Waise tat zum ersten Male den Mund auf und sagte, indem ihre dunkelblauen Augen hell aufleuchteten und ein reizendes Lächeln über ihr ernstes Kindergesicht flog: „O fein! Ein ganz richtiges altes Raubschloß. Da wohnst du drin, Urgroßtante? Ach, ist das unheimlich!“

Die Gräfin lachte wie über den glänzendsten Witz, so daß ihr die weißen Löckchen um die Schläfen tanzten. Und dann erinnerte sie sich plötzlich, daß das Kind eben erst seine Mutter begraben habe und eine so laute Heiterkeit sich wohl nicht schicken könnte. „Nu, nu," sagte sie, sich selbst beruhigend, während sie dabei Toinettes Schulter tätschelte, „nur ruhig. Ich denke, wir werden's uns im Gegenteil recht heimlich machen, mein Herzenskindchen. So, sei jetzt noch einmal willkommen auf Raueneck! Da sind schon meine Hausgeister zur Begrüßung."

Sie standen jetzt vor dem Burgtor. Eine Girlande von grünem Laubwerk, Kätchens erste Tat, umkränzte den weiten Bogen, in der Mitte oben ein Papierschild mit der Aufschrift „Herzlich willkommen" einfassend. Und unter dem Fenster, das just über der Toreinfahrt lag, steckte in eisernen Klammern eine Fahne in verschossenen Farben, die ehemals wohl orange und himmelblau gewesen sein mochten. Die beiden Torflügel waren weit aufgetan, und wie die Herrschaften näher kamen, traten ihnen aus dem Dunkel der Durchfahrt zwei helle Gestalten entgegen: die lange Babett in einer großen weißen Schürze und gesteifter weißer Haube und die neue Zofe in einem weißen Piquékleid, worüber ein niedliches Tändelschürzchen, und einer grüner Satinbluse mit roter Litze, auf dem üppigen Haar einen frischen Kranz von gelben Primeln. Und einen dicken Strauß derselben Blumen hielt sie auch in der Hand und streckte sie alsbald mit einem vergnügten „Herzlich willkomme, Freuleinche!" ihrer jungen Gebieterin entgegen.

Das Backfischlein versenkte sofort seine schlanke Nase in den blühenden Busch und reichte aufstrahlend der Geberin die Hand.

Und dann trat Babett herzu, machte einen drollig

steifen Knicks und murmelte ihren Zauberspruch vor sich hin: „Heilige Maria, Mutter Gottes, segne Ihren Eintritt, gnädig Fräulein.“ Dazu schlug sie das Kreuz über das junge Mädchen, das offenen Mundes zu ihr emporstarrte. Sie bekam auch eine Hand, beugte sich rasch herab und strich mit ihrer löffelförmigen Unterlippe flüchtig darüber hin.

Nun schritt die ganze Gesellschaft in den Burghof. Und während der Onkel de Rège und seine Nichte staunend die Blicke zum Turm hinauf und über all das dunkle Gewinkel und pittoreske Steinwerk schweifen ließen, nahm die Gräfin die Jungfer beiseite und flüsterte ihr ärgerlich zu: „Hören Sie, Kättche, in diesem Aufzug hätten Sie meiner Urgroßnichte auch nicht entgegenzutreten brauchen. So können Sie um den Maibaum tanzen, aber nicht eine trauernde Waise begrüßen. Das wollte ich Ihnen bloß sagen. Tun Sie die Kuhblumen herunter.“

Kättche hatte eine gekränkte Antwort auf den Lippen, aber die Gräfin hielt sich nicht weiter bei ihr auf, sondern wandte sich sofort den Ankömmlingen wieder zu und führte sie über die Außentreppe nach den Wohnräumen im ersten Stock. Die Gräfin konnte ihre Ungeduld nicht länger zügeln. Sie nahm Toinette bei der Hand und geleitete sie, so rasch ihre alten Füße sie tragen konnten, nach den neu eingerichteten Zimmern.

„So,“ sagte sie, „da wirst du wohnen, mein Liebling, und da wirst du schlafen. Gefällt's dir ein bißche?“

Die letzte Abendsonne fiel voll durch die beiden Fensterchen herein und erfüllte den ganzen Raum mit warmem rosigen Lichte. Toinette sah sich befangen und erregt in ihrem Wohnzimmer um und dann trat sie ins Schlafzimmer, schlug die Hände zusammen und rief ganz glückselig: „Ach, ist das lieb! O, so fein! Und alles ist

weiß und blau. Das habt Ihr extra so für mich hergerichtet? — Ach Gott, und nun kann das Mama nicht mehr sehen! — O, meine arme liebe Mama!" Und plötzlich liefen ihr die Tränen in dicken Tropfen über beide Backen, und sie schluchzte, daß es sie schwer stieß. Sie ließ sich auf den Bettrand niederfallen und vergrub ihr Gesicht in den frischen weißen Kissen.

Die Gräfin war ratlos. Sie trat zu dem weinenden Kinde und stammelte hilflos Trostworte.

Toinette schien ihre Anwesenheit gar nicht zu bemerken. Rückhaltlos gab sie sich ihrem frischen Schmerze hin und wimmerte trostlos in ihre hohlen Hände hinein, die sie vor das Gesicht geschlagen hatte.

Da trat durch die andere Tür von dem finsteren Korridor das Kättche herein. Den Primelkranz hatte sie noch auf dem Kopf. Sobald es aber der Gräfin ansichtig ward, nahm es ihn herunter und legte ihn auf den nächsten Stuhl. Dann trat sie ans Bett, nahm der Weinenden den schwarzen Tüllhut vom Kopfe und strich ihr über das aschblonde Haar. „No, no, Kindche, net so arg traurig sein," redete sie ihr freundlich zu. „Mer sind doch so jung, mer hawwe doch Besseres zu tun als so fort zu heule. Lasse Se doch noch e paar Tränche für morge übrig, denn Sie wolle doch länger als nur ein' Tag um die liebe Frau Mama trauern. — So ist's recht, komme Se, wasche Se sich die Äugelcher aus. Grad hab' ich's frisch Wasser vom Brunne geholt, denn Wasserleitung hawwe mer noch keine. Gucke Se des schön' neu Geschirr. Is des net e prächtig Lavor?"

So schwatzte sie fort, während sie das Waschwasser eingoß und ihrem kleinen Fräulein, das ganz folgsam alles tat, was sie von ihm begehrte, das Handtuch

darreichte, um sich damit die Tränen aus dem Gesicht zu tupfen. Und als Toinette ihr Antlitz aufgefrischt und den Eisenbahnschmutz mit Seife von den Händen gewaschen hatte, da führte Kättche sie vor den neuen blanken Spiegel, nahm Kamm und Bürste aus der Waschtischschublade und richtete ihr mit ein paar Strichen die einfache Backfischfrisur wieder her. Und dann, einer plötzlichen Eingebung folgend, nahm sie ihren Kranz vom Stuhl auf und drückte ihn Toinetten ins Haar. „Ha, unsere kleine Maiprinzessin!“ rief sie dabei lustig. „Gell, Frau Gräfin erlauben schon? — Steht Ihne aber fein, Freileinche. Lauter Himmelschlüsselcher! Freilich, mer muß sich derzuhalte, so lang's Mai ist, sonst sperre se nachher de Himmel zu und mer find't nimmer 'nein, gelt? Goldig läßt Ihne des Kränzche.“

Da warf mit eins Toinette ihren Arm um den Nacken ihrer Zofe und schmiegte dankbar ihre heiße Wange an den weißen Hals des schönen Mädchens, ohne ein Wort dabei zu sprechen.

Die Gräfin ging hinaus. Sie konnte das nicht mitansehen. Einesteils war sie empört über diese unmöglichen Manieren der Zofe, die mit ihrer jungen Herrin gänzlich zwanglos zu verkehren wagte, und dann war sie unzufrieden mit Toinetten, die von der Pflicht, Domestiken gegenüber Distanz zu wahren, noch gar keine Ahnung zu haben schien — und außerdem hörte sie den Oberstleutnant nebenan reden und mußte sich ihm doch auch etwas widmen — vor allen Dingen aber war sie eifersüchtig — eifersüchtig auf das hergelaufene Kättche, das sich im Sturm dies trauernde Kinderherz eroberte, während sie selbst ratlos dem jungen Geschöpf gegenüberstand und nicht wußte, wie sie es anstellen sollte, um auch nur einen freundlichen Blick aus ihm herauszulocken.

Der Oberstleutnant machte ihr Komplimente über die hübsche Einrichtung der Zimmer für seine Nichte und zeigte sich alsdann sehr interessiert für die Porträts in den übrigen Räumen. Die Gräfin zwang sich trotz ihrer üblen Laune zur Höflichkeit und erklärte ihm ihre wunderliche Bildergalerie. Ihr allergnädigster Herr der Großherzog, ihr alter Freund Fürst Metternich und seine Gemahlin, Lady Hamilton, Lord Nelson, Graf Beust, Charlotte Corday, Marie Antoinette, Louis Philipp, die Catalani, Graf Platen, der Dichter, und der Koadjutor Dalberg — alle die Heroen ihrer Mädchenträume, die zärtlichen Erinnerungen ihrer Glanzzeit und letzten Tröster ihres gekränkten legitimistischen Herzens, stellte sie ihm vor.

„Sehr merkwürdig — sehr interessant," sagte Herr de Rège ein übers andere Mal. Und dann warf er die Frage ein, was denn das für eine Flagge über dem Torbogen sei. Er kenne die Farben gar nicht.

„Aber doch selbstverständlich unsere gerolsteinischen!" versetzte die Gräfin und warf ihm einen hoheitsvoll strafenden Blick zu.

„Gerolsteinisch? Was Sie sagen!" Der Oberstleutnant vermochte wohl ein leichtes ironisches Lächeln nicht ganz zu unterdrücken. „Apfelsinengelb und Vergißmeinnichtblau — sind das die Farben Ihres Herzens, gnädigste Frau?"

„Allerdings," betonte die Gräfin nachdrücklichst, und eine flüchtige Röte flog ihr bis in die Stirn. Sie blickte ihren Gast durchdringend an. „Solange ich lebe, wird keine andere Farbe über Raueneck wehen, und mein Tor wird fest verschlossen bleiben gegen alles Preußische."

Der Oberstleutnant zog seine Stirn in Falten und sah zu Boden, dann sagte er höflich, aber festen Tones: „Frau Gräfin scheinen nicht davon unterrichtet zu sein,

daß ich die Ehre habe, preußischer Offizier zu sein, ebenso wie mein verstorbener Bruder, Toinettens Vater."

„Das weiß ich sehr wohl, Herr Oberstleutnant," gab die alte Dame mit mühsam unterdrückter Erregung zurück. „Aber deswegen halte ich mit meinen heiligen Überzeugungen nicht zurück, wenn ich auch selbstverständlich meinen Haß gegen das Preußentum nicht auf die einzelnen Personen übertrage. Ich weiß, die de Règes sind als preußische Untertanen geboren, da versteht es sich für mich von selbst, daß sie zu ihrem Herrscherhause halten. Ich würde sie verachten, wenn Sie das nicht täten. — Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen und einen kleinen Imbiß genießen?"

Im Vorzimmer war der Tisch für drei Personen gedeckt und eine Flasche Wein nebst kalter Küche aufgetragen. Die Gräfin setzte sich zuerst, und der Offizier nahm schweigend zu ihrer Rechten Platz. Er hatte nicht viel Lust zu essen, wollte aber auch nicht unhöflich erscheinen und ließ sich darum ein Glas Wein, etwas Schinken und Salat aufnötigen. Aber es wollte ihm nicht gelingen, eine unbefangene Unterhaltung in Gang zu bringen. Er mußte wieder auf das gefährliche Thema zurückkommen. „Verzeihung, gnädigste Gräfin," begann er, sobald er den ersten Bissen hinuntergespült, „wenn ich als Toinettens Vormund mir noch eine Frage erlaube."

„Bitte."

„Ich darf doch wohl annehmen, daß Sie unsere Toinette, die doch auch Preußin ist, nicht zu Ihren Anschauungen zu bekehren suchen werden. Für die heutige Generation müssen ja die Zustände vor Sechsundsechzig naturgemäß als ein ungesunder, bedauernswerter Zustand und darum als glücklicherweise überwunden gelten."

In diesem Augenblick erschien Toinette in Begleitung ihrer Zofe in der Tür des Wohnzimmers. „Esse Se nur e bißche mit,“ ermunterte Kättche das kleine Fräulein. „E Gläsel Wein wird Ihne auch gut tun.“ Und dann zog sie sich zurück und schloß die Tür hinter sich.

Zaghaft kam Toinette näher und nahm auf einen Wink an der linken Seite ihrer Urgroßtante Platz. Die häufte ihr alsbald den Teller voll und schänkte ihr ein Glas Wein ein, aber in ihrer Erregung zitterte die Flasche so stark, daß sie übergoß und ein Bächlein nach dem Oberstleutnant zu über den Tisch floß.

„Ah, so ein Ungeschick!“ fuhr die Gräfin auf. „Das kommt davon, wenn man sich alteriert. Sie müssen nicht glauben, daß ich sonst schon so tapprig wäre. O, ich habe meine Gliedmaßen noch sehr in der Kontroll' trotz meiner fünfundsiebzig Jahre. Ich weiß auch noch sehr wohl, was ich will und was ich mir schuldig bin.“

Der Oberstleutnant murmelte ein Kompliment und tupfte mit seiner Serviette den verschütteten Wein auf. Dann fügte er halblaut hinzu: „Was wir älteren Leute uns der Jugend gegenüber schuldig sind, ist meiner Meinung nach, daß wir sie damit verschonen, die Kämpfe noch einmal durchzumachen, die wir glücklicherweise schon überstanden haben.“

Die Gräfin legte ihren Arm um Toinettens Schulter und ermunterte sie zum Essen. Das Kind spürte wohl, daß die alte Frau immer noch vor Erregung bebte, und blickte sie scheu von der Seite an, ohne noch ihre Speise zu berühren.

„Ihre Meinung in Ehren, Herr Oberstleutnant,“ begann die Gräfin wieder, sich mühsam zur Ruhe zwingend, „aber mir will's scheinen, als ob die wahre Vornehmheit in der Treue der Gesinnung bestände.“

„Ohne Zweifel, gnädigste Frau."

„Es wird mein oberster Erziehungsgrundsatz sein, solche Treue der Gesinnung auch dieser jungen Seele einzuimpfen."

„Völlig einverstanden, wenn Sie damit die Gesinnung meinen, die das Kind aus dem Elternhause mitgebracht hat."

Die Gräfin wurde für einen Moment sehr rot und klammerte sich wie hilfesuchend an Toinettens Schulter fest. Aber sie nahm sich zusammen und sagte mit einem gezwungenen Lächeln: „Je suis tout-à-fait de votre avis, monsieur, mais" — die Tatsachen der Geschichte müssen darum doch bestehen bleiben. Ich habe die Geschichte aus nächster Nähe miterlebt — Fürst Metternich und Graf Beust waren meine Freunde — Sie können von mir nicht erwarten, daß ich mich auf Falschmünzerei einlasse."

Der Offizier strich sich nervös seinen starken Schnurrbart und heftete einen Blick erregter Besorgnis auf seine Nichte. Eine heftige Entgegnung schwebte ihm auf den Lippen, aber er unterdrückte sie aus Rücksicht für das Kind. Dann sah er auf seine Uhr und sagte: „Pardon, gnädigste Frau, wir müssen leider die interessante Debatte abbrechen, denn meine Zeit ist abgelaufen."

„O, das tut mir leid," versetzte die Gräfin mit kühler Höflichkeit. „Aber meinen Wein müssen Sie wenigstens austrinken. Rauenecker Schloßabzug ist eine berühmte Marke. Der hochselige Großherzog zog sie allen anderen vor. Tun Sie mir Bescheid: auf die junge Generation!"

„Auf das junge Deutschland!" sagte der Oberstleutnant und stieß mit ihr an. Auch Toinette mußte mit anstoßen und einen Schluck trinken. Dann erhoben sich alle drei, und Herr de Rège nahm höflich Abschied von der Schloßherrin und zog sein Nichtchen an seine Brust. Toinette bestand darauf, den lieben Onkel noch vors Tor

zu begleiten. Die Gräfin wollte ihr erst Hut und Mantel holen lassen, aber da es der Oberstleutnant eilig hatte, lief das Kind mit ihm hinaus, wie es ging und stand.

Bis auf die Landstraße hinunter ging es mit und da, beim letzten Abschied, rollten ihm wieder die Tränen aus den Augen. Es klammerte sich an den großen Mann, der ihm mit leicht zitternden Fingern über den Scheitel strich und schluchzte: „Ich fürchte mich so vor der Urgroßtante. Sie war doch so bös zu dir. Ach Onkel, lieber Onkel, wenn du mich doch gleich wieder wegnehmen wolltest!"

„Na, na, Kind," versuchte der Oberstleutnant zu spotten, „wer wird so ein Angsthase sein! Die alte Dame hat eben, scheint's, einen harten Kopf. In dem Alter pflegen alle Leute eigensinnig zu werden, aber böse ist sie deswegen doch wohl nicht. Sie hat doch alles so schön für dich hergerichtet — sie meint's sicher gut mit dir, das mußt du doch sagen."

„Ja, aber sie funkelt doch so bös mit den Augen," beharrte Toinette, ihre Tränen trocknend. „Wenn sie gegen Mama was sagt, dann laufe ich fort, das schwöre ich dir."

„Das wird sie gewiß nicht tun. Aber ich will dir was sagen, liebes Kind, und das schwöre ich dir auch — da, ich gebe dir die Hand darauf zum Abschied — wenn es wirklich nicht mehr gehen sollte mit euch beiden, dann schreibe mir, und ich komme und hole dich zu mir. Und wenn mir's noch so schwer werden sollte in meinen beschränkten Verhältnissen. So, und nun Kopf hoch und sei tapfer, wie es sich für ein preußisches Offiziersmädel gehört." Er gab ihr noch einen raschen Kuß, dann schob er sie in der Richtung nach dem Schloß lachend von sich und eilte mit großen Schritten dem Bahnhof zu.

Toinette ging früh zu Bett. Die Aufregung des Tages und die Bahnfahrt hatten sie tüchtig müde gemacht. Kättche half ihr beim Ausziehen, und die Urgroßtante sah zu. Und als die Zofe mit den Sachen hinausgegangen war und das Kind in seinem frischen weißen Bette lag, setzte sich die Alte zu ihm, nahm seine Hand und sagte, sie zärtlich streichelnd: „Mein Herzenspüppchen, glaubst du mir, daß ich's gut mit dir meine? Wirst du mich wohl ein wenig liebhaben können?"

„Gewiß gerne, liebe Urgroßtante."

„Ach, bitte, Schätzle, nenne mich doch nicht Urgroßtante. Das ist so lang und klingt nach Moder und Ahnengruft. Sag doch grandmaman zu mir."

„Ja, gewiß gerne," versetzte Toinette gehorsam.

„Also dann schlaf süß, mein Liebling und träume etwas recht Schönes. Du weißt, was man die erste Nacht unter einem neuen Dache träumt, das geht in Erfüllung."

Da richtete sich Toinette auf dem Ellbogen auf, guckte die grandmaman mit großen ängstlichen Augen an und fragte flüsternd: „Sag, spukt's auch wirklich nicht hier? Ich meine, in so einem alten Raubschloß müßt's immer spuken."

„Ach was, larifari! Laß dich nicht auslachen! Die alten Reichsritter Prummer von Brömsel sind längst ausgestorben. Von denen hat kein Geist mehr hier was zu suchen. Im übrigen laß dir solches Zeug nicht in den Kopf setzen."

„Ach, ich bin sonst gar nicht ängstlich. Ich habe immer im Finstern geschlafen," versetzte Toinette, „aber hier sind gar soviel dunkle Winkel und alte Stiegen und dann, weißt du, wenn mir die Bampelschnut unversehens begegnen tät . . . . ."

„Die Bampelschnut?“ fragte die Gräfin erstaunt, „wer ist denn das? Dies Gespenst ist mir ja noch gar nicht vorgestellt.“

„Nun, das ist doch die alte Babett, die so mit der Unterschnut bampelt. Es Kättche hat's gesagt.“

„Ach, das Kättche hat selbst eine recht lose Schnut,“ schalt die Gräfin ärgerlich. „Sie soll mir meine alte brave Babett zufrieden lassen. Laß dich nicht zu sehr ein mit dem Mädchen. Ich kenne es ja selbst noch gar nicht. Und es schickt sich nicht, verstehst du, für ein junges Fräulein von Stande, mit den Domestiken zu intim zu werden.“

Toinette machte ein Schmollmündchen und sagte traurig: „Aber es Kättche ist doch so lieb und so lustig. Ich kann's doch so gut leiden.“

„Soso, na das — das freut mich, daß ich's so gut getroffen habe,“ sagte die Gräfin etwas befangen. Und dann küßte sie das hübsche feine Kind noch einmal auf die weiße Stirn, wünschte ihm endgültig gute Nacht und nahm die Lampe mit hinaus.

Viertes Kapitel.

Die Villa der Gebrüder Stilling lag ungefähr eine halbe Wegstunde rheinaufwärts. Da nun die Gräfin Jugenheim mit ihren alten Beinen wohl dreiviertel Stunde bis dahin gebraucht haben würde und so weit nicht laufen mochte (besonders in großer Besuchstoilette nicht), andererseits aber die alte Staatskutsche in einem allzu reparaturbedürftigen Zustande sich befand, so war sie noch nicht dazu gekommen, den Besuch ihres jungen Freundes Jean Jaques bei seinen Eltern zu erwidern, und hatte auch die wichtige Frage, ob sich Toinette de Rège an dem häuslichen Unterricht der 12jährigen Alix Stilling beteiligen dürfte, auf schriftlichem Wege erledigt. Die Eltern hatten zwar auf die Anfrage der Gräfin überaus höflich erwidert und ihre Bitte auch keineswegs abgelehnt, immerhin aber auch nicht ohne weiteres zugestimmt. Ja, die immer mißtrauische Gräfin fühlte sogar aus dem vorsichtig stilisierten Antwortschreiben eine mehr als kühle Reserve heraus.

In Wahrheit lag die Sache so, daß der liebe Älteste, Jean Jaques, daheim wegen seines allzu raschen und allzu liebenswürdigen Entgegenkommens ziemlich energische Vorwürfe zu hören bekommen hatte. Die alten Stillings waren bequeme, etwas philiströse Herrschaften, die sich nicht gern auf Abenteuer einließen und besonders allem ängstlich aus dem Wege gingen, was irgendwie in ihrem

Gesellschaftskreise als inkorrekt aufgefaßt werden konnte Nun galt aber die alte Gräfin in der ganzen Gegend zum mindesten als ein bißchen verrückt und wie der Spottname, die Raugräfin, besagte, obendrein als reichlich bösartig oder wenigstens doch grantig und unliebenswürdig. Ihre amoureusen Beziehungen zu dem depossedierten Landesherrn und ihr unversöhnlicher Preußenhaß und ihre Reichsfeindschaft waren ebenfalls allgemein bekannt. Die Stillings hatten sich bisher ebensowenig wie irgend eine der anderen reichen und angesehenen Familien der Umgegend um die Raugräfin bekümmert. Da die alte wunderliche Dame außer dem Benefiziaten Wackes, dem bescheidenen Dorfpapst von Raueneck, gar keinen anständigen Umgang hatte, so galt es auch den Stillings für ausgemacht, daß man mit ihr keinen Umgang suchen dürfte, so sehr sie sonst auf adligen Verkehr aus waren. Das junge Mädchen mochte als Tochter eines pensionierten Stabsoffiziers gewiß einwandfrei, vielleicht auch ein wünschenswerter Umgang für Alix und den jüngeren Sohn Kaspar sein, aber es lag doch allzunahe, daß durch den gemeinsamen Unterricht der Kinder ein Verkehr der beiden Häuser angebahnt wurde, der doch zu unangenehmen gesellschaftlichen Konsequenzen führen konnte. Außerdem fürchteten sie, daß durch die Teilnahme der zwei Jahre älteren Toinette de Rège der Unterricht ihrer eignen Tochter leiden und ihre vorzügliche Gouvernante, Fräulein Erdmute Oberkamp, ihre Kräfte zu sehr zersplittern möchte. Sie lobten zwar ihren innig geliebten Jean Jaques gar sehr dafür, daß er sich der alten Dame gegenüber so ritterlich erwiesen hatte, verlangten aber nunmehr auch von ihm, daß er den durch sein allzu herzliches Entgegenkommen angeregten Schaden wieder gutmachen sollte.

Das war nun für den jungen Herrn eine recht unangenehme Aufgabe. Es war ihm ein überaus peinlicher Gedanke, sich der alten vornehmen Dame gegenüber, die einen so sympathischen Eindruck von ihm bekommen hatte, nun hinterher doch als ein ängstlicher Philister enthüllen zu sollen. Der Egoismus der Jugend reizte ihn vielmehr dazu, seine Eltern doch noch herumzukriegen. Mochten die lieber ihre kleinlichen Vorurteile überwinden, als daß er sich so schnöde blamieren mußte.

Bei der Rückkehr von einer kleinen Geschäftsreise hatte er jenen Brief der Gräfin vorgefunden, worin sie ihn wiederum um seinen Rat anging, und auch alsbald erfahren, daß die Urgroßnichte inzwischen wirklich eingetroffen sei. Er konnte sich unmöglich, nachdem er so großartige Versprechungen gemacht hatte, nun einfach in Schweigen hüllen. Und dennoch verschob er den Gang von einem Tag zum andern, weil er tatsächlich nicht ein und aus wußte. Er zog seinen Oheim Jean Jaques, den Älteren, sowie die Gouvernante, Fräulein Oberkamp, ins Vertrauen. Der Oheim, der ihm in der Taufe seinen Namen mitgegeben hatte, war zwar Mitinhaber der Firma, kümmerte sich aber seit Jahren schon nicht mehr um das Geschäft, sondern lebte ganz seinen Liebhabereien, unter denen das Sammeln von Münzen und anderen Antiquitäten die vornehmste war. Jean Jaques senior war zwar ein mathematisch geschulter Kopf und fungierte als solcher immer noch als Superrevisor des Rechnungswesens in der Firma, im übrigen aber gar kein Kaufmann, sondern vielmehr ein ironisch veranlagter, dabei aber doch warmherziger Philosoph, sogar ein Stückchen Poet, wenngleich er niemals Verse veröffentlicht hatte. Jean Jaques, der Jüngere, fühlte sich dem Temperament nach dem lieben Onkel verwandter als seinen eignen

Eltern. Und darum hoffte er auch bei ihm das nötige Verständnis für die schwierige Lage zu finden, in die ihn sein gutes Herz verstrickt hatte. — Fräulein Oberkamp aber mußte ein solches Verständnis erst recht besitzen, denn er war bis über die Ohren verliebt in sie vom ersten Tage an, da sie das Haus betreten hatte, und das war nun schon anderthalb Jahre her. Er glaubte alle Ursache zu haben, sich zum mindesten ihrer aufrichtigen Zuneigung, wenn auch noch nicht ihrer leidenschaftlichen Gegenliebe versichert halten zu können.

Er hatte nämlich noch nicht gewagt, ihr ein Geständnis zu machen, trotzdem er keineswegs schüchterner Natur und in Liebessachen durchaus nicht unerfahren war. Aber er wußte, daß seine Eltern sich einer Heirat mit der Gouvernante energisch widersetzen würden. Es war selbstverständlich, daß Erdmute sofort das Haus verlassen mußte, wenn der Sohn seine ernsthaften Absichten offen bekannte. Er durfte einfach seine glänzende Zukunft als künftiger alleiniger Inhaber der alten angesehenen Firma nicht durch einen leidenschaftlichen Streich aufs Spiel setzen. Er war zwar großjährig, aber noch nicht im Besitze eines eigenen Vermögens, das er erst empfing, wenn er durch Erbschaft oder aus freiem Entschluß des Vaters als Mitinhaber in die Firma aufgenommen wurde. Gewiß hätte er leicht bei seiner Herkunft und seinen Fähigkeiten eine Stellung finden können, die ihm bald zu heiraten erlaubte, aber in diesem Falle wäre der eigensinnige Vater imstande gewesen, seinen jüngeren Bruder Kaspar zu seinem Nachfolger einzusetzen, und darauf wollte er es nicht ankommen lassen. Der älteste Stilling mußte unbedingt Inhaber der Firma bleiben, das verlangte sein festgewurzelter Patrizierstolz. Andererseits wollte er das graue Elend eines ewigen heim-

lichen Brautstandes nicht über Erdmute heraufbeschwören. Und daß sie sich nicht dazu hergeben würde, nachdem man sie aus dem Hause gejagt, sich von ihm als seine Geliebte unterhalten zu lassen, irgendwo in der Nachbarschaft schlecht versteckt zu des reichen Jungen größerer Bequemlichkeit, das wußte er auch sehr wohl. Da blieb es immerhin noch das beste, diese unausgesprochene Liebe in stiller Hoffnung auf eine günstige Wendung der Verhältnisse weiter zu nähren und sich an dem unbefangen freundschaftlichen Verkehr, der heiteren Flirtation und dem ernsten Gedankenaustausch mit dem feingebildeten originellen Mädchen genügen zu lassen.

Der Onkel Jean Jaques, wie auch Fräulein Oberkamp waren der Meinung, daß Herr und Frau Stilling sich gegen die Unterrichtsgemeinschaft ihrer Kinder mit der kleinen de Rège gar nicht so sehr sträuben würden, wenn sie nur die Sicherheit hätten, daß sie sich dadurch nicht die Verpflichtung aufluden, mit der bedenklichen Raugräfin zu verkehren. Auf dieser Voraussetzung bauten sie ein Komplott auf, das sie auch ungesäumt zur Ausführung brachten.

Eines schönen Tages schwangen sich nämlich Onkel Jean Jaques, sowie seine Neffen Jean Jaques und Kaspar, das Nichtchen Alix und die Gouvernante, Fräulein Oberkamp, aufs blanke Stahlrad, um einen gemeinsamen Ausflug rheinabwärts zu unternehmen. Die beiden Jüngsten benutzten dabei ein Tandem. Kaspar führte und Alix in flotten Pumphöschen saß hinten auf. Ein besonders wildes Tempo konnte man mit Rücksicht auf den Onkel, der nicht mehr der Jüngste war und überdies auch nur ein Auge zur Verfügung hatte (das andere hatte er im Feldzug eingebüßt), nicht einschlagen. Und so begnügte sich denn die kleine Gesellschaft mit fünfundzwanzig Kilometern und kehrte dann, nach einer

gehörigen Auffrischung der Kräfte in einem gemütlichen alten Restaurant, wieder heim. Es war sechs Uhr vorbei, als die alte Burg von Raueneck ihnen zu Gesicht kam. Da rief auf einmal der Onkel Jean Jaques, ganz aus dem Stegreif, wie die Kinder meinten: „Wißt ihr was, Herrschaften: ich hätte die größte Lust, mal in das alte Ritter- und Räubernest da einzubrechen. Ich bin selber seit meiner Kindheit fabelhaften Tagen nicht mehr drin gewesen. Und jetzt soll ja eine wunderschöne kleine verwunschene Prinzessin von dem alten Drachen da drin bewacht werden. Furchtbar romantisch, was? Wollen wir mal mit unseren Stahlrössern die Burg berennen?"

Alix und Kaspar waren natürlich mit Begeisterung zu dem Abenteuer bereit. Und Fräulein Oberkamp erklärte, es werde ihr damit ein langgehegter Wunsch befriedigt, so eine alte Burg, die noch bewohnt sei, einmal von innen zu sehen.

Die Kinder auf ihrem Tandem und ihr großer Bruder nahmen einen tüchtigen Anlauf und überwanden ohne besondere Schwierigkeit die Steigung der Landstraße, die zur Burg hinaufführte, während der Onkel und die Gouvernante es vorzogen, abzusteigen und ihre Räder zu schieben. Als sie vor dem Burgtor ankamen, fanden sie die jungen Stillings schon in lebhaftem Parlamentieren begriffen, und zwar mit dem jungen Burgfräulein selber, das oben zu dem Fenster seines Wohnzimmers herausschaute und eben den einlaßbegehrenden Fremdlingen mitgeteilt hatte, daß Adam, der Torwart, und Babett, die Beschließerin, zum Einkaufen in die Stadt gegangen seien, daß sie aber gleich selbst herunterkommen und die Herrschaften einlassen werde. Grandmaman werde sich gewiß sehr freuen über den Besuch. Und dann verschwand der blonde Kopf vom Fenster, um nach wenigen

Sekunden wieder zu erscheinen und hinunterzurufen: „Jawohl, Herr Stilling, grandmaman freut sich sehr. Ich komme gleich.“

Es dauerte nicht lange, so knackte innen ein Schlüssel in dem mächtigen alten Schloß, und die kleine Pforte innerhalb des rechten Torflügels, die so schmal war, daß eine nicht zu umfangreiche Person gerade durchschlüpfen konnte, tat sich knarrend auf.

„Entschuldigen Sie freundlichst,“ sagte Toinette mit einem niedlichen Knicks, „das große Tor bringe ich allein nicht auf. Bitte, krabbeln Sie nur hier durch.“

Onkel Jean Jaques führte eine drollig feierliche Verbeugung vor dem kleinen Fräulein aus und dann sagte er, indem er das Taschentuch, mit dem er sich soeben den Schweiß von seinem Kahlkopf getupft, wie eine Fahne schwenkte: „Sie sehen, schönes Burgfräulein, wir kommen in friedlicher Absicht mit der weißen Flagge der Ergebung. Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Ich bin der Ritter vom schwarzen Augendeckel, der Anführer dieses reisigen Fähnleins.“ Er wies auf die schwarze Seidenklappe, die er über das fehlende Auge gebunden trug, und führte abermals eine tiefe Verbeugung aus. „Wollen uns das gnädige Fräulein der hochgebietenden Frau Gräfin melden.“

Toinettchen amüsierte sich höflichst über den drolligen alten Herrn und rief in hellem Eifer: „Aber bitte, kommen Sie doch alle gleich mit hinauf. Grandmaman erwartet doch den Herrn Stilling schon so lange.“

Die Herrschaften ließen ihre Räder in der Durchfahrt stehen, klopften sich lachend gegenseitig den Straßenstaub ab, so gut es in der Eile ging, und folgten dann dem Blondinchen durch den Hof und über die Freitreppe in die Wohnräume der Gräfin hinauf.

Auf einen dicken Bambusstock mit solider Elfenbeinkrücke gestützt, humpelte die Schloßherrin der kleinen Gesellschaft entgegen. Sie hatte in der letzten Zeit wieder an ihren Krampfadern zu leiden, die ihr das Gehen sehr beschwerlich machten. Jean Jaques senior bat als Ältester für die ganze Gesellschaft für ihren unzeremoniösen Aufzug um Entschuldigung und machte die Schilderung Jean Jaques' junior von ihrer Liebenswürdigkeit, sowie die Neugier der beiden Jüngsten auf Toinetten für ihre Kühnheit verantwortlich.

„Danke, danke, braucht gar keine Entschuldigung," rief die alte Dame, indem sie den Besuch durch eine Handbewegung einlud, in ihren Salon einzutreten. Und nachdem sie alle Platz genommen, fuhr sie fort: „Ich freue mich, daß mein Toinettchen endlich mal andere Gesichter zu sehen bekommt. Junges Volk — daran fehlt's ihr gar sehr bei mir." Dann deutete sie mit dem Stock auf Alix und lachte: „Oho, jetzt sehe ich doch mal so was in der Nähe. Also was ein modernes Frauenzimmer werden will, das fängt so an. Komm doch mal näher, du Hosenmädele, und laß dich besehen."

Das moderne Frauenzimmer staunte bei dieser Gegenüberstellung die wunderliche Zeugin längst entschwundener Tage in ihrem karierten hellen Seidenkleid und der weitärmeligen Jacke aus weißem Piqué mit englischer Stickerei verziert ebenso verwundert an, wie die alte Dame das schlanke Figürchen, das von seinen gelben Schuhen bis hinauf zu seinem Sportmützchen ihr eine kostümlich gänzlich neue Erscheinung bedeute.

„Hm, hm," brummte die Gräfin, „für so ein Mädchen macht sich das doch ganz schmuck und nett. Toinette quält mich schon so lange um ein Rad, da wird's mir wohl nichts helfen. Es muß wohl sein, daß euch jungem

Weibervolk die Ehe leichter wird, wenn ihr euch so frühzeitig daran gewöhnt, die Hosen anzuhaben." Dann wandte sie sich an Fräulein Oberkamp: „Von Ihnen, mein Fräulein, möchte ich gerne etwas über moderne Erziehungsprinzipien hören. Sie brauchen sich vor mir nicht zu genieren: zu meiner Zeit wurden die jungen Mädchen vornehmlich auf Bescheidenheit dressiert; aber ich habe immer gefunden, daß bei dieser Methode die Dümmsten immer den ersten Preis gewannen, während die Gescheiten es schwer hatten, sich gegen die Mißgunst der Mehrheit zu verteidigen. Wie ist denn das heutzutage?"

„Ungefähr ebenso, Frau Gräfin," versetzte die Gouvernante lachend. „Die Dummen werden wohl immer noch in der Mehrheit sein, unter uns ebenso wie unter den Männern, und es scheint mir sehr vernünftig, wenn man die Dummen zur Bescheidenheit erzieht, denn die Anmaßung ist wirklich nur bei ganz unbestreitbarem geistigem Übergewicht erträglich. Das Neue in der heutigen Erziehung dürfte höchstens darin bestehen, daß man angefangen hat, die geistige Beschränktheit nicht mehr als einen Vorzug für uns Frauen zu betrachten."

„Na, und lassen sich das die Männer gefallen?" fragte die Gräfin, eine pfiffige Miene aufsetzend.

„Da müssen Sie die anwesenden Herren fragen," versetzte Fräulein Oberkamp.

„Ach, die sagen einem doch nicht die Wahrheit," lachte die alte Dame behaglich. „Ernste Fragen aus Frauenmund werden immer mit Komplimenten beantwortet, das kenn' ich. Und wenn's gar um die höchsten Dinge geht, um Liebe und Treue und dergleichen, dann werden die Meineide billig bei dem Männervolk. Das war zu Olims Zeiten schon so und wird wohl heute auch nicht anders sein. Die klugen Frauen, die eine große

Karriere gemacht haben, hatten alle das Glück, an Ausnahmemänner zu geraten, während der gewöhnliche Mann immer solchen Weibern ängstlich aus dem Wege gegangen ist."

Hier wandte Jean Jaques, der Ältere, ein, daß doch merkwürdigerweise von jeher gerade hervorragende Männer unter den Pantoffel ganz unbedeutender, ja sogar ganz vorwiegend dummer Weiber geraten seien."

„Das kommt daher," behauptete die Gräfin, „daß es eine ganz besondere Weiberklugheit gibt, die nicht im Gehirn zu sitzen braucht. Die Eine übt ihren Zauber aus durch runde Formen, die Andere durch einen seelenvollen Augenaufschlag, die Dritte durch ihre ergiebigen Tränendrüsen. Und dann habe ich immer gefunden, daß es eine besondere Energie der weiblichen Dummheit gibt — und der kann kein Mann auf die Dauer widerstehen. Dumme Weiber sind eben nicht zu überzeugen, und daher sind die Männer gar bald gezwungen, den Kampf mit ihnen aufzugeben."

Die Erwachsenen gaben der alten Dame lachend recht, und die Kinder guckten einander verwundert an.

Die Gräfin genoß ihren Triumph und ließ ihre lebhaften dunklen Augen forschend von einem zum andern wandern. An der jugendlichen hübschen Gouvernante blieben sie mit besonderem Interesse haften. Fräulein Oberkamp errötete unter diesen ungeniert forschenden Blicken, und darüber freute sich die alte Dame so, daß sie mit ihrem Stock aufstieß und geradheraus lachte. „Wie nett Sie erröten," rief sie laut. „Sie gefallen mir wirklich sehr, mein Fräulein. Zu meiner Zeit hätte man, glaube ich, noch Angst davor gehabt, so was Junges, Frisches, Hübsches ins Haus zu nehmen, besonders, wenn noch so große Kinder darin sind." Dabei deutete sie mit dem

Stock auf den jüngeren Jean Jaques. „Dieser scharmante junge Herr macht Ihnen Ehre, den haben Sie gut erzogen."

Fräulein Oberkamp blickte etwas verlegen zu Boden. „Ich bin ja erst ein Jahr im Hause, und der junge Herr Stilling ist sogar ein paar Jahre älter als ich."

„Schadet nichts," beharrte die Gräfin lustig, „ich wette, daß er in diesem einen Jahr von Ihrer Gegenwart mindestens ebensoviel profitiert hat, wie die beiden jungen Leutchen da."

„Frau Gräfin haben vollkommen recht," mischte sich Jean Jaques junior ein und konnte es nicht verhindern, daß er dabei auch seinerseits errötete, „der tägliche Verkehr mit einer jungen Dame von Geist und Charakter ist auch für ganz alte Knaben noch ein großartiges Erziehungsmittel."

Jean Jaques, der Ältere, amüsierte sich zwar sehr über die Wendung, die das Gespräch genommen, fürchtete aber doch, daß es bei weiterer ungenierter Entwicklung für die Ohren der Jüngsten einigermaßen ungeeignet werden möchte. Kaspar wenigstens zeigte jetzt schon eine bedenklich verkniffene Miene, und wenn er aus Bosheit oder Harmlosigkeit zu Hause etwas von diesem merkwürdigen Geständnis seines großen Stiefbruders (Jean Jaques stammte aus der ersten Ehe seines Vaters) verlauten ließ, dann konnten peinliche Folgen für das Fräulein sowohl, wie für seinen lieben Neffen daraus erwachsen. Der alte Herr sah nämlich mit seinem einen Auge häufig mehr, als sein Bruder samt seiner Frau mit ihren vieren. Und daß die anmutige Erzieherin seinem Neffen das Herz warm machte, hatte er schon längst bemerkt. Er unterbrach also das Gespräch, indem er der Schloßherrin den Wunsch der jungen Leute vortrug, die Burg in allen Teilen besichtigen zu dürfen.

Die Gräfin gab gern die Erlaubnis und beauftragte Toinetten, die Führung zu übernehmen, da sie gegenwärtig außerstande sei, Treppen zu steigen.

Als das junge Volk fort war, holte die Gräfin aus ihrem Zylinderbureau eine Zigarrenkiste hervor und bot Jean Jaques Stilling zu rauchen an. Es waren groß-kalibrige dunkle Cubaner, die den nur leichten Tabak gewöhnten Herrn Stilling etwas bedenklich machten, darum lehnte er mit der Begründung ab, daß er der Gräfin ihren Salon nicht vollqualmen wolle. Die aber steckte ihm mit sanfter Gewalt so ein schwarzes Rauchkraut in die Hand und erklärte, daß sie ihm beim Vollqualmen des Salons Gesellschaft leisten wolle, denn sie sei selbst eine große Freundin einer guten Echten, bei festlicher Gelegenheit. Und ein Besuch aus der Welt sei für sie eine festliche Gelegenheit.

Zur großen Verwunderung Jean Jaques' setzte die Raugräfin tatsächlich unerschrocken ihre Giftnudel in Brand und reichte ihm das noch brennende Zündholz hin. Da konnte er sich denn nicht gut länger weigern.

„Eine reizende Person, Ihre Gouvernante," begann die Gräfin nach einer Weile. „Der würde ich mit Vergnügen mein Toinettchen anvertrauen. Sagen Sie, Herr Stilling, lernen denn die Kinder auch etwas bei ihr? Oder ist sie mehr bloß angenehme Spielkameradin für sie."

„Aber nein, durchaus nicht," versetzte Herr Stilling, „die Kinder lernen sehr gut und sehr gern bei ihr, und außerdem besitzt sie wirklich ein ungewöhnliches Wissen. Denken Sie, der Kaspar ist doch schon fünfzehn, und sie hat ihm doch die ganze Weisheit der Tertia beigebracht. Seine Eltern sind sich noch nicht klar darüber, ob sie ihn überhaupt noch auf das Gymnasium schicken wollen, denn bis zum Einjährigen kann ihn Fräulein Oberkamp sehr gut allein

fördern. Für die Kaufmannschaft brauchte er ja nicht mehr. Er scheint aber Lust zum Studieren zu haben, und das kommt wohl auch daher, daß Fräulein Oberkamps Unterricht ihm schon Verständnis und Interesse für die Wissenschaft eingeflößt hat."

„Was Sie sagen!" rief die Gräfin. „Und dabei so hübsch! Und setzt sich zusammen mit ihren Schülern aufs Rad und strampelt auf der staubigen Landstraße herum! In meiner Jugend konnte ich mir eine Gouvernante nicht anders vorstellen, als wie so einen Fleisch oder vielmehr Knochen gewordenen Anstandsbegriff in ewig würdevoller steifer Haltung und mit einer Miene so streng säuerlich, als kaute sie beständig an einer Zitronenscheibe. Nun sagen Sie bloß, mein lieber Herr, wird denn so ein modernes Mädchen durch die Wissenschaft nicht für die Liebe unempfänglich?"

„Es kommt darauf an, wie sie das meinen, Frau Gräfin. Jedenfalls ist unser Fräulein Oberkamp trotz ihrer Gelehrtheit immer liebenswürdig geblieben — und das ist doch wohl besser, als wenn sie immer verliebt wäre."

Die Gräfin nickte zustimmend und stieß eine ganze Weile lang nachdenklich große Rauchwolken von sich, bevor sie wieder also begann: „Hm ja, ich hätte wirklich große Lust, meine Toinette diesem Fräulein anzuvertrauen; aber offen gestanden: ich bin aus dem Schreiben Ihrer Frau Schwägerin an mich nicht recht klug geworden. Es will mir beinahe scheinen, als ob den Herrschaften der Gedanke an den gemeinsamen Unterricht doch nicht recht sympathisch wäre. Es versteht sich von selbst, daß ich mein Kind niemandem aufdrängen will."

„Gewiß, gnädigste Frau," versetzte Jean Jaques senior, sich leicht verbeugend. „Ebenso werden Sie aber

auch verstehen, daß die Eltern eine gewisse Scheu vor jeder Veränderung in der gegenwärtigen Unterrichtsart haben, die ihren Kindern bisher so gut angeschlagen ist. Sie kennen ja Ihre Kleine noch nicht und können also auch nicht wissen, ob sie nicht vielleicht auch — pardon! — durch ihre Gegenwart das Tempo des Unterrichts verzögern würde. Es scheint mir das Richtigste, wenn man zunächst einmal die Kinder untereinander intimere Bekanntschaft machen läßt. Zeigt es sich dann, daß sie in Intelligenz und Charakter gut zueinander passen, dann werden sie schon selbst nach dem gemeinsamen Unterricht verlangen, und ich bin überzeugt, daß mein Bruder und seine Frau sehr gern darauf eingehen werden. Wenn ich mir also einen Rat gestatten darf, so lassen sie Ihre Toinette sich zunächst einmal nach Herzenslust mit unseren Kindern amüsieren, da wird sich das andere von selber finden."

„Sehr vernünftig," sagte die Gräfin ernsthaft. „Von meiner Seite will ich gewiß kein Hindernis in den Weg legen. Ich habe nur ein kleines Bedenken. Ich bin ja auch sehr für die Wahrung der Form im gesellschaftlichen Verkehr — zu meiner Zeit hielt man da wohl sogar noch mehr darauf als jetzt —, aber inzwischen bin ich doch eine alte unbehilfliche Frau geworden, und Toilette machen für eine Visite, der Weg selbst und alles, was so drum und dran hängt, das bedeutet für mich schon schwierige Entschlüsse und Alterationen. Sie werden das vielleicht nicht begreifen, denn Sie sind ja auch noch ein Jüngling gegen mich, aber es ist einmal so. Ich habe hier so lange Jahre fast ganz einsam in meiner alten Bärenhöhle herumgebrummt, daß ich ein bissel menschenscheu geworden bin — man wird mich wohl auch schon kurios finden. Na, also kurz und gut, wenn

die Herrschaften es mein Toinettchen nicht entgelten lassen wollen, daß ihre Urgroßtante ein unartiges, unbehilfliches altes Möbel ist, das sich über die gesellschaftlichen Formen hinwegsetzt, dann werde ich Ihnen doppelt dankbar sein.“

Jean Jaques senior war äußerst zufrieden, daß das Gespräch ohne sein Zutun genau die Wendung genommen hatte, die der heimlichen Absicht seines Besuches entsprach. Er verbürgte sich der alten Dame gegenüber dafür, daß Bruder und Schwägerin vernünftig denkende Menschen und nicht imstande wären, um leerer Formen willen ihre Mitmenschen zu inkommodieren.

Während sich so der ältere Stilling regelrecht bei der alten Gräfin anbiederte, kroch das junge Volk in allen Winkeln des schrullenhaften alten Bauwerks herum. Toinette machte die Führerin und brachte alles, was sie aus dem Munde der grandmaman und der beiden alten Dienstboten über die Geschichte der alten Burg und die Bestimmung der einzelnen Räume wußte, sehr gewandt und sicher vor. Es dauerte auch gar nicht lange, so begannen die beiden jüngsten Stillinge, die in Gegenwart der Alten stocksteif dagesessen und das Burgfräulein nur mit mißtrauischen Seitenblicken heimlich gemustert hatten, aufzutauen und einen natürlichen Umgangston zu finden. Als Toinette von der Bampelschnut erzählte, und daß sie schon zweimal in der Nacht aus einem schreckhaften Traum emporgefahren sei, in welchem dies harmlose alte Haustier ihr in greulicher Spukgestalt erschienen sei, also daß sie voller Angst sich zu der Zofe ins Bett geflüchtet habe, da lachten Alix und Kaspar zum erstenmal. Und sobald durch dies Lachen das Eis gebrochen war, ergingen sich alle drei in munterem Geschwätz. Ja, die beiden Backfische begannen sogar

schon die Köpfe zusammenzustecken und sich kleine kindische Heimlichkeiten zuzuraunen. Aber auch gegen Kaspar, der sich just in jener unangenehmen Bubenperiode befand, wo auf der Grenze zwischen Eitelkeit und Ehrgefühl eine lächerliche Reizbarkeit vorhanden ist, auch gegen Kaspar benahm sich das trauernde Burgfräulein so unbefangen zutraulich, daß dieser junge Herr ihr alsbald sein gnädigstes Wohlwollen zuwandte. Toinette hatte in dem kleinen Nest, in dem sie ihre letzten Lebensjahre verbracht, mit allen einigermaßen in Betracht kommenden Altersgenossen herumgetollt und war daher auch im Verkehr mit Knaben viel unbefangener, als es die wohlbehüteten Mädchen der höheren Stände in den Großstädten zu sein pflegen. Der kleinen Alix dagegen imponierte das Burgfräulein am meisten durch den Umstand, daß es zwei Zimmer und eine Zofe zu seiner persönlichen Verfügung besaß. Dem verwöhnten Kinde aus dem reichen Hause entging natürlich der dürftige Zuschnitt des Hauswesens, diese ganze Misère verstaubter und verfallener Herrlichkeit keineswegs. Aber dennoch mischte sich etwas wie Neid in diese Erkenntnis, denn das kleine Mädchen fühlte instinktiv den Zauber altererbter Vornehmheit, der von dem reizend einfachen Wesens Toinettens ausging. Und der Ausdruck dieses geheimnisvollen Zaubers waren eben die beiden Zimmer und die Zofe.

Als sie alle zusammen die dunkle Wendeltreppe zum Turm emporstiegen, hielt Alix Toinetten zurück, um ihr die Frage zuzuflüstern, wie sie denn ihre Zofe zu rufen pflege.

„Nu, Kättche natürlich," versetzte Toinette; „so heißt sie doch. Aber wenn grandmaman von ihr spricht so sagt sie immer die Jungfer. Adam, sagen Sie der

Jungfer, sie möchte sofort die Strümpf' vom gnädig' Fräulein stopfen."

Alix fand diese Mitteilungen ungemein interessant. Dann machte sie ein Näschen und versetzte: „Wir haben zwei Jungfern außer der Köchin im Hause, eine für das Gröbere und eine für das Feinere, außerdem natürlich einen Diener, einen Kutscher und einen Gärtner."

„Nein, wirklich," rief Toinette ehrlich erstaunt: „soviel Bedienung?! Da sind wohl deine Eltern furchtbar reich?"

Alix machte große Augen. „Das glaub' ich! Hier in der Gegend sind wir die Reichsten. Wir haben ja auch ein Motorboot. — Aber zu unseren Zofen dürfte ich nicht ins Bett, und wenn ich noch so sehr Angst hätte. Sie schlafen ja auch oben in der Mansarde. Schimpft deine Großmutter nicht, wenn du zu deiner Zofe ins Bett kriechst?"

„Ach wo, die schimpft mich nie," sagte Toinette, „aber natürlich hat sie geweint deswegen. Es hat mir so leid getan — aber nicht wahr, zu einer so alten Urgroßtante kann man doch nicht ins Bett kriechen! Mich tät das erst recht grausen. O, beim Kättche ist's immer so lustig. Die macht mich erst immer recht graulich, und dann müssen wir immer noch stundenlang kichern. 's Kättche ist natürlich kein so gewöhnliches Dienstmädchen. Ihr Papa ist ein höherer Eisenbahner. Wir sprechen manchmal Französisch zusammen. Sie hat's schon etwas vergessen, weil sie doch schon lange aus der Schule ist, aber jetzt lernt sie's wieder von mir. Der Benefiziat kann ja kein Wort von irgendeiner Sprache, bloß das alte dumme Latein, und das mag ich nicht lernen."

„Du, unsere Gouvernant' kann auch Latein," bemerkte Alix wichtig. „Ich lerne manchmal zum Spaß mit Kaspar ein bißchen mit."

Da faßte Toinette die kleine Alix um die Schultern und flüsterte ihr ins Ohr: „Du, weißt du, eure Gouvernant' ist einfach wonnig. Ich bin schon ganz verbacken in die. Weißt du, sie guckt so lustio und dann spricht sie so fein. Ist sie sehr streng?"

„Uh, mächtig!" flüsterte Alix zurück. „Aber nur in der Stunde, sonst können wir machen, was wir wollen."

„Wer ist denn ihr Vorzug?" forschte Toinette weiter. „Dein Bruder, denk' ich mir."

„Wieso?"

„Na, weil doch die Lehrerinnen die Jungen meistens am liebsten mögen und die Lehrer die Mädchen."

„Och nö," versetzte Alix, „ich glaube nicht mal, daß sie von dem Kaspar so furchtbar viel hält. Bloß, weißt du, weil er doch schon so groß ist und so schwere Sachen hat, da muß sie sich mehr mit ihm abgeben. Aber manchmal ist der Kaspar furchtbar dumm, dann fragt sie mich danach. Wenn ich's dann weiß, dann bost sich der Kaspar schrecklich und knufft mich, wo er kann. Die Buben sind immer gleich so eklich, wenn sie sich blamieren. Kannst du den Kaspar leiden?"

„Och, der scheint doch ganz nett," sagte Toinette gleichgültig. „Guck, wie er die Ohren spitzt. Er hat's gespannt, daß wir von ihm reden. — Ach Gott, wenn mir doch grandmaman ein Zweirad kaufen möcht', daß ich mit euch mitkönnt'. Ich hab's bei meiner Freundin gelernt. Uih, da möchte ich durchbrennen! Aber weißt', grandmaman ist doch so sehr alt und ängstlich, sie denkt immer, es müßt' mir was passieren, wenn ich nur allein über die Straß' geh'."

Und dann vertieften sie sich in allerlei Sport- und Spielangelegenheiten.

Oben auf dem Turm angelangt, bewunderten die beiden Großen die Aussicht und den interessanten Überblick über das ganze Bauwerk mit dem grasbewachsenen Söller, den eingestürzten Kaminen, Zinnen, Schießscharten, verfallenen Treppen und geborstenen Wänden, während Kaspar seine ganze Teilnahme einer kleinen Messingkanone zuwendete, die von Wetterunbill grün patiniert auf einer plumpen, auch schon verwitterten Lafette ruhte.

„Na, weißt du," sagte der junge Herr wichtig, „damit könnt ihr eure Burg auch nicht lange verteidigen, wenn's mal Krieg gibt."

„Ach du," kicherte Toinette, indem sie dem großen Jungen einen leichten Stoß versetzte, „so dumm sind wir doch nicht! Das Ding war doch bloß zum Salutschießen da. Der frühere Großherzog war doch so befreundet mit grandmaman, und wenn er dann kam, mußte der Adam immer ein paarmal losknallen und die große Flagge hissen."

„Kann man denn noch damit schießen?"

„Natürlich. Grandmaman hat das alte Pulverhorn in ihrem Sekretär verschlossen. Ich hab's selbst gesehen. Es ist noch halbvoll."

„Och, laßt mich doch mal schießen!"

„Na ja, ich werd's grandmaman sagen, wenn mal wieder was los ist. Jetzt wo ich Trauer hab', wird's wohl nicht gehen."

„Aber zu Kaisers Geburtstag, was? Fein! Dann hissen wir die deutsche Fahne und bollern tüchtig los."

Fräulein Oberkamp wechselte einen Blick mit Jean Jaques, und dann trat sie zu Toinetten und sagte, indem sie die Hand auf ihren blonden Scheitel legte: „Unser Kaspar ist nämlich ein großer Patriot; aber ich

glaube, du wirst guttun, deiner Frau Urgroßtante deine Pläne nicht zu verraten. Sie würde auch schwerlich das alte Pulverhorn zu einem solchen Zwecke herausgeben, und eine schwarz-weiß-rote Flagge habt ihr gewiß nicht im Hause."

„Nein, haben wir auch nicht," versetzte Toinette. „Grandmaman sagt, unsere Burg stünde auf Gerolsteinischem Grund und Boden. Und aus dem Fenster, wo man das Nationaldenkmal sehen kann, guckt sie nie heraus. Das Deutsche Reich wäre achtzehnhundertsechsundsechzig begraben worden, sagt sie. Ist das nicht komisch? Das ist doch gar nicht wahr. Mein Papa und mein Onkel waren doch achtzehnhundertsiebzig-einundsiebzig in Frankreich mit. Aber wenn ich vor grandmaman damit anfange, dann sagt sie immer, Räubergeschichten könnt' sie nicht leiden."

„Räubergeschichten ist sehr gut!" fuhr es Herrn Jaques unwillkürlich heraus.

Aber das Fräulein warf ihm einen strafenden Blick zu und sagte, der Waise zart den Kopf streichelnd: „Mache dir darüber keine Gedanken, liebes Kind. Deine grandmaman hat achtzehnhundertsechsundsechzig verloren, was ihr das Liebste im Leben war, und das kann sie nun nicht mehr vergessen. Sie meint es doch so gut mit dir, nicht wahr, und hat dich so lieb, da mußt du schon die Rücksicht nehmen, daß du von diesen Dingen gar nicht mit ihr anfängst. Komm, versprich mir das."

Sie hielt ihre Rechte offen hin und Toinette legte ihr kräftiges Händchen hinein und freute sich des starken Gegendruckes. Und dann in einer unwillkürlichen Regung von Zärtlichkeit hielt sie die weiche Hand der Gouvernante noch eine Weile fest und rieb ihre heiße Wange daran.

Man trat nun bald den Rückweg an. Die Kinder liefen vorauf, und die beiden Erwachsenen folgten ihnen langsamer.

„Wie hast du das bloß wieder angestellt, Süße?" flüsterte Jean Jaques dem Fräulein Erdmute zu, indem er auf der engen dunklen Treppe seinen Arm um sie schlang: „Das Mädelchen hast du dir schon wieder eingefangen!"

„Ach, Jaques, bitte lassen Sie mich doch," flüsterte Erdmute, indem sie sich dem Arm des jungen Mannes zu entziehen versuchte.

Aber er ließ sie nicht los, sondern drückte sie vielmehr noch fester an sich und raunte ihr glühend ins Ohr: „Ach, du — du — du bist ja so schön! Ich leide ja schon den ganzen Nachmittag solche Qual vor Sehnsucht. Und so eine köstliche dunkle Treppe finden wir so bald nicht wieder. Laß mich doch." Mit sanfter Gewalt bog er ihr den Kopf zurück und küßte sie lang und innig auf den Mund.

Mit einem tiefen Seufzer löste sich endlich Erdmute aus der Umschlingung und sagte mit einem reizenden Lächeln: „Wir wollten doch nicht."

Sie hatten beide in ihrer kurzen seligen Vergessenheit nicht bemerkt, daß das junge Schloßfräulein zurückgelaufen war, um sie vor einer schadhaften Stufe zu warnen. Und wie sie die beiden in zärtlicher Umschlingung da stehen sah, hatte sie sich auf die Lippen gebissen, den Atem angehalten und war dann ganz leise wieder fortgehuscht, ohne ein Wort zu sagen.

Unten auf dem Hofe begegnete die kleine Gesellschaft dem Kättche, das, ganz in Weiß und neue Lackschuhe an den zierlichen Füßen, sehr reizend und fräuleinhaft aussah. Toinette lief sofort auf sie zu, zerrte sie am Arm herbei

und stellte sie ihren neuen Freunden, insonderheit Alixen, vor. „Ja, das ist aber e Freud für unser Toinettche," rief Kättche lustig. „Endlich emal e passend' Gesellschaft! Wir verzwazzeln ja schon alleweil in dere Einsamkeit hier, gelt?" Und dann zu Fräulein Erdmute gewendet: „Sie sind doch die Gouvernant', gelt? Sie müsse sich als fest einschmeichele bei unsrer Alten, daß sie's Toinettche zu Ihne läßt."

Fräulein Erdmute zuckte die Achseln und sagte kühl: „Das steht doch wohl bei der Frau Gräfin allein."

Als die Gäste ihren Abschied genommen und mit ihren flinken Rädern rasch bergab verschwunden waren, kehrte Toinette ganz aufgeregt und ein bißchen traurig in die Burg zurück. Kättche hatte auch am Tor gestanden und der Abfahrt zugesehen.

Das Fräulein umschlang die Hüften ihrer Zofe und schmiegte sich hochatmend an sie. „Ach, Kättche, was bin ich froh! Grandmaman hat mir ein Zweirad versprochen und dann darf ich zu Stillings, so oft ich mag. Sie sind alle so nett, auch der alte Onkel mit dem eine Aug'; aber das Fräulein Oberkamp ist einfach wonnig! Denk dir bloß, im Turm . . . . ."

„Ach, die!" unterbrach Kättche das zärtliche Geständnis mit unmutiger Heftigkeit. „Ein hochmütig Ding ist das, was die sich schon einbildet! Hö!"

Da ließ Toinette die Zofe stehen, ging tiefgekränkt auf ihr Zimmer und sagte kein Wort weiter von der dunklen Treppe im Turm. Als aber wie gewöhnlich des Abends die Gräfin sich auf ihr Bett setzte, um vor dem Nachtgebet noch ein wenig mit ihr zu plaudern, da griff sie plötzlich nach der Hand der Greisin, rieb, wie es ihre zärtliche Gewohnheit aus frühen Kindertagen war, ihre Wange daran und sagte: „Gelt, grandmami, du findest

doch auch das Fräulein von Stillings wonnig? Denke dir bloß, Kättche findet sie hochmütig. Weißt du, mir kommt das Kättche jetzt auch manchmal ziemlich ordinär vor. Sag's ihr aber nicht weiter. — Und wenn ich jetzt das Rad kriege und immer zu Stillings darf — ach, liebes gutes grandmamichen, dann will ich dir auch so dankbar sein! Und ich will auch gewiß nie mehr zum Kättche ins Bett schlupfen, wenn ich so bös träume."

„Mein Herzepuppele, o du mein Herzepuppele!" murmelte die Raugräfin und bedeckte dabei die warme Kinderhand mit Küssen. Und dann sagte sie ganz schnell gute Nacht und trippelte trotz ihrer Krampfadern förmlich leichtfüßig mit der Lampe davon. Sie konnte es doch dem Kinde nicht so zeigen, wie sie sich freute. Denn daß Toinette mit allen ihren Sorgen, Ängsten und kindlichen Heimlichkeiten zu der Zofe flüchtete, das war ihr ein brennender Schmerz gewesen. Ach, wenn sie jetzt den Weg gefunden hätte, das liebe Kind wirklich zu sich zu ziehen, dadurch, daß sie ihm den Verkehr mit Stillings freigab, dann mochte es gern hinausflattern und Pumphöschen anziehen und sogar die hübsche Gouvernante für den Inbegriff alles Wonnigen erklären.

Die Greisin ließ sich in ihren Lieblingsfauteuil fallen, schlug sich auf die Knie und lachte ganz schadenfroh vor sich hin: „Zum Kättche schlupft sie nicht mehr rein, hähä! Das Kättche hat verspielt."

Fünftes Kapitel.

Villa Selma, so hieß nach der zweiten Gattin des Weingroßhändlers Valentin Stilling das Landhaus am Rhein, stand erst seit ein paar Jahren, denn früher hatte die Familie in Eltville, dem Sitze des Geschäfts, gewohnt. Selbstverständlich war das Haus mit allen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattet, mit elektrischem Licht, Telephon, Klingeln, Alarmapparaten gegen Einbruch, mit Zentralheizung, wundervollen Bade- und Wascheinrichtungen und den neuesten patentierten Apparaten, welche die große Wäsche zu einem Vergnügen und die raffinierteste Kochkunst zu einer Spielerei zu machen imstande waren. Auch die Möbel, insbesondere die Betten, Teppiche, Gardinen, Geschirr und Silberzeug waren zum größten Teil funkelnagelneu, weil die alte Einrichtung in dem Eltviller Stammhaus der Familie verblieben war, in welchem auch der Onkel Jean Jaques, wenigstens in den Wintermonaten, noch hauste. Nur mit dem künstlerischen Schmuck der Villa war es übel bestellt, denn der Onkel Jean Jaques hatte sich energisch dagegen gewehrt, daß aus dem alten Bestand ererbter Gemälde und Stiche, unter denen sich manch wertvolles Stück befand, etwas aus dem alten Hause in das neue hinübergenommen würde. Es war also nur allerlei unbedeutender Kleinkram aus dem Familienbesitz in die Villa übergeführt worden, und

was von neuen Bildern, Plastiken, Uhren und Nippes darin zu finden war, erschien recht bunt und planlos zusammengewürfelt, da weder Valentin Stilling noch seine Gattin selber einen persönlichen Kunstgeschmack besaßen, sondern sich nur durch zufällige Anregung zu neuen Ankäufen verleiten ließen. Der Stil des Baues war französisch-barock ohne besondere Eigenart; nur an der Verwendung guten, echten Materials erkannte man den soliden, protzenhafte Aufdringlichkeit ängstlich vermeidenden Reichtum der Bewohner. In dem peinlich sauberen, akkurat angelegten Garten gab es köstliche Erdbeeren, auserlesenes Spalierobst, stets mit den blühenden Blumen der Jahreszeit frisch besetzte Beete und ein kleines Treibhaus zur sachverständigen Zucht allerlei seltner Spezialitäten, aber naturgemäß noch wenig Schatten.

Einen größeren Gegensatz als die verschlissene und verstaubte Herrlichkeit von Burg Raueneck und die funkelnagelneue Pracht der Villa Selma konnte es kaum geben, und Toinette de Rège, die schon wenige Tage nach dem Überfall der radelnden Stillings auf die Burg in korrektester Form ihren Gegenbesuch machte, in ihrem besten Sonntagsgewande, schwarzen Glacéhandschuhen und Kreppbut, von ihrer hübschen Zofe in buntester Gala begleitet, Toinette mußte diesen Gegensatz um so stärker empfinden, als sie auch in dem kleinen Nest an der Mosel in dem ärmlich anständigen Haushalt ihrer Mutter von modernem Komfort und dem selbstverständlichen Luxus soliden Reichtums nichts zu sehen bekommen hatte. So machte sie denn die Augen gar weit auf, als Kaspar und Alix sie durch die vielen schönen Zimmer, durch Bad, Küche und Garten führten. Und dann wurde der Tee auf der nach dem Rhein zu gelegenen Veranda eingenommen. Da blitzte der Tisch von herrlich poliertem Silber, und die Tassen

waren von papierdünnem Porzellan, und Kuchenwerk gab es dazu, sogenannte petits Fours, wie sie Toinette noch nie gesehen, geschweige denn gekostet hatte. Es konnte nicht ausbleiben, daß sie sich durch soviel Glanz und Feinheit recht sehr geniert fühlte. Sie wagte erst nach längerem Zureden die Handschuhe auszuziehen und stand bei der Hantierung mit den zerbrechlichen Täßchen nicht geringe Angst aus. Die mit rotem Damast gepolsterten Stühle hörte sie förmlich rufen: sitz grade! und das glatte Parkett: geh leicht und langsam! Schieße nicht so vorwärts wie ein junger Hund!

Aber gerade weil sie so steif dagesessen, als hätte sie eine Elle verschluckt und den kleinen Finger beim Anfassen der Teetasse so niedlich ausgestreckt, so vorsichtig gegessen und so überaus wenig geredet hatte, fanden Herr und Frau Stilling, daß sie ein angenehmes, wohlerzogenes junges Mädchen sei. Sie mochten sich wohl vorgestellt haben, daß aus dem Hause der Raugräfin, die, mit einem dicken Stock oder Regenschirm bewaffnet, die Leute zu bedrohen oder mindestens anzubrummen, schwere Zigarren zu rauchen und mit keinem gesitteten Menschen zu verkehren pflegte, auch nur eine junge Brut von anmaßender Flegelhaftigkeit hervorgehen könne. Daher waren sie denn von Toinettens Wesen sehr angenehm überrascht und brachten von selbst schon während des Tees die Rede auf den gemeinsamen Unterricht. Da das kleine Fräulein überhaupt nur so wenig geredet, hatte es auch keine Gelegenheit gehabt, besondere Intelligenz an den Tag zu legen, was natürlich Herrn und Frau Stilling gleichfalls sehr beruhigen mußte, denn sie konnten doch nicht gut wünschen, daß ihre eignen Kinder von diesem Fräulein von Habenichts ausgestochen würden. Die Herrschaften betrachteten die Erlaubnis, an dem Unterricht ihrer Kinder

teilzunehmen, natürlich als einen Akt der Barmherzigkeit gegenüber dem armen einsamen Mädchen, und hielten es für durchaus in der Ordnung, daß Empfänger von Wohltaten bescheiden zu sein haben und sich nicht geistig überheben dürfen.

Nach dem Tee nahm Fräulein Oberkamp Toinetten allein mit sich in ihr Zimmer und fragte sie über ihren bisherigen Unterricht aus. Dabei war Toinette gar nicht verlegen, sondern gab dem schönen jungen Geschöpf gerade so unbefangen Bescheid, wie sie's einer Freundin ihres Alters gegenüber getan haben würde. Das war eben der Zauber, den Erdmute auf ihre Zöglinge ausübte, daß sie ihnen ganz ohne selbstbewußte Autorität, sondern so herzlich, frei und kameradschaftlich gegenübertrat. Toinette war von Haus aus lernbegierig und hatte gleich in den ersten Stunden bei dem guten Benefiziaten gemerkt, daß sie von dessen Unterricht wenig oder nichts profitieren würde; wenn sie sich aber jetzt so sehr auf den Unterricht mit den Stillingschen Kindern freute, so war weit mehr als ihr Bildungshunger, die Aussicht, täglich mit dieser bestrickenden Lehrerin zusammen sein zu dürfen, der Hauptgrund solcher Freude. Sie sah sie ja heute erst zum zweitenmal, und dennoch schlug ihr junges Herz ihr bereits so ungestüm entgegen, daß sie ihr am liebsten um den Hals gefallen wäre und sie um die Erlaubnis gebeten hätte, sie Schwester oder gar Mama nennen zu dürfen.

Die Aussicht, täglich in dem reichen üppigen Hause zu verkehren, reizte sie dagegen gar nicht besonders. Die romantische alte Burg sagte ihrem Geschmack viel mehr zu, und die bescheidene Herrlichkeit ihrer beiden Zimmerchen hätte sie nicht für all die patentierten Erzeugnisse modernster Industrie in Alixens Zimmer eintauschen mögen.

Das einzige, was sie wirklich interessierte an dem ganzen Besitztum der Stillings, war der Tennisplatz und das Motorboot, sonst gönnte sie ihnen neidlos ihre ganze Üppigkeit. Die Stillingschen Kinder schienen übrigens ungefähr ebenso zu empfinden, denn im weiteren Verkehr stellte es sich heraus, daß sie viel lieber nach Rauneck zum Spielen kamen, als daß sie außerhalb der Unterrichtsstunden Toinetten bei sich sahen.

Es war auch zu schön, auf dem grasbewachsenen Söller und in den finsteren Mauerlöchern allerlei Ritter- und Räubergeschichten mit verteilten Rollen zu agieren, womöglich gar in bunte Gewänder gehüllt, die sie aus modrigen alten Truhen hervorgegraben, und mit verrosteten Waffen ausgerüstet, die sie in vergessenen Speicherwinkeln entdeckt hatten. Kaspar Stilling leistete Außerordentliches in der Erfindung heldenhafter, blutrünstiger Vorwürfe für ihre Spiele, und selbst die Phantasie der sonst recht nüchternen kleinen Alix trieb bescheidene Blüten in der angenehm schaudervollen Atmosphäre der alten Burg. Auch Kättche beteiligte sich mit Leidenschaft an solchen romantischen Spielen und pflegte es besonders darauf anzulegen, die Kinder als Geisterahnfrau zu erschrecken. Jedoch verschmähte sie auch keineswegs die Rolle einer schönen Fee oder Prinzessin, als welche sie mit ihren hübschen weißen Armen und ihrem prachtvollen Haar auch wirklich eine höchst vorteilhafte Figur spielte. Auch leistete sie Bewundernswertes in der Kunst, durch Bettlaken, Handtücher und allen möglichen alten Flitter- und Lappenkram großartige Kostümeffekte zu erzielen. Auf Schloß Rauneck war auch bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit für die lebhafte Phantasie der Kinder etwas Neues und Unterhaltsames zu veranstalten, während es in der Villa Selma doch immer wieder auf Tennis,

Krocket, oder bei schlechtem Wetter auf die faden belehrenden Gesellschaftsspiele hinauslief, denn das Motorboot durften sie nur in Begleitung eines der beiden Jean Jaques benutzen, und die waren nur selten zu ihrer Verfügung.

Was kann jugendliche Seelen fester miteinander verbinden als ungewöhnliche und abwechslungsreiche Spielgelegenheit? Es wären eigentlich alle Verhältnisse dazu angetan gewesen, die drei glücklichen Menschenkinder, Kaspar, Toinette und Alix, zu einer seelischen Dreieinigkeit fürs Leben zusammenzuschweißen, wenn nicht die schlimme Eifersucht sich dreingemengt hätte, die im kindlichen Leben eine ebenso große Rolle spielt, wie im Leben der Erwachsenen. Alix war nämlich brennend eifersüchtig auf die Bevorzugung, die ihrer Meinung nach die von allen drei Kindern angeschwärmte Gouvernante Toinetten angedeihen ließ. In den ersten paar Wochen war mit dem gemeinsamen Unterricht alles glatt gegangen. Toinette hatte eine sehr mäßige Vorbildung genossen und überdies viel vergessen während des wunderlichen Vorspiels beim Herrn Benefiziaten. Da kam es denn sehr oft vor, daß die zwei Jahre jüngere Alix mehr wußte als das große Burgfräulein, und daß der gelehrte Kaspar seine wissenschaftliche Überlegenheit mit wohlwollender Herablassung zur Geltung bringen konnte. Sehr bald aber hatte die fleißige Toinette das Versäumte nachgeholt und die Lücken ihrer Elementarkenntnisse ausgefüllt. Und nun verschob sich die Verteilung der Kräfte wesentlich zuungunsten der Stillingschen Kinder. Toinette war zwar kein ungewöhnlich begabtes oder gar für die Wissenschaft vorbestimmtes Kind, aber ihre leichte Auffassung, ihr gutes Gedächtnis und vor allen Dingen der lebhafte Ehrgeiz, der angeschwärmten

Lehrerin zu genügen, halfen ihr rasch und leicht vorwärts. Sie erschnappte sogar ganz nebenher allerlei von der lateinischen und mathematischen Weisheit Kaspars und benutzte diese ernaschte Gelehrsamkeit zu harmlosen Neckereien mit dem großen Jungen. Der fühlte sich aber seltsamerweise nicht dadurch gekränkt, denn er war so verliebt in das Burgfräulein, daß er alles reizend fand, was sie auch sagen oder tun mochte. Im Gegenteil wurde die Konkurrenz des jüngeren Mädchens für ihn zu einem starken Ansporn des Fleißes, einer bisher nur mangelhaft bei ihm entwickelten Eigenschaft, so daß nicht nur das Fräulein Oberkamp, sondern auch die Eltern über diesen sichtlichen Erfolg der Koedukation hocherfreut waren.

Anders stand es mit Alix. Sie war normal begabt und durchaus nicht dumm, aber ein wenig langsam im Erfassen. Wenn nun Fräulein Erdmute ihr recht eindringlich und geduldig etwas zu erklären suchte, so konnte sie es nie unterlassen, heimlich Toinettens Mienen zu beobachten, in denen sie dann regelmäßig geringschätzige Ungeduld zu entdecken glaubte. Obwohl sich naturgemäß Erdmute, die Wonnige, mit Toinette lange nicht soviel abgab während des Unterrichts, reizte gerade das rasche, beinahe lustige Tempo, das sie in ihrer Unterweisung Toinetten gegenüber anschlug, Alixens Eifersucht aufs höchste. Ein bösartiges Kind war sie sonst nicht, und an Tagen, wo ein besonders schönes Spiel sich ergab, konnte sie auch allen Groll vergessen, während des Unterrichts jedoch blieb sie nie frei davon.

Es war Kaspars Idee, Hauffs Lichtenstein, den die Kinder damals alle drei hintereinander gelesen hatten, zu dramatisieren und auf Schloß Rauneck aufzuführen. Statt einer Bühne mit gemalten Kulissen sollten verschiedene Räumlichkeiten der Burg selbst den Schauplatz

abgeben und die in freier Gegend spielenden Szenen auf dem Söller oder vor der Mauer der offenen Hofseite gespielt werden. Die Zuschauer sollten also mit den Schauspielern von Schauplatz zu Schauplatz ziehen. Für diesen originellen Plan begeisterten sich nicht nur die beiden Kinder, sondern auch der große Bruder, der Onkel Jean Jaques, sowie Fräulein Oberkamp fanden so großes Gefallen daran, daß sie sich nicht nur zur dramaturgischen, sondern auch schauspielerischen Mitwirkung bereit erklärten. Am Abend, wenn die Schularbeiten erledigt waren, saß Kaspar oft noch lange in ernsthafter Beratung mit dem Onkel und der Gouvernante beisammen, um die Szenenfolge festzustellen und den Dialog, wo die Erzählung das Nötige nicht schon hergab, zu ergänzen. Der gute Onkel, der eine Schreibmaschine besaß, war so freundlich, die lästige, zeitraubende Schreibarbeit zu übernehmen, und wartete dann immer am Tage nach solchen dramaturgischen Beratungen mit ein paar neuen Szenen in sauberer Maschinenschrift auf, so daß im Laufe weniger Wochen das ganze Stück wirklich fertig zustande kam. Eine Frage, über die man sich beim Beginn der Arbeit nicht viel Sorge gemacht hatte, stellte sich aber jetzt nach Vollendung derselben als eine große Schwierigkeit heraus, nämlich die Besetzung der recht zahlreichen Rollen. Das Schlimmste war, daß die männlichen Figuren in der Überzahl waren, wohingegen zur Mitwirkung mehr weibliche Kräfte zur Verfügung standen. Außer den beiden Backfischen Alix und Toinette kam noch als Stern der Truppe Erdmute, die Wonnige, in Betracht, sowie das Kättche, welche, von ihrer kleinen Herrin in das Geheimnis des großen Vorhabens eingeweiht, leidenschaftlich danach verlangte, bei dieser Gelegenheit ihr Talent zu betätigen. Für die

vielen Männerrollen waren nur der Kaspar und der Onkel vorhanden. Jean Jaques, der Bruder, hatte sich zwar auch zur Mitwirkung bereit erklärt, aber auf den war kein Verlaß, denn er mußte aller Augenblicke verreisen. Vorläufig bestimmte man ihn aber für die männliche Hauptrolle, den Junker Georg von Sturmfeder, weil Kaspar das Fach der jugendlichen Liebhaber verachtete und sich mehr zum gesetzten Helden berufen fühlte. Er übernahm also die Rolle des Herzogs und außerdem, um auch sein Talent als Charakterkomiker glänzen lassen zu können, den Lanzknechtsobersten Peter, der so schön in sieben Sprachen flucht. Der Onkel Jean Jaques hatte sich bereit erklärt, den Pfeiffer von Hardt zu spielen, für den seine vierschrötige Gestalt am besten geeignet erschien und auch die Einäugigkeit nicht so sehr störte. Die Besetzung der weiblichen Hauptrolle, Marie von Lichtenstein, durch Fräulein Erdmute erschien allen Teilnehmern selbstverständlich, ebenso wie die des Bärbeles durch die kleine Alix. Es blieben noch zu besetzen die kleineren Rollen des alten Lichtenstein, des biederen Stumpf von Schweinsberg, des Doktor Calmus, mehrerer Lanzknechtshauptleute und der beiden weiblichen Alten, Bärbeles Mutter und Rosel. Da Toinette von ihrer schauspielerischen Begabung noch keine Proben abgelegt, und auch selbst keine ausgesprochene Vorliebe für ein besonderes Fach hatte, so ließ sich das gutmütige Ding diese sämtlichen Nebenrollen aufpacken unter dem einzigen Vorbehalt, einige davon an das Kättche abgeben zu dürfen. Mit ihrer schlanken Figur und ihrer kräftigen Altstimme erschien sie zur Not für die komische Alte wie für die Männerrollen gleich geeignet.

Als auf diese Weise eine Notbesetzung zustande gekommen war, fiel es erst dem „Herrn Theaterdirektor

Kasperl", wie er in dieser bewegten Zeit tituliert wurde, schwer auf die Seele, daß ja eigentlich gar kein Publikum vorhanden war, für das die Mühe der Einstudierung sich lohnte; denn da die Eltern Stilling aus dunklen, den Kindern unverständlichen Gründen, nicht auf Schloß Raueneck verkehrten, blieben eigentlich nur die Raugräfin selbst, nebst Adam und Babett als Publikum übrig. Ein Parterre also von würdigen Greisen, deren Alter zusammenaddiert zwei reichliche Jahrhunderte ergab. Und es kam den jugendlichen Darstellern natürlich in erster Linie auf jugendliche Zuschauer an. Wo aber die hernehmen, da sie in der nächsten Umgebung ihresgleichen zum Umgang nicht besaßen? In dieser Verlegenheit dekretierten Kaspar und Toinette, daß sie es dem Hochzeitsvater im Evangelium nachtun und die Krüppel und die Lahmen von den Landstraßen, das heißt die Kinder von Krethi und Plethi im Umkreise etlicher Quadratkilometer durch Maueranschlag oder Ausklingeln einladen wollten. Mit dieser Idee fanden sie aber bei der Raugräfin, die sonst alle Launen Toinettens mit rührender Geduld über sich ergehen ließ, gar keinen Anklang.

„Puppele, was fällt dir ein!" rief sie entsetzt, als Toinette mit glühenden Wangen ihr zum erstenmal den Vorschlag unterbreitete. „Ich soll die Krapüle in mein Haus lassen? I, das fehlte mir, daß mir das Volk hier in jeden Winkel seine Nasen steckt und 's dann im ganzen Rheingau herumbringt, was das bei der stolzen Frau Gräfin für eine Bettelwirtschaft wär'! Das gibt's nicht! Der Herr Großhändler Stilling wird sich wohl hüten, sich sein Parkett von Nagelschuhen vertrampeln und seine damastenen Polstersessel von geflickten Hosenböden scheuern zu lassen; aber meine alte Ruine ist da natürlich gut genug dazu. Nein, Kind, da wird nichts

daraus! Meinetwegen könnt ihr noch den Herrn Benefiziaten bitten und den Schulmeister und die Meßnerbuben — mag ihnen die Babett einen Käsekuchen für die Gelegenheit backen und eine Maß Wein mit Zucker dazu spendieren —, mehr kann ich nicht bewilligen."

Da vorläufig nichts zu erreichen war, getrösteten sich die Kinder dieses Bescheides und machten sich eifrig ans Studium ihrer Rollen. Das Lernen für den Unterricht kam in dieser Zeit oft bedenklich zu kurz, und Fräulein Oberkamp mußte wegen flüchtiger Arbeiten und schlecht memorierter Lektionen manch ernstlichen Tadel aussprechen, auch wohl zur Strafe die Freistunden verkürzen.

Viel Not hatten die Kinder auch mit Kättche. Das lebenslustige Mädchen hatte in seiner Zofenstellung recht wenig zu tun und in seinen vielen Freistunden überreichlich Muße, allen den närrischen Ideen nachzuhängen, von denen ihr hübscher Kopf vollsteckte. Das Kokettieren war ihr ein Lebensbedürfnis, und da sie in der nächsten Umgebung von Raueneck gar kein würdiges Objekt zur Erprobung ihrer Künste fand, verbrachte sie ihre freien Sonntage in den Städten und weinberühmten Ortschaften der weiteren Umgebung, ohne jedoch auch dabei den ersehnten Trost für ihres Herzens Einsamkeit und ihres Temperamentes ungestillte Sehnsucht zu finden. Nun hatte sie ihren Kopf darauf gesetzt, die Gelegenheit des Ritterschauspieles kräftig beim Schopfe zu ergreifen, um Herrn Jean Jaques Stilling junior, den einzigen erreichbaren eleganten Kavalier, mit ihren Reizen zu bezaubern. Sie wollte durchaus das Burgfräulein Marie kreieren. Um ihre Befähigung zu solcher großen Aufgabe zu erweisen, deklamierte sie ihrer jungen Herrin den großen Monolog der Jungfrau von Orleans vor, den sie heimlich auswendig gelernt hatte. Durch schwungvolle Gesten und

bedeutende Organentwicklung imponierte sie dem guten Toinettchen, das nie in seinem Leben eine richtige Theatervorstellung gesehen hatte, nicht wenig. Zwar kam ihrem natürlichen Instinkt das wilde Gebaren dieser rothaarigen Jungfrau im Grunde genommen recht komisch vor, aber da sie es nicht besser wußte, konnte ihr Kättche, die in Mainz und anderswo oft im Theater gewesen war, leicht einreden, in solchem Pathos, solch wildem Augenrollen und solchen mächtigen Armbewegungen liege das wahre Wesen der Schauspielkunst.

Toinette befand sich da wirklich in einer schwierigen Lage. Bei ihrer Schwärmerei für ihre Lehrerin mußte sie eigentlich von vornherein überzeugt sein, daß die auch als Schauspielerin Unübertreffliches zu leisten imstande sei. Aber bei der ersten Leseprobe, die man bei Stillings veranstaltete, hatte Erdmute ihre Marie so schlicht und einfach gesprochen, daß man von einer besonderen Schauspielkunst wirklich nichts merkte. Daß das Kättche zum mindesten mehr von sich hermachte, war unbestreitbar. Sie konnte doch aber unmöglich ihrer Lehrerin zumuten, zugunsten ihrer Zofe von der Hauptrolle zurückzutreten, und andrerseits mochte sie auch dieses ehrgeizige Mädchen nicht kränken.

Da die Kinder die ersten Proben auf dem Schloß und unter sich abhielten, so bekam Kättche, indem sie dabei die Souffleuse abgab, reichlich Gelegenheit, den Text des Dramas kennen zu lernen, und nachdem sie so ein paarmal die Rolle der Marie markiert hatte, konnte sie sie bald annähernd wörtlich auswendig. Sie ließ sich denn im weiteren Verlauf der Proben auch nicht abhalten, sobald das Burgfräulein die Szene betrat, ihren Platz als Souffleuse zu verlassen und lebhaft mitzuagieren — so lebhaft, daß Kaspar und Alix aus dem

Kichern gar nicht herauskamen, während Toinette nicht begreifen konnte, daß die Leistung Kättches bei diesen beiden so wenig Anerkennung fand. Sie selbst hatte sich ihre kleinen Männerrollen von der Jungfer einstudieren lassen und bemühte sich, es ihr an Gebrüll und weiten Schwimmbewegungen nachzutun. Auch erschien sie schon von der zweiten Probe an in Männerkleidern, die ihr Kättches geschickte Finger aus ein paar alten Sammetkniehosen und einem galonierten Lakaienfrack zurechtgeschneidert hatten.

Endlich kam der Tag, an dem zum erstenmal die Erwachsenen an der Probe teilnehmen sollten. Zunächst zeigte es sich, daß sie alle drei recht schlecht gelernt hatten. Kättche, die wieder die Souffleuse abgab, schüttelte fortwährend den Kopf über diese Lotterwirtschaft und bei Mariens Hauptszene konnte sie sich vollends nicht enthalten, anstatt bescheiden vorzuflüstern, mit dem ganzen Aufwand ihres edlen Organs von ihrem Platz aus vorzuspielen. Der Onkel Jean Jaques hatte sein helles Vergnügen an dem Feuereifer der Zofe und lachte sich heimlich eins. Fräulein Oberkamp aber war von solcher Aufdringlichkeit natürlich wenig erbaut, und der junge Herr Jean Jaques gar, der Junker von Sturmfeder, geriet noch mehr in Harnisch, als es selbst seine Rolle erforderte.

Kättche, welche schon das Nichtbeachten ihres lebhaften Augenspiels von seiten dieses jungen Herrn recht sehr verdrossen hatte, war durch seine Rüge dermaßen gekränkt, daß sie von ihrem Sitz aufsprang und mit Zornesröte im Gesicht ausrief: „So, bitt' schön, wenn die Herrschafte nix lerne dun und hernach noch mich dafür beschimpfe wolle, daß ich's besser weiß, dann könne se sich ja wege meiner von der Bampelschnut souffliere lasse.

Atchö!" Sprach's, schleuderte das Manuskript auf den nächsten Tisch und ging durch die Mitte ab.

Der Onkel Stilling versuchte zwar, die Sache ins Lächerliche zu ziehen, aber Fräulein Erdmute erklärte sofort, daß sie lieber von der Theaterspielerei zurücktreten wolle, als sich noch einmal der Unverschämtheit eines Dienstboten auszusetzen. Und der Ritter von Sturmfeder war so entrüstet, daß er auf der Stelle zur Frau Gräfin eilen und Kättches sofortige Entlassung fordern wollte. Kaspar schimpfte und fluchte, Toinette weinte und Alix hetzte. Ohne des guten Onkels Zureden wäre bei dieser Gelegenheit der ganze Theaterplan aufgeflogen. So aber beruhigte man sich nach einiger Zeit und setzte die Probe fort.

Es kam die Liebesszene zwischen Sturmfelder und Marie an die Reihe, und der Onkel soufflierte. Merkwürdigerweise hatten Fräulein Oberkamp und Jean Jaques gerade diese Szene erheblich besser memoriert als alle vorhergehenden, und außerdem mußte wohl der eben gehabte Ärger ihr Blut in Wallung gesetzt haben, denn sie spielten mit großer Natürlichkeit und Leidenschaft im Ausdruck. Die drei Kinder applaudierten heftig, und Toinette besonders war ganz hingerissen vor Bewunderung.

Es folgte dann eine Szene, die im Freien spielte, und während die anderen, Kaspar und Alix voran, die dunkle Wendeltreppe des Turmes hinaufeilten, hielt Toinette ihre geliebte Lehrerin zurück und nestelte sich zärtlich an sie. „O, wie haben Sie das schön gespielt!" flüsterte sie ihr ins Ohr, als ob dies ein Geheimnis sei.

„Na ja," gab Erdmute lachend zurück, „ein bißchen natürlicher als bei deinem Fräulein Kättche mag's wohl herausgekommen sein."

„Bitte, bitte, jetzt nicht vom Kättche reden," bat Toinette. „So ein garstiges Ding! Ich werd's ihr aber tüchtig geben. Jetzt weiß ich erst, was richtig Theaterspielen heißt."

„Mit Schreien und Gestikulieren ist es freilich nicht getan," sagte Erdmute, „man muß nur empfinden, was man darzustellen hat, dann kommt es auch natürlich heraus."

Da ergriff Toinette die Hand der Lehrerin, streichelte sie zärtlich und fragte, die großen Augen wie verklärt zu ihr emporhebend: „Sie haben ihn wohl sehr lieb?"

„Wen? Wen denn?"

„Nu, doch den Jean Jaques."

Toinette fühlte, wie des Fräuleins Hand zwischen den ihrigen zuckte, als sie nun, unwillkürlich ihren Schritt hemmend und ihre Stimme dämpfend, zurückfragte: „Kind, wie kommst du denn darauf? Wir spielen doch bloß Theater."

„Nein, nein, ich weiß ja," flüsterte Toinette eifrig, dicht an ihrem Ohr, „ich hab's ja gesehen hier auf dieser Treppe — beinahe wo wir jetzt stehen — wie er Sie geküßt hat damals."

„O!" Nur den einen Laut stieß Erdmute hervor. In ihrer Verwirrung vermochte sie kein Wort weiter zu finden, aber ihre Hand wurde kalt und umschloß unwillkürlich mit kräftigem Druck die warmen Finger des Mädchens.

Da schmiegte Toinette den Kopf an ihre Schulter und hauchte: „Ach, süßes Fräulein, ich hab' ja keinem Menschen eine Silbe davon gesagt und ich sag's auch nie einem Menschen. Wahrhaftigen Gott, das schwöre ich!"

Erdmute stand da in tödlicher Verlegenheit. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen. Unwillkürlich schloß

sie beide Arme fest um die schmalen Schultern, und ihre zuckenden Lippen drückten zahllose Küsse auf Haar und Stirn des Mädchens. „Liebes Kind," stammelte sie, sobald sie einigermaßen zu Atem gekommen, „was soll ich dir sagen? Danke dir, danke, mein süßes Toinettchen! Du bist noch so jung, ich kann es dir nicht erklären, wie ich möchte, aber nicht wahr, du wirst mir glauben, daß kein Unrecht dabei ist, trotz der Heimlichkeit? Es wird wohl ein Tag kommen, wo es die Welt wissen darf. Bis dahin bewahren wir unser Geheimnis unter uns dreien, nicht wahr? Ja, wir haben uns lieb — und das ist so schön und heilig! — Weißt du was, mein Liebling, nenne mich Du, wenn wir allein beisammen sind. Jetzt haben wir das Geheimnis zusammen, da müssen wir einander vertrauen wie zwei Schwestern. Willst du mein Schwesterchen sein?"

„O du — du!" schluchzte Toinette ganz aufgelöst vor Seligkeit und schlang ihre Arme um den Hals der Lehrerin.

Da erscholl von oben Kaspars ungeduldige Stimme, sie zur Eile treibend. Und sie schluckten ihre Tränen hinunter und stiegen zum Tageslicht empor. Die Erregung der beiden fiel den andern nicht weiter auf, denn sie nahmen als selbstverständlich an, daß sie über Kättchens Unverschämtheit noch ein ernstes Wörtchen miteinander gesprochen hätten. Erdmute hatte in ihrem sicheren Instinkt für Backfischpsychologie den einzig richtigen Ausweg aus ihrer Verlegenheit gefunden und sich mit dem Anerbieten des heimlichen Du die Seele des schwärmerischen jungen Geschöpfes vollends zu eigen gemacht.

Strahlend und doch in lieblicher Verwirrung ging Toinette den Rest dieses Tages einher. Ganz wie eine heimliche Braut, die eben den Treuschwur für die Ewig-

keit mit dem Heißgeliebten getauscht. Der selige Aufruhr in ihrem Innern konnte ihr trotzdem nicht dazu verhelfen, daß sie ihren Stumpf von Schweinsberg, ihren Doktor Calmus oder ihre alte Rosel besser spielte als gewöhnlich. Sie war wirklich nach dieser Richtung wenig begabt, und der Herr Direktor Kaspar rang trotz seiner Verliebtheit verzweifelt die Hände über ihr mangelhaftes Charakterisierungsvermögen.

Nach Schluß der Probe, als die Familie Stilling Burg Raueneck verlassen hatte, nahm sich Toinette ihre Zofe unter vier Augen vor. „Weißt du, was du bist?“ fauchte sie sie mit zornfunkelnden Augen an, sobald sie sie in ihrem Schlafzimmer allein und die Tür hinter ihr geschlossen hatte. „Ein recht garstiges, freches Ding bist du.“

„Ei, was wär' denn das!“ rief Kättche zornig. „Ich merk's schon, die Gouvernant' hat dich aufgehetzt.“

„Du hast mich nicht Du zu nennen,“ schrie Toinette sie an, „und ich nenne Sie auch nimmer Du. Und wenn ich's der grandmaman sag', dann fliegen Sie überhaupt gleich 'naus.“

„Was hast du gesagt? — Fliegen soll ich? Ich soll nausfliege, weil's der Wasserweckfratzen net paßt, daß ich mehr Talent hab wie sie? Oho, bin ich so e Schlamp von eme Dienstbot, wo gestohle hat, daß man se gleich nausfeuern kann? Ich bin e gebildet Mädche von bessere Bürgersleut', un mei Vadder is e hörerer Staatsbeamter — ich brauch mer so e Behandlung net gefalle zu lasse. Un Sie, Fräuleinche, werde mich's fliege net lerne, ehnder geh ich schon von selbst. Aber des kann ich Ihne sage: erst dhu ich beim Amtsgericht anfrage, ob des en Entlassungsgrund für e anständig Mädche is, daß mer e dramatisch Talent für de Bühn' hat. Ei, so sage Se's

doch der Frau grandmaman. Oder soll ich se vielleicht rufe? Des kann ich Ihne sage: wenn ich fliege soll, denn fliegt die schön' Gouvernant' auch mit. Meine Sie, klein Fräuleinche, ich wär' so dumm und dhät's net merke, warum die partu die erste Liebhaberin in deme Stück vorstelle möcht? Da dürft' der Herr Schang Schack als net de Auge verdrehe wie so e Kalb un sie sich net so schlecht anstelle un alsofort rot werde. Ich will doch mal gleich e schriftlich Anfrag' an die Madam Stilling richte, ob ihr die Poussasch' im Haus mit der Gouvernant' angenehm wär'."

Wie eine kalte Dusche ergoß sich dieser aufgeregte Wortschwall über die arme Toinette, und die Schlußdrohung besonders bewirkte, daß sie ihren eigenen gerechten Zorn sofort vergaß und von größter Angst erfaßt wurde. In ihrer Bestürzung hielt sie der immer lauter gewordenen Zofe die Hände vor den Mund und raunte ihr mit stockendem Atem zu: „Aber nein, pfui, Kättche, du wirst doch so was nicht tun! Wie kann man denn nur so bös sein! Sei doch nur gut, Kättche, du sollst ja auch mitspielen dürfen. Ich will ja auch grandmaman nichts sagen, wie ungezogen du zu unserem Fräulein gewesen bist. Nein, nein, du sollst ja bei mir bleiben und wieder mein liebes gutes Kättche sein — nur von Fräulein Oberkamp sollst du nicht so garstige Sachen sagen. Und wenn du doch so gern Theater spielst — du kannst dir von meinen Rollen aussuchen, was du willst. Sie sagen ja doch, ich hätte kein Talent. Willst du vielleicht die Rosel spielen?"

„Uijesses, für die alt' Schraub' wär ich gut genug! Ich bedank' mich recht schön. Da möcht' ich doch der Babett net im Weg stehn."

Sie wollte schon wieder laut werden, aber Toinette fiel ihr begütigend in die Rede: „Also gut, Kättche,

reg' dich nur nicht auf, da behalte ich die alten Weiber. Mir ist alles egal. Und du kannst die Männer spielen. Sie haben alle gesagt, das wären die dankbarsten Rollen, wenn einer Talent hätte dazu. Du kannst den Ritter Stumpf von Schweinsberg machen und den Doktor Calmus und der Lanzknechtshauptmann ist auch brillant. Du hast mir doch immer erzählt, daß du dich so gern als Mann verkleidest und da sähest du zum Verlieben aus. Denk bloß, da kannst du dich dreimal anders anziehen!"

Kättche lachte höhnisch auf. „Ei wohl, drei alte Kerle in Wasserstiefeln und en große Bart vorgebunde. Tät mir doch leid, dem alte Adam sei Roll' wegzuschnappe. Ja, wenn's noch en elegante Pasche wäre mit seidne Trikotbeincher und eme Federbarett."

In ihrer Herzensangst klammerte sich Toinette an diesen freundlichen Gedanken fest und versprach, sich mit allem Nachdruck bei dem Direktor Kaspar dafür verwenden zu wollen, daß aus dem alten plumpen Haudegen Stumpf von Schweinsberg ein holdseliger Edelknabe gemacht würde. Sie begeisterte sich selbst für die Idee, Kättche in silbergrauen Seidentrikots und mit einem grünen Sammetbarett mit Edelsteinagraffe und wehender Feder auf dem fuchsroten Lockenhaupt bewundern zu dürfen.

Das eitle Kättche ließ sich nunmehr leicht beruhigen. Gutherzig, wie sie von Natur war, stimmte sie die Aussicht auf die seidnen Trikots so weich, daß sie aus freien Stücken bekannte, sich heute recht unpassend benommen zu haben, und versprach, dem Wasserweckenfratz bei nächster Gelegenheit gute Worte zu geben — unter der Voraussetzung, daß Stumpf von Schweinsberg in einen götterschönen Jüngling umgewandelt würde. Unter dieser Bedingung erklärte sie sich sogar bereit, die Rolle der alten Rosel auch noch zu übernehmen, und zwar wollte

sie die dadurch noch ganz besonders gestalten, daß sie in ihr die Bampelschnut nachahmte. Sie gab auch sofort eine Probe ihrer Kunst zum besten, über die Toinette herzlich lachen mußte. — — — — —

Am andern Tage benutzte Toinette die erste Gelegenheit, wo sie mit Fräulein Oberkamp ein paar Minuten allein war, um ihr ihre Sorge wegen Kättches Drohung zu gestehen und sie flehentlich zu bitten, doch ja bei Kaspar ihr gewichtiges Wort für die Umgestaltung des Stumpf von Schweinsberg in einen Pagen einzulegen. Erdmute versprach es lachend, aber sie konnte sich doch nicht genügend verstellen, daß Toinette nicht gemerkt hätte, wie sehr auch sie die Drohung der dreisten Zofe erschreckte.

Der Unterricht war noch nicht beendet, als ein heftiges Gewitter einsetzte, daß sich allmählich in einen dauerhaften Landregen auflöste. Toinette hätte womöglich gar die Mittagsmahlzeit versäumen müssen, wenn sie das Ende des Regens abwarten wollte. Sie mochte auch nicht, daß grandmaman sich ängstigen sollte, daher schlug sie die Einladung, zum Essen zu bleiben, aus und erbat sich nur einen Schirm zu leihen. Zufällig ging gerade Jean Jaques junior über den Korridor, als Toinette Abschied nahm, und er erbot sich sofort, das Burgfräulein unter seinem Schirm und Schutz heimzubringen.

Sie nahm das Anerbieten dankend an und machte sich alsbald mit dem jungen Herrn auf den Weg. Er hatte ihr auch noch einen Wettermantel umgehängt und hielt seinen Schirm über sie. Ihren Arm zog er durch den seinen, und so hatte sie es warm und trocken zugleich und fühlte sich obendrein sehr geschmeichelt durch den Ritterdienst des großen Herrn.

Fünf Minuten waren sie etwa durch Wind und Regen dahingeschritten, als Jean Jaques seine freie Hand

um die ihrige schloß, die leicht und warm auf seinem rechten Arm lag. „Ich bin in Ihrer Schuld, meine kleine Gnädige," begann er leicht verlegen. „Fräulein Oberkamp hat mir's gesagt, daß Sie uns damals auf der Turmtreppe ertappt haben. Ich weiß, daß Sie Ihr Wort halten und uns nicht verraten werden und dafür bin ich Ihnen sehr, sehr dankbar. Mit Erdmute haben Sie ja nun auf treue Schwesterschaft paktiert — ein großer Bruder ist manchmal auch sehr nützlich für so kleine Damen. Ich will Ihnen immer mit Freuden zur Verfügung stehen, wo und wofür immer Sie mich brauchen können. Wollen Sie's mit mir wagen?"

„Ach, Herr Stilling," versetzte Toinette und wurde über und über rot dabei, „Sie sind wirklich zu freundlich. Haben Sie denn gemeint, ich wär' so ein Petzliesel? Ich habe noch nie ein Geheimnis verraten und mir haben immer alle Kinder alles anvertraut. Ich tu' auch in der Beicht' nicht schwätzen."

„Da können wir wirklich von Glück sagen," lachte Jean Jaques fröhlich, „daß gerade Sie uns erwischt haben. Es ist doch zu was Wunderschönes um solch heimliche Liebe! Sie wissen doch: kein Feuer, keine Kohle tut brennen so heiß . . .! Hoffentlich beschert Ihnen der Himmel zur Belohnung Ihrer Verschwiegenheit auch mal so was Schönes. Daß man sich in unsere Erdmute verlieben muß, das müssen Sie doch gewiß begreifen — Sie waren doch auch gleich weg von ihr."

„Ach ja!" hauchte Toinette schwärmerisch. Und dann fügte sie gleich drollig besorgt hinzu: „Aber wenn Sie sie heiraten, ziehen Sie wohl fort mit ihr und sie darf uns keinen Unterricht mehr geben?"

Jean Jaques seufzte. „Ach, liebes Fräulein Toinettchen, da sein Sie nur unbesorgt. Mit dem Heiraten,

da hat's noch gute Wege. Ich möchte ja am liebsten heute noch mit ihr aufs Standesamt laufen, meine Mittel erlaubten es mir auch, aber die Welt und ihre Einrichtungen und ihre Vorurteile . . . . Seien Sie froh, daß Sie von all diesen Dummheiten und Grausamkeiten noch keine Ahnung haben. Es kommt so selten vor, daß die sich zur rechten Zeit heiraten können, die einander wirklich liebhaben und füreinander passen. In den dummen Büchern, die man jungen Mädchen zu lesen gibt, steht's wohl so geschrieben, aber in der Wirklichkeit müssen die meisten Menschen ihre schönste Liebe sozusagen lebendig begraben. Und zum heiraten kommen sie erst, wenn sie zur rechten Liebe zu blasiert und zu stumpfsinnig geworden sind. Dann werden die Chancen auskalkuliert und ein Geldsack gegen den andern gewogen. Glauben Sie mir, die stattlichen Fräulein, die da im weißen Schleier feierlich zum Altar treten, haben meistens gar keine Ahnung, mit was für einem faden Kerl sie auf Lebenszeit zusammengesprochen werden. Und wir Mannesbilder wissen auch bloß, wieviel sie mitbringt und was sie für eine Nase im Gesicht hat. Wenn so ein Ehestand einigermaßen erträglich wird, ist es schon ein seltnes Glück. Alle Einrichtungen unsrer sogenannten guten Gesellschaft verfolgen den Zweck, die gesunden Instinkte der Natur zu unterbinden. Alle Gliedmaßen werden uns jungen Leuten fest an den Leib geschnürt, daß wir die Füße nicht dahin setzen können, wo wir gern hin möchten und die Arme weder zum Dreinschlagen noch zum Balancehalten brauchen können. Es ist das reine Sackhupfen, was da unter Männlein und Weiblein veranstaltet wird, und wer dabei fällt, kann sich allein nicht wieder hochrappeln."

Toinette war ganz Auge und ganz Ohr, daß ihr nur ja keines solcher köstlichen Weisheitsworte entgehe. Das

Bild vom Sackhupfen reizte sie zum Lachen, aber er hatte es so bitterernst vorgebracht, daß sie doch keine Miene zu verziehen wagte. In ihrem klugen Köpfchen blitzte ein Gedanke auf. „Aber ich laß mich einmal gewiß nicht in den Sack stecken," sagte sie voll frischer Zuversicht.

„Nein, um Sie wär's auch zu schade," versetzte Jean Jaques ganz ernsthaft. „Und wenn etwa grandmaman Miene machen sollte, Sie in das beliebte Futteral hineinzuschmeicheln, dann rufen Sie nur den großen Bruder zu Hilfe. Versprechen Sie mir das?"

Toinette feierlich: „Ja, das verspreche ich Ihnen."

Jean Jaques ließ das Thema fallen und plauderte, bis sie vor Schloß Raueneck ankamen, von der bevorstehenden Aufführung, vom Tennis und andern unverfänglichen Dingen. Unter dem Torbogen aber, bevor er seine Schutzbefohlene sich selbst überließ, nahm er noch einmal ihre kleine Hand zwischen seine langen schlanken Finger und sagte leise: „Also gelt, wir verstehen uns, Toinettchen: in Freud und Leid getreu wie Bruder und Schwester." Er sah ihr lächelnd in die groß aufgeschlagenen blanken Blauaugen und dann küßte er das kalte Händchen, drückte es noch einmal kräftig und machte sich eiligst auf den Heimweg.

Toinette war unsäglich stolz. Dieser feine, geistreiche, bedeutende Mann, den eine Erdmute Oberkamp ihrer Liebe würdig hielt, hatte zu ihr, dem kleinen Schulmädel, so ernste Worte gesprochen, wie zu einer erwachsenen jungen Dame. Er hatte ihr sogar die Hand geküßt, obgleich der Zeigefinger ganz voll Tinte und die Nägel nicht ganz sauber waren; aber er sollte sehen, daß er sein Vertrauen nicht an eine Unwürdige verschwendet hatte. Sie wollte alle seine Worte in einem feinen Herzen bewegen, damit sie einst, wie er ihr's gewünscht hatte, der Himmelsgabe einer heimlichen Liebe teilhaftig werde.

Die Raugräfin konnte sich in den nächsten Tagen gar nicht genug verwundern über die auffällige Veränderung, die im Wesen ihrer Urgroßnichte vor sich gegangen war. So still, so nachdenklich würdevoll, so gesittet und artig war sie auf einmal geworden, und ganz unvorbereitet stellte sie oft ernsthafte und gar gescheite Fragen über Moral, gesellschaftliche Sitte und deren Berechtigung, so daß die alte Dame oft in rechte Verlegenheit um eine Antwort geriet.

Eine Folge dieser inneren Umwandlung Toinettens war auch die, daß sie sich gegen ihre Zofe fortan merklich kühler, zurückhaltender betrug, und das gefiel der Gräfin ganz besonders. Sie war zwar auf alle Menschen eifersüchtig, denen Toinettens Herz zuflog, aber wenn sie schon einmal das liebe Seelchen nicht ganz allein für sich besitzen durfte, dann wollte sie's schon lieber mit der vortrefflichen Erzieherin als mit dem naseweisen Kättche teilen; nur fein Obacht geben mußte sie, daß sie sich jetzt vor dem klug fragenden Kinde nicht mit törichten Antworten blamierte. Und so saß denn die Greisin in ihren vielen einsamen Stunden und strengte mit ehrgeizigem Bemühen ihr müdes Hirn an, um alles das durchzudenken, was sie der wißbegierigen Kleinen aus dem Schatze ihrer Lebenserfahrung als nützliche Wahrheit spenden könnte.

Und alles das, weil Musjeh Jean Jaques in die hübsche Gouvernante verschossen war! Wenn sie eine Ahnung gehabt hätte, weshalb sie sich auf ihre alten Tage noch so den Kopf zerquälen mußte!

Sechstes Kapitel.

Ihre hohe Würde als Vertraute zweier Liebenden von so ungewöhnlicher Qualität hinderte Toinette glücklicherweise nicht, im Spiel mit den jungen Stillings wieder zum unbekümmert fröhlichen Kinde zu werden. Den Lichtenstein hatten sie freilich vorläufig auf die lange Bank schieben müssen, weil Georg von Sturmfeder unvermutet in wichtigen Geschäften nach England gereist war. Es hatten zwar noch ein paar Proben stattgefunden, wobei Kättche sich als alte Rosel mit Ruhm bedeckte und als Page Stumpf von Schweinsberg wie eine Nachtigall flötete, aber dann war die Theaterspielerei doch eingeschlafen, und zwar vornehmlich wegen der grauseidenen Trikots. Kättche bestand nämlich darauf, daß ihr dies unentbehrliche Kostümstück gratis zur Verfügung gestellt werden müßte. Die Gräfin hatte sich aber energisch geweigert, die Ausgabe auf sich zu nehmen, und der Direktor Kasperl, der auf Kättches Betreiben seinen guten Onkel breitzuschlagen versuchte, hatte damit keinen Erfolg gehabt.

„Gott soll mich bewahren," hatte Jean Jaques senior sich zu Fräulein Oberkamp geäußert, „ich werde mich hüten und dem Racker seidene Trikots schenken! Die brächt's ja doch gleich herum, und ich käme als alter Don Juan in der Leute Mäuler. Fällt mir ja nicht im

Traum ein!" Erdmute war natürlich die letzte, den Onkel von solchem Entschluß abzubringen. Ihr war's gerade recht, wenn aus der ganzen Sache nichts wurde. Denn wenn sie die Liebesszene mit dem Sohne ihres Brotherrn nur einigermaßen natürlich spielte, konnte es nicht ausbleiben, daß auch andere Zuschauer sich dieselben Gedanken darüber machten, wie sie das gefährliche Kättche bereits geäußert hatte. Und das wollte sie um jeden Preis vermeiden.

Die Kinder nahmen es übrigens nicht tragisch, denn das Wetter war herrlich, die Kirschen, die Erdbeeren und sonstige Sommerfrüchte köstlich geraten, und an immer neuen Ideen zu kräftig bewegten Spielen fehlte es ihnen nicht.

Eines schönen Tages hatten sie sich von der Burg aus auf den Kriegspfad begeben, um die Umgebung nach Abenteuern zu durchstreifen. Dabei gelangten sie an die Hinterseite eines hübschen Gärtchens, das zu einer bescheidenen kleinen Villa etwas seitab vom Dorfe gehörte, die erst kürzlich von ihren neuen Eigentümern bezogen worden war. Von Kättche, die immer allen Klatsch der näheren Umgebung sofort wußte, hatte Toinette erfahren, daß ein altes Ehepaar aus Wiesbaden das Häuschen gekauft habe, um seinen Lebensabend mit Obst- und Blumenzucht daselbst friedlich zu verbringen. Sie hatte auch schon früher in diesem Garten dicht am Zaun einen Kirschbaum entdeckt, der eine reiche Ernte versprach. Heute fiel es ihr nun ein, ihre beiden Spielgefährten dorthin zu führen.

Richtig, sie waren reif. Große glänzende Schwarzkirschen! Und ein oder zwei Äste hingen schwer von der süßen Last bis über den Zaun hinüber, so daß die Früchte mit leichter Mühe zu fassen waren. Das hatten freilich die Dorfkinder auch schon bemerkt, und so waren jene

beiden Äste schon gehörig geplündert. Weiter oben nach dem Wipfel zu aber winkte noch reiche Beute. Da nun gestohlene Kirschen bekanntlich viel besser schmecken als gekaufte oder sonstwie mühelos erworbene, so beschloß das lasterhafte Kleeblatt alsbald einen Raubzug gegen diesen allzu verführerischen Baum zu unternehmen. Kaspar spähte zunächst, sich durch einen Klimmzug über den Zaun erhebend, in den Garten hinüber und ermutigte, da er keine Menschenseele darin zu entdecken vermochte, auch die beiden Mädchen zu dem Abenteuer. Es gelang ihm, sich rittlings auf den Bretterzaun hinaufzuschwingen. Von da aus war zunächst der überhangende starke Ast und weiter auch der Wipfel des Kirschbaumes leicht zu erklimmen. Indem er sich an einem Ast mit der Linken festhielt, zog Kaspar zunächst Alix, die die starke Toinette ihm ein gutes Stück entgegen zu heben vermochte, auf den Zaun hinauf und dann auch Toinetten. Das letztere war freilich ein schweres Stück Arbeit, und das langbeinige Mädchen rutschte mehrmals halbwegs wieder hinunter, bevor es ihm gelang, so hoch zu kommen, daß es sich mit steifem Arm aufstützen und die Beine über die Planken heben konnte. Von da aus aber ging es leicht, denn im Klettern war Toinette noch geschickt genug, und Furcht kannte sie auch nicht.

Nun saßen die drei großen Strauchdiebe im Wipfel und ließen sich's wohl schmecken. Sie meinten, nie so köstliche Kirschen gegessen zu haben. Keck stiegen sie in der Krone herum bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit. Die Äste, die schon an dem Fruchtsegen schwer zu tragen hatten, beugten sich tief herunter, knackend und knarrend. Das Laub raschelte, und wie schwere Regentropfen schlugen in unregelmäßigem Aufprall die ausgespuckten Kerne durch die Blätter zu Boden. Im übrigen verhielten

sich die Räuber ganz still, nur bestrebt, sich in möglichst kurzer Zeit möglichst viel von den guten Kirschen einzuverleiben.

Über ihrem eifrigen Schlürfen und Schlucken und unter dem Geräusch des raschelnden Laubes und der knarrenden Äste hatten sie das Nahen menschlicher Tritte auf dem Grase überhört. Wie schraken sie zusammen, als da auf einmal eine gar wunderliche, entenhaft quäkende Stimme an ihr Ohr schlug: „Holla, ihr Raubgesindel, hab' ich euch erwischt! Na wartet, euch soll's übel ergehen!"

Die kleine Alix, die just am exponiertesten stand, wäre vor Schreck beinahe vom Baum gefallen, wenn sie der Bruder nicht gerade noch beim Arm gepackt und festgehalten hätte.

„Hurrjeh, hurrjeh," raunte das entsetzte Kind mit weit aufgerissenen Augen dem Bruder zu, „guck als, guck als — was e Nos!"

Auch die beiden Großen hatten diese Nos schon entdeckt und waren von diesem Anblick wie versteinert, so daß sie sogar der Selbsterhaltungstrieb im Stiche ließ. Mit genau demselben Ausdruck kindlichen Entsetzens starrten sie hinunter auf das dürre alte Männchen im Schlafrock, das mit seinem spärlichen Haarwuchs und den Attributen der Friedlichkeit, Samtkäppchen und langer Pfeife ausgerüstet, durchaus nicht geeignet erschien, so dreisten Spatzen Angst einzuflößen. Aber diese Nase! Nein, so was hatten sie in ihrem Leben nicht gesehen. Das war etwas ganz Unerhörtes, märchenhaft Übertriebenes, grausig Komisches. Von dem ganzen gutmütig harmlosen Gesicht des Männleins sahen sie gar nichts; die ungeheure, rotfunkelnde, mit allen möglichen Auswüchsen, Vorsprüngen, knolligen Knospungen überreichlich ausgestattete Riesen-

gurke beherrschte alles dermaßen, daß beim ersten Anblick die zu beiden Seiten bescheiden aus ihren tiefen Höhlen herauslugenden Äugelein und der darunter wehende graue Schnauzbart nur als unbedeutende Anhängsel dieser Nase erschienen.

Da keines der Kinder einen Muck tat, noch Anstalten traf, herunterzusteigen, so erhob das Männlein abermals seine Stimme und rief, mit dem Pfeifenstiel drohend, hinauf: „Kommt mir nur herunter, ihr lockeren Vögel, ich will euch das Naschen schon verleiden! Wartet nur, ich rufe meine Frau, die fackelt nicht. Hoho, wird's bald? Gefesselt will ich euch zur Polizei führen, ihr Raubgesindel, elendes!" Darauf nahm er den Pfeifenstiel fest zwischen die Zähne und schickte sich an, die Kordel von seinem Schlafrock loszumachen, um sie als Lasso oder wenigstens als Fessel zu verwenden.

Diese bedrohliche Vorbereitung brachte die schreckensstarren Verbrecher wieder zu sich. Kaspar war der erste, der einen Fuß nach dem Zaun ausreckte und sofort mit einem kecken Sprung ins Freie verschwand. Alix folgte ihm. Den hohen Sprung vom Zaun wagte sie zwar nicht, aber Kaspar stand unten bereit, um sie in seinen Armen aufzufangen. Da hockte sie sich geschwind nieder und streckte einen Fuß hinunter, dann ließ sie die Hände los und glitt dem Bruder in die Arme. Sie kamen alle beide zu Fall, rafften sich aber sofort wieder empor und rannten, ohne sich um Toinette, die sie von oben kläglich schreien hörten, weiter zu kümmern, davon.

Toinette war nämlich, als sie einen großen Schritt von ihrem Ast nach dem Zaun hinüber wagte, mit ihrem schwarzen Musselinkleid hängen geblieben. Sie hatte keine Hand frei, um den Rock loszumachen und stand nun mit einem Fuß in der Luft zappelnd, den andern

auf den bedenklich schwankenden Ast gestemmt, mit den Händen über ihrem Kopf in das dünne Gezweig hineingreifend, gänzlich hilflos da. Was sollte sie in ihrer Angst anders tun, als kreischen? „Kaspar — Alix — so helft mir doch! Ich kann nicht los. — Pfui, ihr Feiglinge, ihr rennt davon!"

„Aha," rief das Männchen von unten schadenfroh hinauf, „zwei hätten wir festgestellt: Kaspar und Alix. Und das dritte Vögelchen werden wir gleich fangen." Damit verfügte sich die Nase mit dem Männchen dran eilfertig nach dem Hause zu und erschien nach kaum zwei Minuten wieder mit einer Leiter bewaffnet. Toinette hatte sich inzwischen nicht zu rühren gewagt; denn über den Zaun zu kommen, schien ihr unmöglich, weil sie ihn mit dem Fuß nicht erreichen konnte. Wenn sie ihr Musselinkleid preisgab, konnte sie den Sprung von dem Ast auf den weichen Grasboden hinunter wohl wagen, denn der betrug kaum mehr als etwa zwei Meter; aber dann mußte sie sich dem Manne mit der schrecklichen Nase auf Gnade und Ungnade gefangen geben. Sie blieb also, wo sie war, und befahl in einem Stoßgebetlein ihr Geschick der Barmherzigkeit Gottes an.

Jetzt legte das Männlein im Schlafrock seine Leiter an den Ast, auf dem sie stand. In ihrer Angst versuchte Toinette wieder in den höchsten Wipfel hinaufzusteigen, aber das dumme Kleid hielt sie fest. Sie konnte nicht vorwärts noch zurück. Und nun stieg der schreckliche Mann wirklich die Leiter hinauf und langte nach ihrem Rock. Ganz vorsichtig knickte er den dürren Ast, an dessen Zacken er festsaß, ab und löste ihn dann geduldig aus der Verknotung heraus.

„Ei, der Schaden ist gar nicht einmal so arg," sagte das Männchen mit sanfter Stimme, indem es den Rock-

saum zwischen seinen Fingern ausbreitete. „Das läßt sich schon wieder in Ordnung bringen. Ja, ja, das hat man von solchen Streichen, kleines Fräulein. Wir sind wohl in Trauer?"

Toinette erwiderte keine Silbe. Sie stand jetzt mit beiden Füßen auf ihrem Ast, wagte aber keinen Schritt aufwärts noch abwärts.

„Kann mir's schon denken, mit wem wir's zu tun haben," fuhr das Männchen fort, „wird wohl das Fräulein de Rège aus dem Schloß sein." Und da das Mädchen immer noch keinen Laut von sich gab, fuhr er nach einer abermaligen Pause, und zwar ganz freundlich, fort: „Na, nu komm' nur runter, kleines Burgfräulein, wollen mal sehen, was wir mit euch anfangen. Ein bißchen ins schwarze Loch bei Wasser und Brot wäre vielleicht ganz angemessen."

Das vergnügte Lachen, mit dem das Männchen von der Leiter herunterstieg, gab Toinetten ihren Mut einigermaßen wieder zurück. Sie tastete sich mit den Füßen nach der Leiter hin, hockte sich vorsichtig nieder und stieg dann, ihre Röcke zusammenraffend, hinunter. Da der Nasenmann keine Miene machte, sie festzuhalten, lief sie davon in der Hoffnung, vielleicht durch die Gartenpforte unbehelligt nach der Straße zu entkommen. Aber wie ihr das Männchen so kläglich bekümmert nachrief: „Holla, holla, was denn? Man wird doch nicht davonlaufen wollen?" da blieb sie in Scham und Verwirrung stehen und schlug beide Hände vor das Gesicht, um nur die furchtbare Nase nicht zu sehen.

Und das Männchen kam eiligst herbei, legte ihr eine Hand auf die Achsel und sagte ganz milde: „Würde auch nichts helfen, Fräuleinchen, denn das Gartentor ist verschlossen, und an dem eisernen Gitter würde das schöne

Kleidchen ganz und gar zerrissen werden. Na, na, nur nicht so ängstlich, den Kopf wird's nicht kosten. Wir wollen zunächst mal die Personalia und die species facti feststellen. Also wie heißt man?"

„Toinette de Rège."

„So ist's recht, nur immer hübsch die Wahrheit sagen. Hat man denn auf Schloß Raueneck keine eignen Kirschen, daß man in fremde Gärten einbrechen muß?"

Und Toinette, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, erwiderte leise: „Nein, einen Garten haben wir nicht und auch keine Kirschen. Bloß Weinberge."

„Ach so," sagte das Männchen. „Und da haben die Kirschen gar so verlockend vom Baum gewinkt, häghä, und man hat wohl nicht gewußt, daß in dem Häusel wieder jemand wohnt, da hat man gedacht: i was, gestrippst ist nicht gestohlen, und hat das Abenteuer riskiert."

Toinette nickte nur bejahend und fing dabei leise zu weinen an. Es griff ihr ans Herz, daß das Männchen so lieb und freundlich zu ihr sprach, wo sie ihm doch so schnöde sein Eigentum gestohlen hatte. Wenn es nur die furchtbare Nase nicht gehabt hätte, wie gern hätte sie um Verzeihung gebeten; aber aus lauter Angst, die schreckliche Nase wieder zu schauen, brachte sie die Hände nicht von den Augen und kein Wort über die Lippen.

„Ihr habt Glück, Kinder," fuhr der alte Herr fort, „meine Frau ist ausgegangen. Wenn die euch erwischt hätte, da hätt's aber was gesetzt. Na, nun nicht mehr weinen, Fräulein de Rège, wir wollen's mal gut sein lassen. Und wenn wir wieder mal Appetit auf Kirschen haben, da wollen wir hinter den Zaun kommen und dem Herrn Hauptmann pfeifen, nicht wahr? Ich bin nämlich der Herr Hauptmann Berenbruch, und ich bin meistens in meinem Garten beschäftigt, wenn das Wetter schön ist.

Auf die Straße geh ich höchstens in der Dunkelheit. Warum soll ich die Leute erschrecken, nicht wahr? Also, wenn ich pfeifen höre, und ich bin im Hause, dann gebe ich Antwort mit dem Amselpfiff. Dann gibt's Kirschen, soviel man mag. Wenn meine liebe Frau im Missionsverein ist, darf man sogar auf den Baum steigen und frisch vom Ast schnabulieren. Aber der Kaspar und die Alix kriegen mit dem Kantschu aufgewichst, weil sie so feig davongelaufen sind. — Na, sind wir einig? Gestrippst wird nicht mehr, gelt?"

Abgewandten Gesichtes schlug Toinette in die dargereichte Hand des Hauptmanns ein und trocknete dankbar ihre Tränen. Sie wollte sich mit einem Knicks entfernen; aber der alte Herr hielt sie immer noch fest an der Hand, die er zärtlich drückte.

„Wartet noch, Burgfräulein, einen Moment, ich gebe Euch noch was mit."

Toinette blinzelte durch die vorgehaltene Hand nach ihm hin und sah, wie er ein Gartenmesser hervorholte und ein paar der schönsten Rosen von seinen üppig blühenden Stöcken auswählte. Sorgfältig entfernte er die Dornen und dann drückte er ihr die Blumen in die Hand. „Da," sagte er, „das ist für die Schloßherrin von Raueneck. Bitte der gnädigen Frau Gräfin meinen Respekt zu vermelden und diese Rosen kämen von einem alten Gerolsteiner."

„Danke sehr, Herr Hauptmann," sagte Toinette, brachte ihren Knicks an und machte sich mit eiligen Schritten davon. Der alte Herr öffnete ihr die eiserne Gartenpforte, und dann sprang sie davon, so rasch ihre flinken Füße sie tragen konnten.

Toinette lief so rasch, weil sie es nicht erwarten konnte, den feigen Stillings gründlich ihre Meinung zu sagen. O, wie wollte sie ihnen vor dem Kantschu des

Herrn Hauptmanns bange machen und wie wollte sie sich der leicht errungenen Gunst des freundlichen Männchens rühmen! Aber siehe da! die miserable Gesellschaft war, ohne sich auf dem Schloß noch einmal blicken zu lassen, gleich bis heim gelaufen.

Das Antlitz hochrot vor Zorn und von dem raschen Lauf, mit fliegender Brust trat Toinette vor die Gräfin hin und streckte ihr keuchend die Rosen entgegen. „Da," stieß sie hervor, „einen schönen Gruß von einem alten Gerolsteiner."

„Was ist das?" verwunderte sich die Gräfin, „von einem alten Gerolsteiner? Ja, gibt's denn noch so was außer mir? O, die schönen, schönen Rosen! Wer denkt denn an mich altes Urgespenst?"

Und nun erzählte Toinette ihr Abenteuer ziemlich der Wahrheit gemäß. Sie verschwieg nur, daß sie den Baum bereits heftig geplündert hatten, sondern gab nur zu, daß sie in dieser Absicht auf den Baum geklettert seien. Aus reiner Angst vor der furchtbaren Nase seien dann die Stillings Kinder gleich davongelaufen, während sie der freundlichen Einladung näherzutreten, gefolgt sei.

Zu jeder andern Frist hätte der sinnige Gruß von einem treuen Gerolsteiner Herzen die Gräfin freudigst bewegt, heute aber nahm sie das merkwürdige Ereignis leicht, denn eine andere Sache von hoher Bedeutung nahm ihre Gedanken ganz gefangen. Sie zog Toinettchen zärtlich an sich, streichelte ihr die heißen Wangen und flüsterte ihr geheimnisvoll zu: „Denk dir nur, Puppele, was ich gerade eben für einen Brief gekriegt habe! — Schreibt mir da ein unbekannter Herr aus Bonn — ich kann den Namen nicht recht lesen, aber es ist ein Kammerherr von Soundso, Hofmeister des Erbprinzen von Lorch-Ippesheim-Prozelten, und bittet für Seine Durchlaucht um

Erlaubnis, unsere Burg besichtigen zu dürfen. Denk dir bloß an, Puppele, am nächsten Sonntag will Seine Durchlaucht mit einigen seiner Korpsbrüder bei uns vorsprechen. Sie besichtigen alle die alten Burgen am Rhein. Na, was sagst du dazu? Eine Durchlaucht, der leibhaftige Erbprinz von Lorch-Ippesheim-Prozelten! Sie sind zwar mediatisiert, aber eine glänzende Familie, ebenbürtig und mit vielen regierenden Häusern verwandt. Ich habe natürlich gleich im Gotha nachgesehen."

Besonders aufgeregt schien Toinette nicht durch diese Nachricht. Sie sagte nur: „Was zieh' ich denn da an?"

„O, für diese Gelegenheit," rief die Gräfin eifrig, „müssen wir selbstverständlich die Trauer unterbrechen. Weißt du, ich habe mir schon etwas ausgedacht. Wir schneidern dir ein weißes fliegendes Gewand zurecht bis auf die Füße, mit Schleppe, aber keine Ärmel, und die Haare lösen wir dir auf und du kriegst einen Kranz auf den Kopf von Seegras und Weinblättern. Dann stellst du eine Rheinnixe vor und kredenzt Seiner Durchlaucht in einem silbernen Becher von unserem Besten, neunundachtziger Auslese. Es wird sich wohl jemand finden, der uns ein paar Verse zusammenreimen hilft. Es muß alles sehr feierlich und schön werden. Nein, wie bin ich froh, daß ich das noch erleben durfte: endlich wieder einmal ein junges stolzes Fürstenblut unter meinem Dache zu begrüßen! Puppele, daß du mir Ehre machst!"

Da setzte Toinette ein listiges Gesicht auf und sagte vorsichtig schmeichelnd: „Grandmaman darf ich mal was sagen? — Möchtest du nicht auch für diese Gelegenheit deine Trauer unterbrechen?"

„Wie meinst du das? Wieso Trauer?"

„Na, du hast doch gesagt, du wolltest keine neuen Moden mehr mitmachen, du wolltest bis an dein Lebens-

ende angezogen gehen, wie's in den letzten Gerolsteinschen Zeiten Mode war."

„Ja, ja, freilich; wie kommst du darauf?"

„Ach, ich meine bloß, wenn jetzt der Prinz kommt und sieht dich so mit der Krinoline und der langen Spitzenjacke, dann könnte er's doch vielleicht auch komisch finden. Und das möchtest du doch gewiß nicht."

„Ach was," rief die alte Dame ärgerlich, „deswegen mache ich doch keine Maskerade mehr mit. Soll ich mir so eng anschließende Gewänder anziehen, daß man das ganze alte klapprige Gestell darunter erkennt? Ei, Gott soll mich bewahren! Krinoline, weite Jacke und Bänderhaube geben einem doch wenigstens Würde, besonders wenn man so mager ist wie ich. Mag das dumme Volk von heute über mich lachen, Seine Durchlaucht wird meine Gefühle zu würdigen wissen. Die alten Legitimisten sind aus der Mode gekommen: ich gehe außer der Mode, damit man mich als alte Legitimistin erkennt. So, basta, du Naseweis."

Die Meinung ihres klugen Nichtchens ging der Gräfin aber doch im Kopf herum, und die Schneiderin, die alsbald ins Haus genommen wurde, um das Nixengewand für Toinettchen anzufertigen, erhielt heimlich auch den Auftrag, für die Frau Gräfin selber eine weiße Empfangstoilette aus feinem Grenadine herzustellen. Das buckliche Gretchen aus Bingen war keine Bekleidungskünstlerin allererster Klasse und mußte daher sehr häufig wegen der Anprobe über den Rhein gesetzt kommen, bis das Kleid zur Zufriedenheit der Bestellerin ausfiel. Da diese heimlichen Besuche immer des Vormittags stattfanden, während sie beim Unterricht war, merkte Toinette von dem ganzen Vorhaben nichts.

Mit knapper Not war man bis zum Sonntag mit den Vorbereitungen zum Empfang des hohen Gastes

fertig geworden, denn es galt nicht nur neue Toiletten herzustellen, sondern auch ein großes Reinemachen in den Wohnzimmern und ein Instandsetzen und Ausschmücken des alten Rittersaales, in dem am Abend das Bankett stattfinden sollte. Guten Wein hatte die Gräfin im Überfluß in ihrem Keller, aber die Speisung der vornehmen Gäste machte ihr viel Sorge. Die konnte sie der alten Babett unmöglich anvertrauen. So mußte denn tief in den Beutel gegriffen und ein Hotelkoch aus der Nachbarschaft verschrieben werden.

Unabhängig von den Vorkehrungen der Gräfin hatte das Kättche die ihrigen getroffen. Sie sollte beim Abendessen den hohen Gästen aufwarten, denn das sah die Gräfin wohl ein, daß ein so auffallend hübsches Mädchen einen besseren Eindruck machen würde als der klapprige alte Adam, der schon das Zittern in allen Gelenken hatte und überdies in der verschlissenen Lakaienlivree eine recht unglückliche Figur spielte. Auch Kättche hatte keine Unkosten gescheut und sich in aller Stille und Schnelligkeit ein der seltenen Gelegenheit würdiges Kostüm anfertigen lassen. — —

Die Gerolsteinsche Flagge wehte hoch vom Turm, und frische Eichengirlanden, mit Rosen durchflochten, schmückten das Burgtor, als die jugendlichen Gäste am Sonntag ihren Einzug hielten. Es waren sechs Herren im ganzen: der Erbprinz Lorch-Ippesheim-Prozelten, sein Hofmeister und persönlicher Adjutant, der Hauptmann a. D. und Kammerherr von Thoß, und noch vier sehr vornehme jugendliche Herren vom Korps Borussia in Bonn. Alles Träger alter glänzender Namen. Mit Ausnahme des Kammerherrn trugen sie alle zu ihren hellen eleganten Sommeranzügen den weißen Stürmer und das Korpsband. Es war gegen sechs Uhr nachmittags, als die Herren ankamen. Nach neun wollten sie mit

dem Zug wieder zurückfahren. Es mußte also zeitig zur Nacht gegessen werden. Toinette stand schon eine ganze Weile vorher vor dem Tore auf dem Auslug, vorläufig mit dem besten Trauergewand angetan, denn die Rheintochter sollte eine Überraschung beim Abendtrunk werden. Sobald sie die Herren von weitem kommen sah — sie benutzten zwei elegante offene Landauer — schickte Toinette den Adam ab, um die Gräfin zu holen, die den hohen Besuch am Tore begrüßen wollte. Wie erstaunte sie, als sie die grandmaman in ihrem neuen weißen Grenadinekleid, das zwar nicht übermäßig elegant, aber doch immerhin modern gearbeitet war, auf ihr dickes Bambusrohr gestützt, über den Hof daherschreiten sah. Sie war nicht wenig stolz, daß ihre Klugheit dieses Wunder vollbracht hatte, küßte die aufgeregte alte Dame zärtlich auf die Wange und flüsterte ihr zu: „Siehst du, das ist recht, jetzt siehst du erst wie eine richtige Schloßfrau aus. So eine schöne grandmaman hab' ich!" Damit reichte sie ihr den Arm und führte sie vors Tor.

Gleich darauf hielten die beiden Landauer. Vom Kutschbock des ersten sprang ein Lakai herab und öffnete den Wagenschlag, und der Erbprinz stieg als Erster aus. Ein ganz junges Herrlein war's, völlig bartlos, mit rosigen Wangen und fast noch kindlichen Zügen, sehr schlank und nicht über mittelgroß. Er lüpfte vorschriftsmäßig mit steifem Arm seinen Stürmer, dann küßte er der alten Dame artig die Hand und sagte mit drollig dünnem hohen Ton und dem Nasalklang des preußischen Gardeleutnants: „Gnädigste Gräfin waren so liebenswürdig, uns zu gestatten . . . Heißen Dank. Gestatten, daß ich meine Herren Korpsbrüder vorstelle."

Es waren drei Grafen und ein Baron, die gleichfalls der Gräfin die Hand küßten. Der zuletzt vorge-

stellte Adjutant, ein älterer Herr in Uniform, salutierte militärisch.

Die Gräfin verbeugte sich in der Runde und sagte, etwas kurzatmig vor Aufregung: „Es ist mir eine hohe Ehre, die Herren und insonderheit Eure Durchlaucht auf Raueneck empfangen zu dürfen. Das Schloß ist eine verfallene Ruine, die Schloßherrin auch; aber die alten Mauern halten noch zusammen. Der grüne Efeu stützt sie in seinen Armen, so wie mich mein Urgroßnichtchen stützt — Antoinette de Rège. Zwei Jahrhunderte heißen Eure Durchlaucht in diesem Trümmerhaufen willkommen.“

Toinette brachte errötend ihren gut einstudierten Hofknicks an, und dann reichte der Prinz der alten Dame den Arm und geleitete sie durch den Schloßhof, während der Jüngste der Korpsbrüder Toinetten hinterdrein führte. Zunächst nahmen die Herrschaften in dem Salon der Gräfin Platz, wo ein bißchen hin und her geredet und der Balkon gezeigt wurde, von dem aus die Tochter des Ritters von Brömsel sich aus Verzweiflung hinabgestürzt hatte, weil der Vater zur Errettung aus sarazenischer Gefangenschaft im dritten Kreuzzuge sie dem Himmel gelobt, sie aber in seiner Abwesenheit sich bereits einen irdischen Bräutigam erkoren hatte. Die Gräfin versäumte natürlich keine Gelegenheit, ihre intimen Beziehungen zu dem Fürsten Metternich und andern vornehmen Häusern hervorzuheben, besonders aber den Schatten ihres allergnädigsten Gönners, des depossedierten Großherzogs heraufzubeschwören.

„Die Aussicht von diesem Fenster schätzte Serenissimus besonders. — Den Fauteuil, in dem Eure Durchlaucht sitzen, bevorzugte auch der hochselige Großherzog immer bei seinen häufigen Besuchen auf Raueneck. — Dieses

Ölporträt in großer Uniform war die letzte Gabe, durch die mein allergnädigster Landesherr mir seine huldvolle Gesinnung nach dem schändlichen preußischen Raubzug von achtzehnhundertsechsundsechzig bezeugte."

Mit solchen Bemerkungen war die Konversation der alten Dame reichlich gespickt, und die jungen Herren spitzten die Ohren und wußten nicht, was für Gesichter sie dazu machen sollten. Die junge Durchlaucht insonderheit schaute recht betreten drein und beschränkte sich darauf, durch Ausrufe wie: „Ach nee — effektiv?" oder „Sinnig — wahrhaftig!" — und dergleichen seine Teilnahme kundzugeben. Dem scharfen Ausfall gegen die preußischen Räuber gegenüber verstummte er völlig in sichtlicher Verlegenheit, und es bedurfte des Eingreifens seines gewandten Adjutanten, um über eine peinliche Pause hinwegzukommen.

„Gnädige Gräfin," sagte Herr von Thoß, sich artig gegen die alte Dame verbeugend, „werden die jungen Borussen nicht entgelten lassen, was ihre Väter vielleicht verschuldet haben. Das dürfen wir doch wohl hoffen? Sonst müßten wir am Ende fürchten, von Ihrer heimlichen Leibwache hier aufgegriffen und in das unterste Burgverließ zu den Ratten und Molchen geworfen zu werden."

Die Gräfin blickte verwundert zu ihm auf. „Wie soll ich das verstehen?"

„Nun, die Herren sind doch alle Preußen; als Angehörige des Korps Borussia sogar eine Inkarnation des Preußentums, und Prinz Lorch wird überdies à la suite eines preußischen Garderegiments geführt. Aber an sechsundsechzig sind wir Anwesenden unschuldig — ich bin auch erst siebzig eingetreten. Da dürfen wir vielleicht auf gütige Nachsicht rechnen."

Toinette blickte gespannt auf ihre Urgroßtante. Die sagte zunächst gar nichts. Sie zog ihre Augenbrauen, die sie heute zur Feier des Tages etwas reichlich dick schwarz nachgezeichnet hatte, zusammen und blickte kummervoll diese fünf jugendlichen Gesichter, die mit Ausnahme des Prinzen alle die frischen Erinnerungszeichen blutiger Waffengänge aufwiesen, der Reihe nach an, bevor sie sich kopfschüttelnd also vernehmen ließ: „Hm, hm, hm, da hat also doch der böse Feind meine feste Burg überrumpelt. Hätt's nicht gedacht, daß ich das noch erleben würde. Aber Durchlaucht sind doch wenigstens kein geborener Preuß', das tröstet mich. Außerdem ist mir das Gastrecht heilig und das Burgverließ längst zugeschüttet." Dann wandte sie sich lächelnd an Toinette: „Na, du Preußenmädele, jetzt mach deinen Landsleuten die Honneurs von Raueneck. — Daß ihr mir aber keine Pulververschwörung anzettelt!" Lachend bedrohte sie mit ihrem dicken Bambus die ganze Gesellschaft, dann erhob sie sich von ihrem Sofaplatz und gab damit das Zeichen zum Aufbruch. Sie entschuldigte sich mit ihrer Unbehilflichkeit, und Toinette mußte wieder das Führeramt übernehmen.

Sie hatte nicht nötig, viel zu erklären, denn Herr von Thoß, der Adjutant, wußte selbst sehr gut Bescheid. Er hatte sich offenbar auf diese rheinische Burgenbesichtigung sorgfältig vorbereitet und vermochte mit historischen Anekdoten aufzuwarten, die auch Toinetten neu waren. Die jungen Herren kletterten auf den Turm und auf den Söller, der jetzt im Hochsommer einen kleinen Buschwald darstellte, so üppig hatte sich die Zufallsvegetation da oben entwickelt, und dann schritten sie durch die leeren Spiecherräume des nördlichen Seitenflügels, zu dem ruinenhaftesten Teil der Burg, wo ein gewaltiger Einsturz von

der Schwedenzeit erzählte. Von dem mächtigen runden Turm, der diesen südlichen Flügel abschloß, war nämlich beinahe die Hälfte vernichtet und die Trümmer hinweggeräumt, so daß man von außen in allen drei Etagen in je ein Rundgemach hineinblicken konnte, welche sich im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten von selbst in grüne Gartenlauben verwandelt hatten. Die Fußböden der einzelnen Stockwerke hielten noch fest und gegen die Gefahr des Herunterstürzens waren Eisenstangen angebracht. Schmale Holztreppchen, fast nur Leitern zu nennen, führten von einem Stockwerk zum andern. Das unterste dieser offenen Gemächer war durch einige Gartenmöbel und schmiedeeiserne Kandelaber zu einer lauschigen Veranda hergerichtet, von der aus man einen hübsch umrahmten Durchblick auf den mächtigen Strom genoß. In dem rohen, unverputzten Mauerwerk steckten sogar noch von urältesten Zeiten her ein paar eiserne Fackelhalter.

Von dieser originellen Veranda führte eine schmale Pforte, die für gewöhnlich mit einer dicken eisenbeschlagenen und mehrfach verriegelten Tür wohl verwahrt war, in den sogenannten Rittersaal, in welchem der Tisch für das Nachtessen bereits gedeckt war. Auch hier hatte man den berühmten Zahn der Zeit in aller Ruhe nagen lassen. Seit hundert Jahren mindestens mochte keine Maurerkelle, kein Anstreicherpinsel sich in dieser düsteren Halle zu tun gemacht haben, denn der Bewurf war vom gewölbten Plafond, wie von den Wänden in großen Fladen abgefallen, so daß der rohe Bruchstein, aus dem die ganze Burg aufgeführt war, überall zutage trat, und von der ursprünglichen bunten Bemalung waren nur noch wenige blasse Spuren vorhanden. Mitten von der Decke herab hing eine mächtige Lichterkrone, die wohl schon fünf bis sechs Jahrhunderte gesehen haben mochte, ein einfacher,

gewaltiger Eisenkranz, an die zwei Meter im Durchmesser, an schweren Ketten aufgehängt und mit vierundzwanzig Dornen versehen, auf welche dicke Wachskerzen aufgesteckt waren, die beim Eintritt der Gäste bereits brannten. Einige Ahnenbilder, sowie eine Trophäe von alten Rüstungsstücken, Waffen und einem mächtigen Hifthorn hergestellt, schmückten die Wände. Und außerdem waren zur Feier des heutigen Tages von Rosen durchwundene Eichengirlanden, sowie Tannenreiser über jener Jagdtrophäe und um die Lichterkrone befestigt. Auch über das weiße Tafellinnen waren Rosen und Tannenspitzen leicht hingestreut, so daß die Tafel, trotz des sehr bescheidenen Geschirrs einen recht netten und festlichen Eindruck machte.

Diese Ausschmückung war Kättches Werk. Sie hatte dafür bereits am Nachmittag ein aufrichtiges Lob von der Gräfin geerntet, und Toinette, die fleißig dabei geholfen hatte, war gleichfalls von Kättches Geschmack und Fertigkeit höchlich erbaut. Um so mehr verwunderte sie sich, als sie, mit den jungen Herren auf jener Veranda angelangt, durch die offene Pforte zum Rittersaal ihre grandmaman mit lautem Ton und in keineswegs sorgfältig gewählten Ausdrücken das Kättche heruntermachen hörte. Das war ihr furchtbar peinlich, denn den Ohren der vornehmen Gäste konnte das Gezänk sicherlich nicht entgehen. Sie war daher froh, als sich die Herren alsbald der Betrachtung der Aussicht hingaben, und trat auf die Schwelle der Pforte. Da sah sie die Raugräfin, bedrohlich mit dem Stocke fuchtelnd, vor Kättche stehen, während Adam in seiner himmelblauen Uniform am Kredenztisch in der Ecke stand, in aller Gemütsruhe Flaschen entkorkte und dabei über das ganze Gesicht vor Vergnügen grinste. Toinette begriff sofort die Situation. Das Kättche hatte sich nämlich hergerichtet, daß eins

wirklich vor Überraschung starr stehen mußte. Sie hatte sich in aller Heimlichkeit auch ein weißes Kleid machen lassen, und zwar von Piqué. Das glatte Röckchen fußfrei, steifgestärkt, die Taille blusenartig, viereckig ausgeschnitten, und zwar so tief, daß man von ihren üppigsten Reizen mehr als nur eine Ahnung bekam, dazu kurze Puffärmel, so daß man ihre wunderhübschen weißen Arme genießen konnte, unter dem Rocksaum schauten rosafarbene billige Baumwollstrümpfe hervor, die Füße steckten in zierlichen weißen Atlasschuhen, und auf dem mächtig auftoupierten roten Prachthaar war ein Efeukranz befestigt. So stand sie vor ihrer scheltenden Herrin und schaute trotzig zu Boden.

So vernehmlich als möglich machte Toinette: „Sst — sst!" Und dann rief sie leise: „Grandmaman, taisez-vous, ils vont."

Aber die alte Dame war so leicht nicht zu beruhigen. „Weibsbild, sakramentisches," fuhr sie aufs neue die unschuldsweiße Zofe an, „auf der Stelle mach', daß du fortkommst, und zieh dir ein dezentes Kostüm an. Die Blamage duld' ich nicht."

„Ich hab' mich noch nie blamiert, wenn ich mich hübsch gemacht hab'," versetzte Kättche und reckte sich keck auf. Im nächsten Moment hätte sie eins mit dem Bambus über die Schulter erwischt, wenn sie nicht durch eine geschickte Biegung ausgewichen wäre.

Toinette schlüpfte erschrocken hinaus. Sie hörte die Herren sich der Pforte nähern, und es blieb ihr nichts weiter übrig, als sie zum Nähertreten aufzufordern.

Der Eintritt der Gäste machte nun allerdings der lauten Szene ein Ende; aber man sah der Schloßherrin die gehabte Aufregung an dem zornroten Gesichte wohl an, mit dem sie Seiner Durchlaucht engegenhumpelte.

Kättche dachte gar nicht daran fortzugehen, sondern stellte sich keck zu Adam an den Kredenztisch und warf den Herren herausfordernd neugierige Blicke entgegen.

Die junge Durchlaucht schritt auf die Gräfin zu und näselte mit ihrer drolligen Fistelstimme enthusiastische Komplimente: „Kolossal interessant, Ihre Burg. Wirklich einfach sinnig, gnädigste Gräfin. Wir haben schon viel Schönes heute in diesem Genre besichtigt, aber ich muß wirklich sagen, Raueneck sticht alles aus. Und das ist also hier — äh — der Rittersaal? Fabelhaft! So was haben wir nicht." Der Prinz ließ seine freundlich unbedeutenden Blauaugen an den Wänden herumschweifen und wollte eben seinen Mund zu einer neuen sinnreichen Bemerkung öffnen, als er der reizenden Zofe ansichtig ward, die eben aus ihrer dunklen Ecke heraus und in den mystischen Lichtkreis der vierundzwanzig Wachskerzen hineintrat, um einen Stuhl ein wenig von der Tafel abzurücken. Das unschuldige Knabengesichtchen Seiner Durchlaucht verklärte sich. Er verbeugte sich leicht gegen Kättche, die mit einem raschen tiefen Knicks quittierte, und wandte sich dann an die Gräfin: „Gnädigste Gräfin, darf ich bitten, mich der . . . ."

Da fühlte er sich am Ärmel gezupft und begegnete, als er sich umwandte, lauter vergnügt lächelnden Gesichtern und zwinkernden Augen. Sofort gewahrte er seinen Irrtum und heftete seine Augen verlegen an die Lichterkrone und beschloß seine Rede damit, daß er diesen Beleuchtungskörper für „äußerst sinnig" erklärte und die Vermutung aussprach, daß er aus der Regierungszeit Karls des Großen stammen müsse.

Die Gräfin gab Toinette einen Wink, sich zu entfernen, und dann forderte sie die Herrschaften auf, Platz zu nehmen. Sie setzte sich mitten an die Tafel und bat

den Prinzen an ihre rechte, den Adjutanten an ihre linke Seite. Und das Kättche, die schon vorher von der Tischordnung unterrichtet worden war, stand schon dienstbeflissen hinter dem Stuhl des Prinzen und hielt ihm denselben mit einem einladenden Lächeln zum Unterschieben bereit.

„Danke, danke sehr," sagte die junge Durchlaucht, indem sie beim Hinsetzen für einen Moment ihre Blicke huldvollst auf die junge Herrlichkeit richtete, welche die verlockende Zofe ihr ehrfurchtsvoll entgegenbrachte. Und nun machte Kättche, bei der Durchlaucht anfangend, die Runde um den Tisch und schenkte zum Willkommentrunk die Gläser voll. Niemand sprach ein Wort bei dieser feierlichen Handlung, und es entging der scharfen Beobachtung der Gräfin keineswegs, daß die Augen der sämtlichen Herren, den reiferen Hauptmann nicht ausgeschlossen, alle auf ein und dasselbe helleuchtende Ziel hin gerichtet waren. Der alte Adam, der der Zofe unmittelbar auf dem Fuße folgte, mußte sich bei den meisten Herren erst durch ein diskretes Räuspern bemerkbar machen, damit sie sich von seiner schwedischen kalten Platte bedienten.

Als alle Gäste mit Wein versorgt waren, winkte die Gräfin Kättche heran und flüsterte ihr unwirsch zu, sie solle dem gnädigen Fräulein helfen und sich selber so nicht wieder sehen lassen. Die Zunächstsitzenden hatten es wohl verstanden. Und erst als die Zofe die Tür hinter sich zugezogen hatte, ergriff sie ihr Glas, um ihren Gästen den Willkommen zuzutrinken.

Nun kam bald eine allgemeine Unterhaltung in Fluß. Der Kammerherr von Thoß war ein geschickter Causeur, der aus seiner Kenntnis der rheinischen Burgengeschichte einen für lange ausreichenden Faden zu spinnen wußte.

Der Prinz brauchte sich nicht übermäßig anzustrengen, sondern kam mit ein paar Dutzend sicheren und unbestreitbaren Redensarten recht gut aus, während seine Korpsbrüder ihre eignen Wichtigkeiten beredeten. So gelangte man ohne weitere Schwierigkeiten bis zum Braten, den Adam mit einer gewissen ängstlichen Feierlichkeit hereintrug, während ihm auf dem Fuße das Kättche mit der Sauce und den Zuspeisen folgte — immer noch in dem nämlichen Aufzug wie vorher.

Die Gräfin warf ihr einen empörten Blick zu, sagte aber nichts. Zu dem Braten wurde eine feinere Sorte Wein serviert, deren Namen und Jahreszahl Kättche jedem Gast in innigem Flüstertone wie eine Liebeserklärung ins Ohr raunte. Die Augen der Gräfin folgten ihr um die ganze Tafelrunde, dann schüttelte sie den Kopf und seufzte tief auf. Da war nun nichts mehr zu machen, denn das Einschenken konnte sie unmöglich dem alten Adam überlassen. Der hätte die Hälfte über das Tischtuch verschüttet. Der Prinz besaß Lebensart genug, um sein Liebäugeln mit der appetitlichen Schenkin nicht auffällig zu machen; aber die Gräfin, die ihn in ein Gespräch über die Genealogie seines erlauchten Hauses verstrickt hatte, merkte seinen zerstreuten Antworten wohl an, daß seine Gedanken ganz wo anders als bei seinen Ahnherren und seinen souveränen Verschwägerungen waren.

Man war mit dem Braten beinahe fertig, als sich die Tür auftat und, von Kättche geleitet, das Schloßfräulein in ihrem leichten Nixengewand und dem Weinlaub im aufgelösten Haar hereintrat. Aller Blicke wendeten sich der lieblichen Erscheinung zu. Ein wenig geniert durch das lange Gewand, schritt sie vorsichtig durch den hohen Raum und streckte schon von weitem dem Prinzen ihren üppigen Rosenstrauß entgegen.

Mit einiger Verlegenheit sein beliebtes „sinnig" vor sich hin murmelnd, nahm er ihr die Blumen ab, und dann legte Toinette, rasch knicksend, mit ihren Versen los:

„Ich nahe mich in grünem Rosenkranze —
Erkennt ihr wohl des Rheines Töchterlein?
Mich lockt hierher mit seinem Märchenglanze
Der ungewohnte helle Kerzenschein.
Verlassen lag in bröcklichtem Gehäuse
Jahrzehntelang der dunkle Rittersaal —
Aus seinen Fenstern huschten Fledermäuse
Und flatterten im Mondlicht leis und fahl.

Heut' aber weht der blau-orang'ne Wimpel
Im Abendwinde froh vom hohen Mast —
Was heißt das? Weilt in Rauenecks Gerümpel
Wohl gar nach langer Frist ein hoher Gast? —
Ja, ja es schallt aus jugendlichen Kehlen:
Heil unsres Prinzen Durchlaucht, dreimal Heil! —
Da darf das Nixlein nicht beim Feste fehlen —
Und Blumen band's zum Strauß in aller Eil'."

Bis dahin war alles glatt gegangen. Hier aber stockte des Rheines Töchterlein, heftete seine Augen hilfesuchend auf die Lichterkrone und nagte ängstlich an seiner Unterlippe. Da trat Kättche dicht hinter Toinette, lugte in den Spannzettel, den sie in der Hand schlecht verborgen hielt, und flüsterte ihr so vernehmlich, daß es alle Gäste hören konnten, den Anfang der letzten Strophe zu:

„O, edler Fürst, der du . . . ."

Und Toinette echote laut und befreit:

„O, edler Fürst, der du — der du . . . .
Der du zu dieser — zu dieser Frist — Frist . . . ."

Wieder blieb sie stecken und schaute ängstlich um sich, und wieder mußte ihr Kättche zu Hilfe kommen. „Was denn — nix frißt," raunte die aufgeregt.

„O, edler Fürst, der du von stolzem Schlosse
Huldreich zu uns herabgestiegen bist,
Hier grüßt dich nicht das Wiehern edler Rosse
Noch auch Drommetenschall zu dieser Frist.“

In Erinnerung an ihre großartige Leistung als Jungfrau von Orleans war dem Kättche der Drommetenschall recht klangvoll herausgefahren, so daß Toinettens ängstliche Stimme nur ein schwaches Echo abgab. Aber als sie die Klippe der unglückseligen Stelle mit der „Frist“ glücklich umschifft hatte, fand sie den Faden und den Mut wieder und brachte mit leidlicher Festigkeit die Strophe eilig zu Ende:

„Doch Efeu klammert sich um die Ruinen
Und hält so fest, wie deutsche Treue hält —
Und dieser Efeu, Durchlaucht, wird noch grünen,
Wenn auch des Reiches Bau zusammenfällt.“

Diese kühne Wendung zur Reichsfeindlichkeit erschien dem Gouverneur des Prinzen doch bedenklich. Um dem grausamen Spiel ein Ende zu machen, stellte er sich, als ob er das Gedicht für beendet hielte, und applaudierte lebhaft. Die jungen Herren folgten seinem Beispiel verständnisvoll, und Toinette, glücklich, daß sie sich eine Strophe schenken durfte, machte ihren Schlußknicks. Die geschmeichelte Durchlaucht drückte dem verlegenen Rheintöchterchen gerührt die Hand und erklärte das fürchterliche Machwerk, an dem außer ihr selbst noch Kaspar und Onkel Jean Jaques mitgearbeitet hatten, mit edler Überzeugung für innig, minnig und sinnig.

Toinette nahm nun auch an der Tafel Platz und beeilte sich, durch rasches Essen den Vorsprung einzuholen, den die Gäste vor ihr voraus hatten. Ihre Nachbarn, die auf neckisches Geschwätz mit jungen Mädchen gut eingefuchst waren, unterhielten sie großartig und schenkten

ihr fleißig ein, so daß das anmutige Nixlein aus dem Kichern nicht herauskam und schon nach kurzer Zeit einen niedlichen kleinen Schwips weg hatte. In diesem Zustand fand sie ganz kecke und schlagfertige Antworten, sodaß sich die ganze Tafelrunde über sie amüsierte.

Nachdem die süße Speise, eine Zuckerbäckerphantasie in köstliche Himbeercreme gehüllt, vertilgt war, wobei das Rheintöchterlein, der entsetzten Blicke der grandmaman nicht achtend, ganz Erstaunliches leistete, wurde der Vorschlag laut, einen studentischen Cantus anzustimmen.

Toinette war Feuer und Flamme für die Idee, schob ihren Stuhl an die Wand und holte, darauf stehend, von jener Waffentrophäe das große Hifthorn herunter. Das präsentierte sie der Schloßherrin und rief mit glühenden Wangen: „Grandmaman muß das Horn dazu blasen!"

„Um Gottes willen, Kind, was fällt dir ein!" protestierte die Gräfin lachend.

Und Toinette rief laut: „Aber gewiß. Es heißt doch in dem feinen Gedicht: Der Wild- und Raugraf stieß ins Horn. Du bist doch die Raugräfin, da mußt du auch ins Horn stoßen können. Das gehört sich so."

Die jungen Herren lachten aus vollem Halse über diesen Einfall; aber die alte Dame fühlte sich doch recht geniert. Sie wußte wohl, daß man sie die Raugräfin nannte, aber sie wollte nicht unter diesem Spottnamen der Heiterkeit ihrer hohen Gäste preisgegeben werden. Darum erhob sie sich von ihrem Platze, nahm dem wildgewordenen Mädchen das Hifthorn aus der Hand, legte es beiseite und sagte dann zur Gesellschaft gewendet, indem sie Toinetten fest um die Schultern faßte, als ob sie sich auf sie stütze: „Die jungen Herren werden gewiß noch ein wenig ungeniert kommersieren wollen, da wollen wir uns lieber zurückziehen. Wenn es Zeit zum Aufbruch

ist, werde ich Sie avertieren lassen. Durchlaucht, — meine Herren, — ich habe die Ehre." Sie neigte das Haupt gegen die Gesellschaft und schritt mit der Würde einer Königin-Mutter durch den Saal nach der Tür. Da sprang der Prinz auf, schwenkte sein Glas hoch und krähte: „Auf das Allerspeziellste unserer freundlichen Wirtin, der gnädigsten Frau Gräfin und ihrer allerreizendsten Enkelin! Sine, sine, Rest ex!"

Von der Tür aus winkte die Raugräfin noch einmal dankend mit der Hand, dann schritt sie mit dem schmollenden Toinettchen hinaus.

Es wurde nun bald sehr lustig im Rittersaal. Man hörte das Singen und Lachen bis in Toinettens Wohnzimmer hinüber, wo die Gräfin das widerstrebende Nixlein auf die Chaiselongue nötigte und vermittelst eines in kaltes Wasser getauchten Schwammes und ernster Vermahnungen zur Vernunft zu bringen suchte.

Der fremde Koch, dessen Arbeit nunmehr getan war, und die alte Babett lauschten unter den offenen Fenstern des Rittersaales. Und als Adam vorbeikam, um neuen Wein aus dem Keller zu holen, wußte er seltsame Mär zu berichten. Die jungen Herren hatten das Herumfuchteln der weißen Arme Kättches so dicht um ihre Köpfe, wenn sie die Gläser vollschenkte, nicht vertragen können, und die Durchlaucht hatte als erster diesen weißen Arm gepackt und sein fürstliches Siegel mündlich darauf gedrückt. Dann aber war's noch toller gekommen. Sie hatten dem Kättche zugetrunken, und sie hatte aus allen Gläsern Bescheid tun und sich mit an die Tafel setzen müssen, und dann hatten sie ein Lied auf sie gesungen. „Rundgesang und Rebensaft lieben wir ja alle. Bruder, deine Liebste heißt? Kättche. Kättche, die soll leben, soll leben!" Und jetzt war sie gar dabei, den vornehmen Herrschaften

etwas vorzuschauspielern. Sie hatten den Brustharnisch und den Turnierhelm von der Wand gerissen und die Zofe damit bekleidet. Deutlich hörten die Lauscher unten 'm Hof ihre kräftige Stimme erschallen:

„In rauhes Erz will ich die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken diese zarte Brust . . . ."

Als die Uhr neun geschlagen hatte, ging die Gräfin zu ihren Gästen hinüber und mahnte zum Aufbruch. Die übermütige Gesellschaft hätte gern die ganze Nacht in dieser alten Ritterspelunke in mystischem Kerzenschein so fortgezecht — unter der Voraussetzung, daß das tolle Kättche von Orleans ihnen weitere Gesellschaft leistete; aber da sie allesamt wohlerzogene junge Leute waren, nahmen sie sich zusammen und rüsteten eilig zum Abmarsch. Der Gouverneur brachte in einigen wohlgesetzten Worten noch einen Toast auf die Gräfin und ihr ganzes Haus aus, der mit einem dreimaligen Hurra ausklang. Dann nahmen sie mit korrekten Redensarten Abschied. Die Durchlaucht insbesondere versicherte der Schloßherrin, diesen „hoch sinnigen" Abend zeitlebens nicht vergessen zu wollen, und lehnte sehr energisch das Anerbieten der Gräfin ab, die jungen Herrschaften bis zum Tor zu begleiten.

Das Prinzlein hatte seine ganz bestimmte Absicht dabei. Kättche war nämlich schon gleich nach dem Eintritt ihrer Herrin eiligst hinausgeschlüpft und stand schon wartend vor dem Tore, als die jungen Herren abmarschierten. Unter einem Vorwand blieb der Prinz ein wenig zurück und nahm mit heimlichem Flüstern in einem finsteren Mauerwinkel von Kättche seinen Spezialabschied.

Toinette schaute oben zum Fenster hinaus und winkte der lustigen Gesellschaft mit der Hand zu, aber niemand bemerkte sie. Schmollend und ernüchtert wendete sie sich

in ihr Zimmer zurück, ehe noch die lauten Stimmen der Abziehenden ganz verklungen waren.

Am selben Abend gab es noch für das lockere Kättche eine gesalzene und geschmalzene Standrede. Die Gräfin hatte selbstverständlich von der Bampelschnut alsbald vernommen, was sich da oben im Rittersaal zugetragen. Und nun bekam das kecke Zöfchen den Lohn für seine koketten Anstrengungen prompt ausgezahlt. Die Gräfin kündigte ihr zum nächsten Ersten.

Kättche sagte kein Wort. Sie heftete ihre Augen während der ganzen Standrede bescheiden zu Boden, und um ihre üppigen Lippen zuckte es, als ob sie in Tränen ausbrechen wollte.

Zwei Tage später fand die Gräfin, als sie des Morgens ihr Wohnzimmer betrat, das Ölbild des hochseligen Großherzogs mit Eichenlaub und frischen Rosen bekränzt und Blumen in allen Vasen. Sie klingelte der Zofe und fragte, als diese mit dem Frühstück erschien was solche Veranstaltung zu bedeuten habe.

Da lächelte das Kättche, schlug die großen Augen verhimmelnd zu dem Bilde des Hochseligen auf und sagte: „Es ist doch heut' der Geburtstag Seiner königlichen Hoheit."

Die Gräfin fuhr zusammen. „Was — heute? Ja wahrhaftig! Und das konnte ich vergessen, es ist ein Skandal! — Mein liebes Kättche, du bist doch ein nettes, braves Mädele. Magst bei mir bleiben? Gut, sollen dir deine Streiche verziehen sein."

Demütig küßte Kättche die dargereichte Hand der Greisin. Dann lief sie in Toinettens Schlafzimmer hinüber, faßte das Fräuleinchen um die Taille und wirbelte sie ein paarmal herum. „Hurra, mir bleibe als noch e wing beisamme!"

Siebentes Kapitel.

Die Weinlese mit ihrer fröhlichen Arbeit und ihren volkstümlichen Lustbarkeiten war vorüber. Der Herbst fing an ungemütlich zu werden, und Stillings flohen mitsamt ihren beiden jüngeren Kindern und der Gouvernante vor den rauhen Stürmen auf vier Wochen an die französische Riviera. Da gab es für Toinette de Rège Ferien und einsame, trübe Tage. Sie wußte oft nicht, was sie mit sich anfangen sollte und da konnte das junge Ding eine recht herbstliche Wehmut überschleichen. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie sich gar nicht wie eine junge Waise benommen, der eben erst die innig geliebte Mutter entrissen worden war, sondern daß sie ihr Leben in vollen Zügen genossen und daß unter dem schwarzen Trauerkleid ihr Herz gar so lustig geschlagen habe. An ihrem fünfzehnten Geburtstag, der in diese einsame Zeit fiel, war sie ganz besonders traurig und weinte schier den ganzen Tag. Selbst die hübschen Geschenke, die die gute grandmaman ihrer knappen Kasse abgerungen hatte, vermochten sie nicht zu trösten. Sie ging zu dem Benefiziaten Wackes in die Beichte und klagte sich unter heißen Reuetränen der schmachvollsten Pietätlosigkeit an. Aber auch der geistliche Trost vermochte sie nicht wesentlich aufzurichten.

Die Gräfin war schier verzweifelt. Sie hatte sich so auf diese vier Wochen gefreut, während deren sie ihr ge-

liebtes Herzpuppele endlich einmal ganz für sich haben wollte. Sie konnte es sich nicht verhehlen: sie bedeutete nur recht wenig für das seelische Bedürfnis der Urgroßnichte. Fräulein Oberkamp, die sie doch täglich mit Lernen plagte und wirklich viel verlangte und oft recht streng war, die kleine Alix, mit der sie sich alle Augenblicke zankte, weil sie eifersüchtig und übelnehmerisch war, Kaspar, der eitle Renommist, über dessen Verliebtheit sie sich oft lustig machte, ja selbst das nichtsnutzige Kättche — alle standen sie ihrem Herzen näher als sie, die alte Frau, die sich mit solcher Inbrunst an dies junge Leben klammerte. Stundenlang wanderte die Schloßherrin von Raueneck oft des Nachts in ihren öden Zimmern herum und zerquälte sich den armen alten Kopf, wie sie es anstellen sollte, um dem geliebten Kinde mehr als freundliches Benehmen und stille Dankbarkeit abzugewinnen. Sie las mit ihr französische Bücher, alte vergilbte Jugendschriften, aus denen sie selbst in den zwanziger oder dreißiger Jahren des Jahrhunderts Französisch gelernt hatte. Toinette bekam Gähnkrämpfe darüber. Sie spielte mit ihr Domino und Dame, Toinette schlief ein dabei. Das versprochene Fahrrad hatte sie ihr nicht schenken können, weil der Aufwand für die Bewirtung der Durchlaucht ihre Spargroschen verschlungen hatte. Sie dachte daran, von ihren wenigen Pretiosen etwas zu verkaufen, um dem Mädchen den Herzenswunsch zu erfüllen. Aber es war doch nicht angängig, jetzt bei Sturm und Regen sie sich allein auf der Landstraße herumtreiben zu lassen.

Eines Abends gegen Ende Oktober, als der Regen wider die Scheiben klatschte und die Windsbraut mit Heulen, Kreischen und Klappern um die alten Mauern pfiff und die schlecht schließenden Fensterflügel schüttelte, rückte Toinette nach dem Nachtessen fröstelnd dicht an

die alte Dame heran und begann, den Blick zu dem Ölporträt des hochseligen vertriebenen Landesherrn erhebend, ein hochnotpeinliches Verhör mit der Urgroßtante.

„Sag, grandmaman, war denn der Großherzog nicht verheiratet?"

„Ja gewiß, warum meinst du?"

„Na, du sagst doch, ihr wäret so intim befreundet gewesen — und wie du noch so jung und hübsch warst, wie auf dem Bilde in meinem Schlafzimmer — ist da die Großherzogin nicht eifersüchtig gewesen?"

Die Gräfin lächelte verlegen. Dann platzte sie komisch heraus: „Die legitime Großherzogin? Nach der hab' ich nie gefragt, und Serenissimus hat sich über seine ehelichen Verhältnisse grundsätzlich ausgeschwiegen. Weißt du, liebes Kind, das ist nämlich so: die hohen Herrschaften, wenigstens die regierenden, dürfen doch nicht so schlankweg heiraten, was ihnen angenehm ist. Die Diplomatie bringt die Verlobungen zustande, und die jungen Kronprinzen und so weiter müssen ohne Murren nehmen, was ihnen aufgehängt wird, geradeso wie in früheren Zeiten eine gehorsame Tochter den Mann nehmen mußte, den ihr die Eltern präsentierten. Na, daß in solchen Ehen von Liebe selten oder nie die Rede sein kann, das ist doch wohl klar. Aber die hohen Herrschaften haben doch schließlich auch ein menschliches Herz, und das will sich anschmiegen und von einem andern Herzen verstanden sein, da ist es doch nur natürlich, daß sie für diese intimsten Bedürfnisse anderswo vorsorgen. Eine Fürstin, die ihrem Gemahl das nicht gönnen will und ihm eifersüchtige Szenen macht, die — die ist ihrer hohen Stellung gar nicht würdig, die benimmt sich einfach lächerlich. Und ein Fürst andrerseits, der aus lauter Angst, seiner Gemahlin zu mißfallen, auf die Befriedigung aller

Herzensbedürfnisse Verzicht leistet — nun, der muß doch innerlich so verknöchert und verbittert werden, daß er seinen Gram an seinen Völkern auslassen und ein Tyrann werden muß. Darum sind auch sehr oft die Freundinnen der Herrscher die Wohltäterinnen der Völker gewesen. Die Marquise de Pompadour zum Beispiel war auch so ein kleines Mädel vom Lande und hieß auch Toinette — und die hat als ungekrönte Königin mehr Macht und Einfluß besessen und besser angewendet, als die meisten wirklichen Königinnen."

Toinette hörte mit gespannter Teilnahme zu. „Ich denke, die war so bös," sagte sie kindlich.

„Ach Gott bewahre! Wer hat dir denn so was weisgemacht?" sagte die Gräfin ärgerlich. „Glaube mir nur, Kind, alle bedeutenden Frauen, die sich in der Weltgeschichte bemerkbar gemacht haben, hat man böse genannt; aber das ist der reine Neid. Das Wort Günstling oder Favoritin sprechen sie immer so höhnisch aus. Laß dich dadurch nicht irremachen, wenn sie dir etwa in der Geschichtsstunde solche Ansichten beibringen wollen. Wenn solche Favoritinnen wirklich nichts getaugt haben, dann waren sie eben von Haus aus schlechte Weiber von niedriger Herkunft — wie zum Beispiel die Dubarry. Es ist sogar manchmal vorgekommen, daß die Liebe eines hohen Herrschers auch auf solche Geschöpfe von ganz dunkler Herkunft veredelnd gewirkt hat, so daß sie es bis zu wirklicher Vornehmheit gebracht haben. Schau, da hängt die Lady Hamilton, die kam als ordinäres Dienstmädchen nach London und was die alles durchgemacht hat, das ist nicht zu sagen! Aber die Liebe eines wahrhaftigen Edelmannes, ihres Gatten Sir William Hamilton, hat das unglaublich begabte Geschöpf so völlig umgewandelt, daß die Königin von Neapel ihr ihre intimste

Freundschaft widmete und einer der größten Helden Englands, Lord Nelson, sie zeitlebens wie eine Göttin verehrte. Meine Mutter hat sie zu ihrer Zeit in Wien kennen gelernt und mir von ihr vorgeschwärmt. Sie übte eben ihren unwiderstehlichen Zauber auf Frauen wie auf Männer aus. Und dann zum Beispiel die gute Lichtenau! Herrjemine, was hat man der nicht nachgesagt! An allem, was der arme dicke Friedrich Wilhelm II. von Preußen in der Politik oder im Privatleben Dummes machte, sollte sie schuld gewesen sein. Bücher haben sie gegen sie geschrieben ganz voll greulicher Verleumdungen. Aber sie hat sich ihrer Haut zu wehren gewußt, sie hat es ihnen ordentlich gegeben. Und wenn man ihre Apologie liest, dann muß man ordentlich dem dicken Wilhelm gut sein. Er hat ja viele Freundinnen gehabt, auch weit vornehmere und weit glänzendere Damen darunter, aber ich glaube, er wäre ein besserer König geworden, wenn er hübsch bei der Demoiselle Minchen Enke — so hieß die Lichtenau als Mädchen — geblieben wäre."

„O, das ist furchtbar interessant," sagte Toinette, sich eng an die Greisin anschmiegend, „davon hat uns Fräulein Oberkamp gar nichts erzählt. Wir haben doch schon preußische Geschichte gehabt, aber über den dicken Wilhelm ist sie ganz geschwind weggehupft. Erzähle mir doch noch mehr, grandmaman."

„O, da fällt mir ein," versetzte die Gräfin, „ich muß doch noch das Buch haben von der Lichtenau. Da können wir ja alles ausführlich drin lesen. Das ist am Ende auch amüsanter als Paul et Virginie. Warte mal!" Sie gab ihr einen Schlüssel und hieß sie aus der untersten Schublade der Kommode im Wohnzimmer, die sie bei ihrer Unbehilflichkeit selbst nicht mehr zu öffnen vermochte und wohin sie allen möglichen Kram verstaut

hatte, dessen sie nicht mehr bedurfte, einen Stoß alter Bücher hervorholen.

Hurtig führte die Kleine den Auftrag aus und warf einen ganzen Arm voll vergilbter, stockfleckiger Literatur aus dem 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts auf den Tisch. Die alte Dame setzte ihre Brille auf und suchte aus dem Haufen ein kleines Bändchen in Oktav mit einem zerrissenen blauen Umschlag hervor, den eine mit einer Schärpe umwundene Maske verzierte. „So, da haben wir, was wir suchen: Biographische Skizze der Madame Ritz, jetzigen Gräfin Lichtenau, Paris 1897," las sie von dem Titelblatt ab und begann dann in dem löschpapierenen Bändchen zu blättern. „Aha, hier wird's interessant," rief sie nach einem Weilchen lebhaft. „Aber das Licht ist miserabel. Lies du selber."

Und Toinette begann an der Stelle, auf die der Finger der grandmaman wies, vorzulesen!

„Zu dem Ende beschloß der Prinz ihre Entfernung aus dem väterlichen Hause und sogar von Berlin. Die Frau eines seiner Leute bewohnte in Potsdam ein artiges Häuschen, das zu einem Schlupfwinkel der Liebe nicht unbequem und versteckt genug war, um den Argusaugen des ernsten, ausspähenden Oheims wenigstens für einige Zeit verborgen zu bleiben."

„Der Prinz ist also der spätere König Friedrich Wilhelm der Zweite und der Oheim Friedrich der Große," schaltete hier die Gräfin erläuternd ein.

Und Toinette fuhr fort: „Da keine großen Kosten damit verknüpft waren, so war die Einrichtung um desto leichter gemacht, und unsere Wilhelmine nahm bald dieses Asyl auf, wo die kleinen losen Götter von Paphos sie umflatterten und ihre Phantasie mit tausend süßen Bildern eingewiegt wurde. Der Prinz hatte ihr eine Art von

Duenja zugeordnet, die mit ihr in einem Zimmer schlief und sie gleich einem Schatten überall begleitete. Noch hatte sich der Prinz nicht als Liebhaber erklärt; aber er kam täglich, gab ihr selbst Stunden im Französischen und las ihr nicht nur aus den Meisterwerken dieser, sondern auch der Muttersprache die leichtesten und angenehmsten Stellen vor, lenkte ihre Aufmerksamkeit darauf und suchte alles hervor, um ihrem Geiste eine gewisse feinere Ausbildung zu verschaffen. Minchen hatte Witz, aber nicht die mindeste Ausdauer beim ernsthaften Unterricht. Sie wollte wie die meisten ihres Geschlechtes nicht belehrt, wohl aber belustigt sein; und solange dieses letztere nicht verfehlt wurde, hatte der Prinz eine aufmerksame Zuhörerin, wurde aber der Vortrag zu ernsthaft, so unterbrach sie ihn durch Possen, die oft mit Ausgelassenheit endigten. So verstrich eine geraume Zeit, worin unsere Heldin den ungestörten Besitz ihrer jungfräulichen Würde genoß; aber plötzlich änderte sich die Szene. Es kam zu einer glühenden Erklärung, die in dem süßen Taumel von dem liebetrunkenen Mädchen erwidert wurde. So kam eine Nacht herbei, die vielleicht den galanten Vater der Götter an Alkmenen erinnerte, aber zum guten Glück der übrigen Erdenbewohner nicht so verlängert werden konnte, als jene famöse Nacht, in welcher es Jupitern beliebte, die nicht verliebten Sterblichen zu ennuyieren."

Toinette guckte von ihrem Buch auf, schüttelte den Kopf und sagte: „Das versteh' ich nicht."

„Ich auch nicht," erwiderte die Gräfin, „ist auch gar nicht nötig. Weißt du, das ist so Schnickschnack, wie die galanten Schriftsteller der damaligen Zeit ihn liebten. Lies lieber nicht weiter, das scheint mir ein ziemlich unpassendes Buch zu sein."

Sie wollte ihr das Bändchen aus der Hand nehmen, aber Toinette rückte schnell ab und floh damit auf die andere Seite des Tisches. Eigensinnig begann sie weiter zu lesen: „Wir, als die treuen Anhänger der Chesterfieldschen Lehre, opfern überall den Grazien und erkühnen uns nicht, den geheiligten Schleier mit unbescheidenen Fingern zu lüften, der über die Geheimnisse dieser Nacht verbreitet ist. Wir überlassen es der geschäftigen Einbildungskraft des Lesers, sich nach eigenem Belieben ein Gemälde zu malen, zu dem wir ihm weder Pinsel noch Farbe von unserer Palette anbieten können. Wilhelmine war unermüdet, die Kunst, die Ovidius lehret, mit glücklicher Geschmeidigkeit auszuüben, und bald besaß sie darin eine Vollkommenheit, die . . . . . ." An dieser Stelle erreichte die Vorlesung ein plötzliches Ende. Toinette hatte nicht bemerkt, daß die Gräfin sich aufgerichtet und über den Tisch hinübergebeugt hatte. Mit einem raschen Griff hatte sie das schalkhafte Büchlein in ihre Gewalt gebracht und war durch alles Schmollen nicht zu bewegen, es wieder herauszurücken.

„Das ist überhaupt gar nicht das Buch, das ich meine," sagte die alte Dame, indem sie aufs neue unter dem Haufen zu kramen begann. „Das ist ja ein nichtsnutziges Pamphlet. — Aha, hier haben wir das Richtige: Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller, von ihr selbst entworfen." Es waren zwei Bändchen in verblichenem rosa Umschlag. Sie rückte sich die Lampe dicht heran, schraubte sie höher und begann nach einigem Blättern selbst vorzulesen: „Ein Graf von Anhalt-Dessau war mein Pate. Dieser, in der Gesellschaft des Kronprinzen, sah mich einst als Kind von neun oder zehn Jahren bei meiner Schwester, der Gräfin Matuschka

Er nahm mich auf den Arm, küßte mich und sagte zum Kronprinzen: Ich empfehle diese Kleine Ihrer Gnade. Der Kronprinz nahm mich dann auch auf den Arm und versprach, wenn ich älter werden würde, für mich zu sorgen. Ungefähr als ein dreizehnjähriges Mädchen sah mich der Kronprinz abermals in meiner Schwester Haus, bei welcher ich zuletzt wohnte. Ob ich in diesem Alter ihm nachgestellt habe oder auch nur einen Gedanken auf ihn haben konnte, überlasse ich jedem Vernünftigen zur Beurteilung! Daß er aber gegen mich nicht gleichgültig war und sich alle Mühe gab, mich zu gewinnen, darüber fordere ich den Herrn von Forcade, damaligen Hauptmann in preußischen Diensten, jetzt Gutsbesitzer in Schlesien, als einen bekannten, redlichen Mann zum Zeugen auf, der mehr als einmal bei diesen Besuchen gegenwärtig war. Meine Eltern nahmen mich hierauf wieder nach Hause, um konfirmiert zu werden. Hier setzte der Kronprinz die Bekanntschaft fort und das Ende davon war allerdings, daß er mich — mit sich nach Potsdam nahm. Jetzt begann allmählich das Amusement .... Hm, hm."

Es entstand eine kleine Pause, und Toinette, die mit aufgestützten Armen gespannt zuhörte, bemerkte, wie die Augen der Gräfin suchend über die Zeilen liefen. „Du hupfst ja, grandmaman," rief sie verschmitzt, „das gilt nicht."

„Doch, das gilt grade," versetzte die alte Dame etwas verwirrt. „Mit so jungen Mädchen Lektüre treiben, das ist wirklich wie ein Rennen mit Hindernissen. In den amüsanten Büchern kommen alle Augenblicke unpassende Sachen vor und bei den andern schlaft ihr ein. Ich wollte dir bloß beweisen, was für ein seriöser junger Mann der Kronprinz war. Aha, hier!" Und sie

las weiter: „Ich erhielt von dem Kronprinzen eine Gouvernante, eine gewisse Madame Girard, von der französischen Kolonie. Diese Frau gab mir im Französischen noch weiteren Unterricht. Der Kronprinz selbst aber lehrte mich Geschichte und Geographie. Und dieser Unterricht dauerte fast unausgesetzt drei Jahre, als so lange ich in Potsdam blieb. Zuvörderst war der Kronprinz nur halb gezwungen mein Lehrer; denn da er mich den scharfen Blicken seines großen Onkels entziehen wollte, so konnte er mir nicht füglich einen Lehrer geben, der in jedem Augenblick das Geheimnis ausplaudern konnte. Er traktierte mit mir zuerst die brandenburgische, dann die allgemeine deutsche Geschichte, nun schritt er zu der römischen und griechischen fort, und diese Kenntnis war mir nachmals auf meiner Reise nach Italien von unendlichem Nutzen. In der Geographie war er so fest, daß er zuweilen im Scherz auch mit zugeschlossenen Augen die Orte auf den Landkarten richtig zu treffen wußte; aber er blieb nicht nur bei diesen ernsten Studien stehen, sondern mischte dazu eine sehr angenehme und mannigfaltige poetische und historische Lektüre. Ich lernte den Vater aller Dichter, Homer, in der französischen Übersetzung und so auch den Virgil kennen. Ferner lasen wir zusammen die Histoire des juifs par Joseph, die Histoire des Templiers, die Entdeckungsgeschichte von Amerika, die Mémoires d'un homme de qualité qui s'est retiré du monde und die Memoiren der Madame Staël, nicht der jetzigen, sondern jener aus dem Zeitalter Ludwigs XIV., wo der Kronprinz Gelegenheit nahm, gegen die Einmischung der Weiber in politische Angelegenheiten seine Gedanken zu äußern. Von Schauspielen lasen wir den ganzen Shakespeare nach Eschenburgs Übersetzung. Ich erinnere mich noch, wie mir der König einst

schrieb, daß er in Berlin den dicken Ritter Falstaff sehen wolle, und wie es ihm ein wahrer Trost sei, daß so ein altes braves Stück doch auch auf unsere Bühne komme. Einige Bücher waren mir zu lesen verboten, und ich hätte es nicht wagen mögen, zum Beispiel in Voltaires Pucelle d'Orléans nur einen Blick zu tun, ob ich gleich seine sämtlichen Tragödien las und die Henriade sogar auswendig lernen mußte. — Ich liebte und verehrte in dem Kronprinzen einen Lehrer, der mir unablässig neuen Stoff zum Denken und Fühlen gab; er hinwiederum liebte in mir seine aufmerksame, leichtfassende, in seine Ideen entrierende und sich immer mehr ausbildende Schülerin. Dieses Band hat so lange gehalten, bis es der Tod zerriß. Das Publikum sah es, nur kannte es den Stoff nicht, aus dem das Band gewebt war und schob also den möglichst schlechtesten Grund unter."

Die Gräfin klappte das Buch zu und sagte: „Das klingt anders als das dumme Geschwätz von dem ersten Skribenten da. Nun wirst du doch selbst einsehen, so jung du auch bist, daß das kein schlechter oder dummer Mensch sein konnte, der es in seiner Jugend mit seiner Liebe so ernsthaft meinte. Ich zweifle sehr, ob es heutzutage noch Kronprinzen gebe, die sich höchstselbst so ernsthaft um die Bildung ihrer Schätzchen bemühen."

„Haben alle Kronprinzen Schätzchen?" warf Toinette ein.

Und die Gräfin lachte. „Na, ich will es doch zu ihrer Ehre annehmen." Und dann wurde sie wieder ernsthaft, schaute nachdenklich vor sich hin und streichelte Toinettens glatten blonden Scheitel. „Ich weiß nicht, was die dummen Leute wollen," begann sie nach einer kleinen Weile wie im Selbstgespräch: „kann es denn für ein junges Weib von Geist und Gemüt eine schönere

Aufgabe geben, als die kalte Einsamkeit so eines fürstlichen Herzens mit Licht und Wärme zu erfüllen?"

„Ach ja!" flüsterte Toinette schwärmerisch. „Glaubst du, daß der Erbprinz von Lorch-Ippelheimer oder wie er heißt, auch so ein kaltes, einsames Herz hat?"

Das kam so unvermittelt, daß die alte Dame aus ihrer Träumerei aufschreckte und unwillkürlich lachen mußte. „Herrjemine, Kind," rief sie, „hast du dir etwa die kleine Durchlaucht in den Kopf gesetzt!?"

„I wo," versetzte Toinette achselzuckend, „ich glaube auch gar nicht, daß der sehr klug ist. In Geographie und Geschichte weiß er gewiß nicht soviel, wie der kleinen Wilhelmine ihr Kronprinz. Sein Gouverneur mußte ihm doch alles sagen. — Nicht wahr, grandmaman, der Ippelheimer ist doch nichts Besonderes? Da kommt's doch nicht so genau darauf an, wenn er heiratet. Genügt es nicht, wenn man von Adel ist?"

„Ich glaube wahrhaftig, du hast ein Auge auf die kleine Durchlaucht geworfen," rief die Gräfin belustigt. „Warum auch nicht? Ein gescheites Mädel muß seinen Ehrgeiz haben, und heiraten muß man immer hinauf, nicht hinunter. Das ist ein solider Grundsatz und gilt für alle Frauen. — Prinz Lorch könnte überhaupt froh sein, wenn er so ein scharmantes Weibchen wie dich erwischte." — — —

Noch nie hatte Toinette ihrer Urgroßtante so zärtlich gute Nacht gesagt wie an diesem Abend. Eine ganze Weile noch, nachdem sie Kättche hinausgeschickt, hatte die Gräfin am Bett ihres Lieblings gesessen, und Toinette hatte sie gar nicht fortlassen wollen, ihre Hand festgehalten und Fragen über Fragen gestellt über ihre Jugenderlebnisse und über ihre Beziehungen zu dem vertriebenen Landesherrn. Und so gern hatte die alte Dame erzählt — bis gegen Mitternacht!

Jetzt endlich hatte sie also das richtige Band gefunden, mit dem sie das liebenswürdige junge Geschöpf an sich fesseln konnte, ohne daß es sich dawider auflehnte. Nun war es von selbst gekommen, wie sie es gerne hatte haben wollen. Sie waren einander nicht mehr so innerlich fremd, obwohl zwei Menschenalter sie trennten, denn das liebe Ding war auf dem besten Wege, durch denselben Ehrgeiz und dieselben Ideale, die ihre eignen Mädchenträume erfüllt hatten, auf die gleiche Lebensbahn gewiesen zu werden. Überglücklich suchte die Raugräfin an diesem Abend ihr Lager auf. Jetzt wußte sie, wie sie es anzustellen hatte, um allen ihren Rivalen um die Liebe Toinettens ein Schnippchen zu schlagen: sie brauchte nur die Abgründe auszufüllen, die Fräulein Oberkamp überhupfte, und sich als eine zuverlässige Auskunftei zu bewähren in den Angelegenheiten, in denen junge Mädchen sonst so schlecht bedient werden. Dann war sie sicher, dem jungen Volk den Rang abzulaufen. Und sie richtete ein inniges Dankgebet zum Himmel, bevor sie einschlief.



Achtes Kapitel.

Die Gräfin war in der Zwischenzeit doch mit dem Hauptmann Berenbruch, dem Manne mit der furchtbaren Nase, bekannt geworden, obwohl sich anfangs soviel Zwischenfälle hindernd in den Weg gestellt hatten, daß es schien, als sollten die beiden alten Gerolsteiner nie zusammenkommen. Erst war die Unruhe über den bevorstehenden Prinzenbesuch daran schuld, daß die Gräfin für die Übersendung der Rosen zu danken vergaß, und als sie sich dann später wieder daran erinnerte, war Toinette nicht zu bewegen gewesen, ihren Dank auszurichten, weil sie sich einfach vor dem Anblick der Nase fürchtete. Und da hatte die Gräfin endlich ein Billett geschrieben, in welchem sie die Hoffnung aussprach, die Bekanntschaft der liebenswürdigen Herrschaften zu machen, die sich so freundlich gegen ihre Schutzbefohlene erzeigt hätten. Und darauf wieder hatte der Herr Hauptmann in wunderschöner, reich verschnörkelter Handschrift sich entschuldigt, daß sie keine formelle Visite machen könnten, weil seine Gattin durch die Vorbereitungen zu einer Badereise in Anspruch genommen, und er selbst durch ein Leiden verhindert sei, bei Tageslicht auszugehen. Er werde sich aber gerne einmal die Ehre geben, falls es ihm gestattet sei, sich in der Dämmerung einzuschleichen. Diese Erlaubnis wurde schriftlich erteilt, und wiederum acht Tage

darauf erschien dann wirklich der gute Herr Berenbruch nach dem Abendbrot, vermummt wie ein Räuberhauptmann, einen ungewöhnlich breitkrempigen Hut tief ins Gesicht gezogen und den Kragen seines Havelocks aufgeschlagen.

Kättche, die den Besuch melden sollte, war überaus neugierig, die märchenhafte Nase zu sehen, von der Toinette ihr natürlich erzählt hatte. Aber wie sie es auch anstellte, der Hauptmann wußte ihren zudringlichen Blicken immer durch geschickte Wendung auszuweichen. Er hatte seine Technik in dieser Beziehung zu einer Virtuosität ausgebildet. Er nahm nicht einmal im Vorzimmer den Hut ab, sondern tat das erst im allerletzten Moment, während er die Schwelle zum Wohnzimmer überschritt, so daß Kättche enttäuscht abziehen mußte.

Auch die Gräfin war beim ersten Anblick dieses Nasenungeheuers einfach sprachlos; aber sobald sie sich von dem ersten Schreck erholt hatte, packte sie ein heißes Mitgefühl mit diesem unglücklichen Männlein, das gesenkten Hauptes, gequält lächelnd in seiner tödlichen Verlegenheit, vor ihr stand und dessen demütige Haltung sie anzuflehen schien: um Gottes willen, liebe Dame, laßt es mich nicht entgelten, daß ich euch diese Scheußlichkeit da präsentieren muß. Ich weiß ja, ich gehöre eigentlich nicht in menschliche Gesellschaft; aber es war so verlockend, Eurem freundlichen Rufe zu folgen. Ich konnte nicht widerstehen. Wenn Ihr meinen Anblick nicht ertragen könnt, liebe Dame, dann will ich nur gleich wieder gehen und nie wiederkommen. Ich habe ja nicht einmal das Recht, Euch das übelzunehmen.

Die Gräfin verstand diese stumme Sprache. Und das ganze jämmerliche Schicksal dieses Mannes stand ihr plötzlich klar vor Augen, ohne daß er ein Wort davon zu erzählen brauchte. Zu einem Fledermausdasein verurteilt

durch ein lächerliches Mißgeschick! Vielleicht von Haus aus das geselligste, menschenfreundlichste Geschöpf von der Welt und nun in tiefste Einsamkeit verbannt, nicht als ein Gegenstand des Abscheus oder des Mitleids, sondern nur als ein Gegenstand des lächerlichsten Schreckens. Und der nächste Gedanke der Gräfin war: welche Rolle spielt eine solche Vogelscheuche im Ehestande? Wer ist mehr zu bedauern — der Mann oder seine Frau? Kann solch ein unglücklicher Mensch überhaupt irgend etwas anderes von der Ehe verlangen, als Duldung? Kann eine Frau ihm etwas anderes bieten, als mühsames Mitleid? Und muß der Mann zum Dank dafür nicht jede, einfach jede Behandlung über sich ergehen lassen?!

Das alles schoß der Gräfin durch den Kopf, während der Hauptmann Berenbruch mit leiser, unsicherer Stimme seine Entschuldigung für sein spätes Kommen vorbrachte. Es wurde ihr warm ums Herz in verstehendem Mitgefühl, und es drängte sie, die Kränkung gutzumachen, die sie ihm durch ihr sprachloses Anstarren unwillkürlich angetan hatte. Sie reichte ihm die Hand entgegen und umschloß seine Rechte mit kräftigem Druck. „Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen," rief sie in heiterem Ton. „Ich bin selber ein schrullenhaftes altes Weib, das es mit den kleinen Rücksichten der Höflichkeit gar nicht mehr genau nimmt. Das Volk hier nennt mich die Raugräfin und geht mir am liebsten aus dem Wege, weil ich als grob verschrien bin. Na, und Sie nehmen auch eine Ausnahmestellung ein — da brauchen wir kein Wort mehr darüber zu verlieren. Ich meine, wir beide sollten recht gut füreinander passen, mein lieber Herr Hauptmann."

Sie nahmen am Sofatisch Platz, und das Männchen, dankbar lächelnd, weil es merkte, daß man es hier dulden und freundlich zu ihm sein wollte, begann nun umständ-

lich, seine Gattin zu entschuldigen. Sie sei ins Bad gereist, werde aber selbstverständlich nicht verfehlen, nach der Heimkehr ihren pflichtschuldigen Besuch zu machen.

„Na, dann kommen Sie nur, so lange Sie Strohwitwer sind, recht fleißig zu mir," sagte die Gräfin aufmunternd. „Sie müssen es ja jetzt schrecklich einsam haben. Ich schicke Ihnen auch mein Toinettchen manchmal am Nachmittag hinaus. Sie kann Ihnen im Garten zur Hand gehen."

Hauptmann Berenbruch seufzte und schüttelte den Kopf. „Das kleine Fräulein wird wohl nicht gerne kommen. Ich weiß schon, so junges Volk hat Angst vor mir — und ich kann's ihm nicht einmal übel nehmen. Was ist es bloß für ein reizendes, feines Geschöpfchen, Ihre Enkelin!"

„Bitte: Urgroßnichte. Ich habe nie Kinder gehabt. Bin überhaupt nie verheiratet gewesen. Na, Sie werden meine Vergangenheit wohl kennen. Ich meine, ich habe mir um unseren hochseligen Großherzog die Frauenwürde wohl verdient. Oder verurteilen Sie mich am Ende auch als ein unmoralisches Geschöpf? Sie werden wohl auch wissen, daß der Hochselige sonst nicht viel von seinem Leben gehabt hat. Haben Sie ihn näher gekannt?"

„Das kann ich nicht gerade sagen," versetzte der alte Herr. „Als junger Offizier habe ich ein paarmal bei Hofe meinen Kratzfuß gemacht und nach der Beförderung zum Hauptmann, kurz vor dem unglücklichen Kriege, habe ich mich Seiner königlichen Hoheit gehorsamst gemeldet. Das war alles. Nach dem Kriege habe ich meinen Abschied genommen — und dann stellte sich auch bald das Übel ein, und da mußte ich wohl die Tür zumachen zwischen mir und der Welt. Seither habe ich nur durch die Zeitung nach draußen hinausgeguckt. Ich fürchte, ich

werde für gnädige Frau auch keine besonders unterhaltsame Gesellschaft sein — man wird in der Einsamkeit recht schwerfällig und dürftig."

„Macht nichts," lachte die Gräfin, „wir schimpfen zusammen auf die Preußen, dann haben wir immer ein ergiebiges Thema. Ich nehme doch an, daß Sie in Ihrem Herzen auch noch gut gerolsteinisch sind?"

„O, das will ich meinen," versetzte der Hauptmann, sich in die Brust werfend. „Ich habe mir meine alte Uniform auch sorgfältig konserviert. Und an unseren heimlichen vaterländischen Gedenktagen ziehe ich sie wohl auch noch manchmal an. Dann rassele ich in meinem Kämmerlein mit meinem Säbel, häha! Na, ich werde in meinem Leben keine Kanone mehr gegen den König von Preußen abschießen; aber meine Treue gegen das angestammte Herrscherhaus lasse ich mir auch nicht nehmen."

Und nun waren sie bald in einem angeregten Gespräch. Es zeigte sich, daß der Hauptmann immerhin doch mehr von den Zeitläuften wußte, als die Gräfin und auch nicht gar so despektierlich über die Herrlichkeit des neuen Reiches aburteilte; aber trotzdem waren sie sich über die Hauptsache einig: die Treue gegen Blau-Orange brachte sie einander so nahe, daß sie sich bald ohne Zwang wie alte Bekannte fühlten und gaben.

Später kam auch Toinette hinzu, und um den alten Herrn nicht den Blicken der Zofe auszusetzen, mußte sie eine Flasche Wein heraufholen. Dann spielten sie Domino zu dreien, rauchten die starken Zigarren aus dem Festtagskistchen der Schloßherrin — und so wurde es ein sehr vergnügter, friedlicher Abend. Fast Mitternacht war es, ehe der Herr Hauptmann seinen Heimweg antrat.

Von nun an kam er mehrmals die Woche wie ein Verschworener in der Dämmerung auf die Burg ge-

schlichen, während Toinettchen, die bald ihre Scheu überwunden hatte, den alten Herrn des öfteren bei Tage besuchte und jedesmal reich beschenkt mit Obst, Blumen oder auch Bildern, Büchern und kleinen Spielereien abzog.

Zu den heimlichen Zusammenkünften wurde bald auch der Benefiziat zugelassen. Als ein Vertreter des wahrhaftigen christlichen Glaubens war er verpflichtet, den Menschen mehr auf das Herz als auf die Nase zu sehen, und da die äußere Schönheit sich so oft als eine Maske der Bosheit des Teufels erweist, so war unter dem abschreckenden Äußeren des armen Hauptmanns desto sicherer eine gottgefällige Seele zu vermuten. Der Herr Pfarrer war um so mehr befriedigt von der neuen Bekanntschaft, als er ein guter Partner in einigen Kartenspielen war, zu denen mehr als zwei Personen nötig waren. Das ewige Sechsundsechzig und Piket zu zweien hatte seine christliche Geduld wirklich manchmal auf eine harte Probe gestellt; besonders, wenn die Gräfin verlor, was ihr jedesmal die Laune dermaßen verdarb, daß sie höchst unangenehm und herausfordernd wurde. Von diesem ehemaligen Krieger und großherzoglich gerolsteinischen Kartätschenschleuderer ging ein Geist des Friedens aus, der auch die Raugräfin milde, ja sogar im Verlust heiter ergeben stimmte. Es störte den geistlichen Herrn nicht im mindesten, daß das neue Gemeindemitglied niemals in die Kirche kam. Die allerheiligste Jungfrau selber hätte seine Gründe achten und ihm ein für allemal Dispens erteilen müssen, wenn sie nur ein einziges Mal diese Nase vor ihrem Altar gesehen hätte. Übrigens glich seine Gattin, Frau Eveline Berenbruch, das Manko reichlich aus, denn sie war dermaßen eifrig hinter der heiligen Messe und dem Beichtstuhl her, daß es sogar dem gutmütigen Benefiziaten schon etlichermaßen lästig zu werden begann.

Einmal hatte Toinette die grandmaman sogar überredet, noch einen vierten Mann zu ihrem Kartenkonventikel zuzuziehen, denn sie war der Meinung, daß die Zusammenstellung ein wenig zu grau gehalten sei und durchaus eines lebhafteren Farbenklexes zur Auffrischung bedürfe. Außerdem werde dem älteren Herrn Jean Jaques Stilling gewiß ein Gefallen damit getan, wenn man ihn in Gesellschaft bringe, denn seit die Familie an der Riviera weilte, hatte er es wirklich recht einsam in der großen Villa, zumal der jüngere Jean Jaques gleichfalls viel unterwegs war. Sie konnte jetzt sehr geschwind und leicht nach Villa Selma kommen, denn Fräulein Oberkamp hatte ihr während ihrer Abwesenheit ihr Zweirad zur Verfügung gestellt, und sie hatte mit Hilfe des Gärtners und des Onkels Jean Jaques sehr bald ganz sicher fahren gelernt.

Sie traf ihren alten Freund mit der Bestimmung kürzlich erworbener alter Münzen beschäftigt. Sonderbar genug sah er aus. Auf seinem großen, kahlen Schädel einen grünen Pappschirm mitten über der hohen Stirn befestigt und in das sehende Auge eine Lupe mit schwarzer Hornfassung geklemmt.

„Wissen Sie, Onkel Stilling," rief sie, nachdem sie ihre Einladung vorgebracht, „so wie Sie jetzt aussehen, denke ich mir die alten Astrologen und Goldmacher. Sie müßten sich in unsrer Burg im Turmgemach ein Labaratorium einrichten. Das wäre fein! Wissen Sie, so richtig mit einem ausgestopften Krokodil, was an der Decke hängt, einem Gerippe in der finstersten Ecke und dann ein mächtig glühendes Öfchen mit Retorten und furchtbar merkwürdigen Flaschen und so Zeug. Und der Hauptmann mit der Nase müßte den Blasebalg ziehen und ich müßte immer den glühenden Schmelztiegel umrühren müssen — und eines Tages müßten wir dann den Stein

der Weisen finden und alle zusammen furchtbar reich werden."

„Was tät'st du denn da, wenn du furchtbar reich würdest?" lachte Onkel Stilling, indem er seinen Schirm abnahm und sich vor dem Spiegel herzurichten begann.

„Dann kaufte ich mir ein Herzogtum und heiratete einen Prinzen."

„Ich sehe schon," spottete Jean Jaques senior, „dir steckt eure Durchlaucht im Kopfe. Da wird aber Kaspar sehr traurig sein."

„Och Kaspar!" rief Toinette naserümpfend. „Der will doch Schauspieler werden. Einen Schauspieler heirate ich nicht."

„Na, kommt Zeit, kommt Rat," versetzte der Onkel und streichelte ihr lachend über den glatten Scheitel. Und dann machte er sich fertig, schwang sich gleichfalls auf's Rad und fuhr mit ihr zusammen nach Raueneck. Er hatte sogar auf Toinettens Bitten seine Gitarre mitnehmen müssen, denn wenn das Mädchen so lieb quälte, konnte er nie widerstehen. Er hatte das Instrument über die Schulter gehängt und seinen Wettermantel darübergeworfen.

Es wurde ein sehr vergnügter Abend. Sie nahmen ein bescheidenes Abendbrot zu sich, tranken aber dabei etliche Flaschen vom besten Schloßabzug, die bald eine recht fidele Stimmung auslösten. Dann spielten sie alle zusammen Domino, wobei Onkel Stilling mogelte und der geistliche Herr furchtbar hineingelegt wurde. Und dann mußte Herr Stilling singen. Er konnte eigentlich gar nicht singen, sondern nur ein bißchen heiser krächzen; aber das machte nichts aus, denn seine Lieder waren gar so komisch, und er konnte so drollige Gesichter dazu schneiden. Und das Merkwürdigste bei diesen Liedern war,

daß keines zu Ende kam. Mitten in einem Vers hub der Sänger plötzlich ganz sonderbar zu zwinkern und undeutlich zu murmeln an und behauptete dann immer, er hätte den Text vergessen. Dann guckten die andern Herrschaften Toinetten immer von der Seite an und wollten sich ausschütten vor Lachen, sogar der Herr Benefiziat, der sich gar nichts daraus zu machen schien, daß die Lieder keineswegs geistlicher Natur und der Vortragende sogar ein Ketzer war.

Eines von den Liedern ging Toinetten so in die Ohren, daß sie sogar ein paar Verse davon behielt. Es fing an:

Ich ging mal bei der Nacht,
Ich ging mal bei der kühle, kühle, kühle,
Ich ging mal bei der Nacht.
Die Nacht, die war so finster,
Und die Wälder und die Felder und die Muskelkraft
Das man kein Sternlein sah.

Ich kam vor Liebchens Tür,
Ich kam vor Liebchens kühle, kühle, kühle,
Ich kam vor Liebchens Tür.
Die Tür, die war verschlossen,
Von der Lust, von der Lieb, von der Leber Leberwurst
Ein Rieglein war dafür.

In diesem Stile ging das dann eine ganze Weile weiter und dann kam natürlich wieder die Stelle, wo er behauptete, den Text vergessen zu haben. Zum Schlusse hieß es:

Sie warf ihn oben zum Laden hinaus.
Er fiel auf einen Stein.
Er fiel auf einen kühle, kühle, kühle,
Er fiel auf einen Stein.
Er brach zwei Rippen im Leibe entzwei
Und die Wälder und die Felder und die Muskelkraft,
Dazu das linke Bein.

Toinette begriff gar nicht, wie alte Leute sich über ein so dummes Lied mit solchem unsinnigen Refrain gar so arg freuen konnten und gab auch dieser Meinung ganz energisch Ausdruck, worüber sich dann ein verstärktes Gelächter erhob. Und alle wollten sie auf einmal streicheln und fanden sie zu lieb und zu niedlich und wer weiß was noch alles.

Toinette war empört über solche Behandlung. Sie sprang auf, stampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden und rief zornrot im Gesicht: „Nein, das lasse ich mir nicht gefallen. Ich bin kein kleines Kind mehr, und ich kann mir ganz gut denken, was da immer ausgelassen wird. Und wenn's unanständig ist, dann fangen Sie's doch erst gar nicht an. Übrigens, ich brauche doch bloß das Kättche zu fragen, die kennt alle unanständigen Lieder." Damit ging sie davon, klappte die Tür energisch hinter sich zu und hörte auf kein Rufen mehr.

Mit langen Gesichtern saßen die alten Herrschaften da und schielten einander verlegen von der Seite an. Nach einer längeren Pause erst stieß Jean Jaques senior einen komischen Seufzer aus und sagte überzeugungsvoll: „Übrigens hat sie recht. Wir sollten uns schämen. Besonders ich."

„Also, so schämt euch nur," sagte die Gräfin. Und die drei Herren ließen ihre Köpfe wirklich hängen und schauten ganz zerknirscht drein — besonders der Herr Benefiziat, denn er bedachte, wie seine ihm anvertrauten Seelen wohl darüber denken möchten, wenn es das Fräulein herumbrachte, daß er an solchem liederlichen Wesen sich mit Wohlgefallen beteiligt habe.

Dann nahm Herr Stilling als erster wieder das Wort: „Mich freut's doch, daß ich an dieser Entladung schuld bin. Damit ist ein Riß im Vorhang aufgegangen,

durch den man in die Zukunft schauen kann. Das wird einmal ein ganz prächtiges Frauenzimmerle, das auf sich selbst vertrauen kann und sich nicht von jedem zuwideren Windchen umblasen läßt. Wir versehen's immer wieder damit, daß wir das junge Volk unterschätzen. Ich meine, es wäre ein wahrer Segen, wenn das zimperliche, ewig dumm tuende und um jeden Quark errötende junge Mädchen endlich einmal aufhören sollte, das deutsche Ideal von junger Weiblichkeit zu sein. Meine Herrschaften, ich schlage einen Toast vor: das moderne Mädchen — hipp hipp hurra!"

„Wenn mein Toinettchen das Muster sein soll — einverstanden!" rief die Gräfin und stieß vergnügt mit an. Bloß der Herr Benefiziat tat etwas zaghaft Bescheid und murmelte etwas vor sich hin von der Einfalt des Herzens, die doch des Weibes höchste Zierde sei.

Herr Stilling griff das Wort auf und sagte: „Verzeihen Sie, Herr Pfarrer, die Einfalt ist für unsere Zeit doch ein recht bedenklicher Vorzug. Die Verhältnisse, in denen wir nun einmal leben, sind gar zu kompliziert und zu reich und zu weit ausgreifend, als daß ihnen mit der Einfalt im alten guten Sinne, wie Sie sie doch wohl meinen, noch beizukommen wäre. Es geht auch durchaus nicht an, daß bloß wir Männer für unsere Zeit Verständnis haben und mit ihrem Fortschrittstempo geistig Schritt halten sollten. Wenn der anderen Hälfte der Menschheit, die die Zukunft im Schoße trägt, die Rückständigkeit als Tugend angepriesen wird, so heißt das doch geradezu mutwillig der natürlichen Entwicklung Knüppel zwischen die Beine werfen. Glauben Sie, daß das der heranwachsenden Jugend gut tut, wenn sie die Väter immer hü! und die Mütter immer hest! rufen hört? Oder wenn ihr, um's deutlicher zu sagen, die Väter

die Peitsche um die Ohren knallen, um sie vorwärts zu treiben und die Mütter an den Zügeln reißen, daß ihr die Kandare das Maul aufschlitzt? Entschuldigen Sie, das Bild ist etwas grob — aber deutlich, meine ich. Das halte ich überhaupt für den Kern der ganzen modernen Frauenfrage: die Mütter auf die geistige Höhe der Kinder zu bringen."

„Oh, oh, oh," protestierte der Benefiziat kopfschüttelnd. Und die Gräfin kollerte ganz böse; „Ei, das fehlte gerade noch. Naseweis und hochfahrend ist die heutige Jugend gerade reichlich genug, sollt' ich meinen. Soll man sie auch noch darin bestärken und ihr einreden, ihre Mütter und Großmütter wären dumme alte Weiber, auf die sie nicht zu hören brauchten?"

„So meine ich's natürlich nicht," erwiderte lächelnd der Onkel Jean Jaques. „Aber das werden Sie mir doch zugeben: ein Kind, das in die heutige Zeit hineingeboren wird und die Wunder einer unerhörten technischen Kultur, unser großartiges Raffinement im Genuß von Natur, Kunst, Bequemlichkeit und Fixigkeit als etwas Selbstverständliches hinnehmen lernt, das steht doch allein schon durch diese Tatsache, selbst ohne jede Unterweisung, bloß dadurch, daß es Augen und Ohren aufmacht, auf einer anderen geistigen Entwicklungsstufe, als die vorige Generation, die alles das erst langsam hat werden sehen, vielleicht mühsam miterkämpft hat. Glauben Sie nun wirklich, daß eine Mutter, die von allen diesen Sachen gar nichts versteht, die womöglich sogar in ihres Herzens Einfalt die ganze Kultur für ein Werk des bösen Prinzips hält — glauben Sie wirklich, daß eine solche Mutter ihr modernes Kind richtig leiten und fördern kann? Kinder sind nämlich immer moderne Menschen, bitte ich zu bedenken."

„Aber das Moderne ist doch nicht immer etwas Gutes," wendete der Pfarrer vorsichtig ein.

„Vermutlich nein," — erwiderte Onkel Jean Jaques. „Aber wer von diesen modernen Dingen soviel versteht, wie der Blinde von der Farbe, kann doch unmöglich ein Urteil darüber haben, was davon gut und was vom Übel sei."

Hier nickte der Hauptmann Berenbruch, der sich bisher mit keinem Worte an der Debatte beteiligt hatte, zustimmend mit dem Kopfe.

„Ei, da schau!" rief die Raugräfin in komischer Entrüstung, „Herr Hauptmann ist also ganz Ihrer Meinung. Wirklich merkwürdig: über Mutterpflichten und Kindererziehung wissen allemal die Leute am besten Bescheid, die selber weder Mütter sind noch Kinder haben. Warum haben denn Sie nicht geheiratet, Herr Stilling, da könnten Sie uns doch die richtige Erziehung am modernen Menschenkinde vordemonstrieren?"

„Warum ich nicht geheiratet habe, das will ich Ihnen ganz genau sagen, Frau Gräfin," versetzte der Angeredete. „Erstens einmal, weil die beiden Sorten von Frauen, die ich kennen gelernt habe, mir zum Zwecke der Ehe untauglich schienen. Das waren auf der einen Seite die dummen Gäns' mit dem einfältigen Herzen, mit dem sie überhaupt tiefere Gefühle nicht fühlen konnten — und auf der anderen Seite die sogenannten hochgebildeten modernen Damen, die ihre ganze Vielwissenschaft nur dazu benutzen, um anmaßend über alle Dinge dieser Welt mitzuschwätzen. Und zweitens hätte ich, wenn ich die dritte Sorte kennen gelernt hätte, doch nicht heiraten dürfen, weil ein einäugiger Kahlkopf für ein gutes und rechtes Weib nach meinem Sinne zu schlecht ist."

Die Gräfin war ernst geworden und fragte nun wirklich interessiert, wie denn das gute und rechte Weib beschaffen sein müßte.

Und Herr Stilling gab prompt Bescheid: „Das gute und rechte, moderne Weib nenne ich diejenige, die als Mitarbeiterin neben dem Manne im Leben zu stehen vermag. Unter den Mädchen, die mehr vom Leben als von der Schule gelernt haben und die sich bei Zeiten ihr Brot selber verdienen müssen, unter denen wird man wohl die meisten Kameradinnen für arbeitende Männer und Mütter für moderne Kinder finden. Wer erziehen will, muß geistig frei sein. Beschränkte Geister als Erzieher wirken immer mörderisch."

Der Pfarrer schüttelte ganz entsetzt sein würdiges Haupt, schaute den einäugigen Propheten mit einem Blick voll christlichen Erbarmens an und seufzte: „Sie sind gewiß Freimaurer, mein lieber Herr."

Herr Stilling blickte verwundert auf und wollte eben um eine nähere Erklärung dieser merkwürdigen Kombination bitten, als die Gräfin dazwischen fuhr: „Ach, Papperlapapp, schwätzen sie keinen Unsinn, Hochwürden. Ich meine, der Herr hat gar nicht so unrecht. Ihre Einteilung des Weibervolks gefällt mir, Herr Stilling. Und wenn ich nur von der dritten Klasse mehr kennen gelernt hätte, dann tät' ich mich am Ende mit der ganzen heutigen Zeit eher versöhnen. Sagen Sie, würden Sie zum Beispiel Ihr Fräulein Oberkamp zur dritten Klasse zählen?"

„Unbedingt."

„Na, da sind wir so weit einig. Die ist nun freilich zufällig nebenbei auch noch hübsch, liebenswürdig und manierlich. Wenn sie nun aber wüst und garstig wäre?"

„Ja, garstig dürfen Weiber überhaupt nicht sein," lachte Jean Jaques senior. „Aber wüst ist ein tüchtiges Weib auch nie."

„Aha!" triumphierte die Gräfin, „also stellt sich die Frage doch schon ein bissel anders. Ich glaube, die hübschen Mädele, und wenn sie dumm wie Bohnenstroh wären, kommen doch selbst heutzutage in dieser übergescheiten Welt noch eher zu Kindern, als die allertüchtigsten, wenn sie garstig sind. Also könnte man wohl sagen, daß die besten Kinder ungeboren bleiben, solange es garstige Weiber gibt."

„Bravo, Frau Gräfin, bravissimo!" rief Herr Stilling. „So ist es; und ich glaube, das ist von der Vorsehung weise eingerichtet, sonst würde am Ende das Tempo der Entwicklung so rapide, daß die Menschheit bei jeder Kurve sich unfehlbar den Schädel zerschmettern müßte. Also stellen die garstigen Weiber quasi des Herrgotts Notbremse dar. Stoßen wir an auf die Notbremse!"

Sogar der Herr Benefiziat mußte über diese Wendung des Gespräches lachen und stieß vergnügt mit an. Nur der Herr Hauptmann schloß sich aus. Er hob sein Glas, schaute melancholisch zur Decke empor und sagte ganz leise und schüchtern: „Ich trinke auf die Schönheit." Dann leerte er sein Glas.

Darauf griff man zu den Karten und saß noch lange beieinander. —

Die Raugräfin hockte wohl noch eine Stunde, nachdem sie ihre Gäste entlassen hatte, bei ihrem Lämpchen in der Sofaecke und dachte ganz ernsthaft über die absonderlichen Ansichten nach, die der junge Mann — in ihren Augen war Jean Jaques senior noch fast ein Jüngling — zum besten gegeben hatte. Als sie in ihr Schlafzimmer hinüberging, nahm sie das Lämpchen mit dem

grünen Schirm mit. Sie mußte Toinettens beide Zimmer passieren. Vor dem Bette des Mädchens blieb sie stehen und hielt die Lampe so, daß nur eben ein matter Schimmer auf das Gesicht der Schläferin fiel. Es sah immer noch ein wenig trotzig aus. War sie also mit ihrem Unmut eingeschlafen? — Aber recht hatte sie. Sich nur nicht dumm machen lassen! Nur resolut sich durchsetzen!

Toinette war kein süßer Backfisch, nach dem alle Leute auf der Straße sich umdrehen, für ihre Jahre sogar noch recht unentwickelt. Und ob sie eine Schönheit werden würde, war durchaus noch nicht zu sagen; aber ihr Profil war so edel fein gezeichnet, ihre Stirn so rein und klar und ihr ganzes Wesen so frisch und unverzagt, daß niemand, der ihr entgegentrat, sich dem wohltuend sicheren Eindruck entziehen konnte, aus dem Kinde werde einmal ein prächtiges Weib.

„Ob ich's wohl richtig mit ihr anfange?" fragte sich die Greisin bei dem Anblick der stirnrunzelnden Schläferin. „Oder wirke ich etwa mörderisch mit meinem beschränkten Geiste? Hu, da sei Gott vor! Nein, nein, mir scheint, mein Herzpuppele, du findest schon ganz von selber den Weg, auf dem ich dich gerne sehen möchte. Ich werde dir jedenfalls nicht die Kandare anziehen, daß dir das Mäulchen blutet. Schlafe süß, mein Liebling!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später, Anfang November, fiel der 76. Geburtstag der Raugräfin. Die beiden alten Dienstboten hatten das junge Fräulein rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, und so konnte denn Toinette im Verein mit Kättche allerlei Überraschungen aushecken, die die grandmaman bis zur tiefen Rührung erfreuten, denn es war ihr etwas seit Jahrzehnten nicht mehr Gewohntes, ihren Geburtstag mit Blumenschmuck, Geschenken und

poetischen Glückwünschen gefeiert zu sehen. Die Verse hatte Toinette diesmal ganz allein verbrochen, und da waren sie denn noch schlimmer ausgefallen, als diejenigen, mit welchen die junge Durchlaucht angefeiert worden war. Außerdem hatte sich Toinette auch noch heimlich photographieren lassen und einen flachen Holzrahmen um das Bild schön bunt mit Blumen und Ornamenten bemalt. Und die grandmaman fand sowohl die Verse wie die Malerei äußerst lieb und talentvoll.

Das Kättche hatte sich zu diesem Anlaß mit wahrer Begeisterung in Arbeit und Unkosten gestürzt, denn es war wieder einmal dringend nötig, die Freundschaft mit der alten Dame neu aufzufrischen. Kättche hatte einmal wieder mancherlei auf dem Kerbholz. Nicht nur, daß sie ihre freien Sonntage gründlich ausnutzte, hatte sie auch in Familienangelegenheiten dermaßen häufig auswärts zu tun, daß es der Gräfin schon längst verdächtig war. Die kranken Tanten, sterbenden Großmütter und heiratenden Basen hatten sich letzthin in geradezu unheimlicher Weise gehäuft. Außerdem fuhr Kättche fort, einen sonderbaren Luxus zu treiben, der der alten Dame gar nicht anstehen wollte für eine Zofe. Sie hatte sich bitter beklagt, daß ihr musikalisches Bedürfnis auf Schloß Rauneck keine Nahrung finde, und da sich trotzdem die Gräfin nicht beeilt hatte, ein Klavier anzuschaffen, so hatte sich Kättche wenigstens eine Spieldose in Form eines Pianinos für teures Geld gekauft, die aber nur zwei Stücke zu spielen vermochte. Von dem ewigen Gedudel, aus dem überdies vor lauter Läufern und schrillendem Pinkpink eine Melodie kaum herauszuhören war, war bald das ganze Haus nervös gemacht. Und als die Gräfin sich im Ärger das gräßliche Geräusch verbeten und obendrein Kättche ausgezankt hatte, weil sie ihr Geld für solche dummen Spielereien zum

Fenster hinauswerfe, da hatte sie von ihrem nächsten Ausflug in die Stadt eine Akkordzitter mitgebracht, jenen scheußlichen Apparat, vermittels welches gänzlich unmusikalische Menschen ihre heulenden Gefühle auf Draht zu ziehen imstande sind. Mit den hartnäckigen Übungen auf diesem Instrument verglichen, war die Spieldose wirklich ein harmloser Scherz gewesen; aber als die Gräfin sich das grausame Spiel energisch verbeten hatte, war das Kättche patzig geworden und hatte behauptet, die Herrschaft sei bloß neidisch auf ihr musikalisches Talent und wolle ihr Temperament unterdrücken. Und Toinette hatte sie unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgeteilt, daß Seine Durchlaucht der Prinz Lorch-Ippesheim-Prozelten sie ein sinniges Original genannt und ihr den huldvollen Rat gegeben hat, ihr Talent doch ja weiter auszubilden. — Schon ein paarmal hatte ihr gekündigt werden sollen, aber da machte sie sich immer wieder so niedlich um die alte Dame und steckte sich hinter das Toinettchen, daß es für sie bitten mußte, und da ließ man immer wieder ihre Streiche durchgehen. Es war auch wirklich schwer, dem hübschen, absonderlichen Mädchen zu widerstehen, besonders wenn es mit seinen Überraschungen vorging wie an diesem 76. Geburtstag.

Die größte Überraschung aber kam noch am Abend.

Zum Nachtessen nämlich folgte der Hauptmann Berenbruch der Einladung, der Schloßherrin, und zwar in großer Uniform als gerolsteinischer Artilleriehauptmann, in hohen Stiefeln, klirrenden Sporen, einen mächtigen Schleppsäbel an der Seite, das goldene Bandelier mit Kartusche über dem Waffenrock und auf dem Kopf das blaue Käppi von einem hohen Pompon in blau-orange überragt. Er hatte auf dem Wege zum Schloß diesen Glanz samt dem Käppi unter seinem langen Mantel ver-

borgen und ein altes Filzhütchen statt dessen 'aufgesetzt. Die Gräfin war natürlich sehr gerührt und behandelte den Träger einer ihrem Herzen so teuren Uniform mit solchem Respekt, daß der Herr Benefiziat schier eifersüchtig auf solche Bevorzugung wurde. Der gute Hauptmann Berenbruch betrug sich den ganzen Abend über feierlich wie bei einem Begräbnis, und erst beim Abschiednehmen kam's heraus, was ihn neben dem Bewußtsein, die Ehre einer geschlagenen und vergessenen Armee vertreten zu müssen, heute so besonders wehmutvoll stimmte.

Nach dem letzten Salut nämlich brachte er es stotternd an, daß morgen seine liebe Frau aus Wiesbaden zurückkehre und sich ohne Zweifel in allernächster Zeit die Ehre geben würde, der gnädigsten Gräfin ihren pflichtschuldigen Besuch zu machen.

Aber dieser pflichtschuldige Besuch ließ merkwürdig lange auf sich warten, und der Herr Hauptmann erschien seither auch nicht mehr. Da wurde die Gräfin stutzig und hieß eines Tages Toinette nach der Villa Berenbruch gehen und sich erkundigen, ob die Herrschaften krank wären.

Ganz harmlos machte sich Toinette auf den Weg, gegen den naßkalten Wind in ihrem Regenmantel wohl verwahrt und die Kapuze über den Kopf gezogen. Das furchtbar garstige Dienstmädchen öffnete ihr die Gartenpforte. Ein einigermaßen hübsches Mädchen mochte wohl bei Berenbruchs wegen der Nase des gnädigen Herrn nicht dienen wollen, oder aber die gnädige Frau wählte absichtlich solche aus, um ihren Gatten nicht in Versuchung zu führen. Das Mädchen kam außerdem frisch vom Kuhstall und hatte noch gar keine Manieren. Es sagte, daß die Herrschaft im Wohnzimmer sei, und lief davon, ohne sich weiter um den Besuch zu kümmern.

Toinette klopfte also einfach an und betrat auf das Herein! das ihr wohlbekannte Wohnzimmer. Der Hauptmann und seine Gattin mußten sie wohl schon vom Fenster aus gesehen haben, denn sie hatten sich bereits zur Begrüßung von ihren Plätzen erhoben, als sie eintrat. Es war aber eine etwas komische Begrüßung, indem nämlich der gute Herr Hauptmann, die lange Pfeife hochschwingend, mit ausgebreiteten Armen auf sie zustrebte, während seine Gattin ihn hinten am Schlafrockzipfel festhielt. „Mein liebes Antoinettchen, das ist aber schön, daß du uns auch mal wie . . . .“ Da schnitt ihm ein Ruck von hinten das Wort mitten durch, und er sah sich ängstlich nach seiner Eveline um.

„Guten Tag,“ sagte diese umfangreiche Dame kurz angebunden und gab ihrem Gatten einen Wink, der deutlich ausdrückte: Zieh' dich gefälligst zurück und laß mich das Wort führen!

Toinette brachte ihren Auftrag vor: „Ich soll einen schönen Gruß von grandmaman ausrichten, und sie machte sich Sorge, ob vielleicht jemand von den Herrschaften krank sei, weil der Herr Hauptmann sich gar nicht mehr sehen ließen und die Frau Hauptmann doch auch schon lange mal kommen wollten.“

Die große Dame fand nicht gleich eine Antwort, und ihr Gatte benutzte diese Pause, um verlegen lächelnd und hüstelnd wieder einen Schritt vorzutreten und dem Schloßfräulein die Hand zu drücken. „Wir haben uns allerdings nicht recht wohl gefühlt,“ begann er mit niedergeschlagenen Blicken. „Mir schlägt dieses naßkalte Wetter immer auf die Bronchien, und meine Frau muß sich nach der Wiesbadener Kur immer doppelt vor Erkältung in acht nehmen.“

„Humm!“ räusperte sich die Frau Berenbruch. „Und wenn das auch nicht wäre — ich kann ja gottlob nicht klagen,

ich fühle mich für meine Person ganz gesund; aber der Frau Gräfin können Sie von mir ausrichten, ich müßte sehr bedauern, mir nicht das Vergnügen machen zu können. Ich würde auch bei schönem Wetter nicht kommen können — ja, und ich habe auch meine ganz bestimmten Gründe dazu, wenn ich sie Ihnen auch nicht erklären kann, kleines Fräulein. Und mein Mann bedauert auch sehr."

„Aber, liebe Eveline," versuchte das erschrockene Männchen seine Gestrenge zu besänftigen, „du kannst doch Toinettchen nicht so etwas auftragen. Liebes Herzchen, sage nur gar nichts zu deiner Frau grandmaman. Ich werde mir erlauben, schriftlich . . . ."

„Das kannst du ja halten, wie du willst," fiel ihm die Gattin ins Wort. „Ich habe dir ja selbstverständlich keine Vorschriften zu machen. Übrigens wird sich die Frau Gräfin, wenn sie einigermaßen zartfühlend ist, meine Gründe auch so denken können, ohne daß du dich schriftlich bemühst. Um Sie, kleines Fräulein, tut es mir ja aufrichtig leid. Ich will Sie in mein Gebet einschließen. Vielleicht, daß unsere allerheiligste Mutter Gottes Ihnen die Erkenntnis beschert, damit Sie die Gefahr erkennen, in der Sie sich befinden, und den Ausweg ergreifen, den die himmlische Barmherzigkeit Ihnen öffnet. Gehen Sie mit Gott, Fräulein de Rège."

Toinette begriff kein Wort von alledem, stand sprachlos da und war ganz blaß geworden. Sie ahnte nur dunkel, daß hinter den frommen Redensarten der gewaltigen Dame sich eine unerhörte Bosheit verbergen müßte. Mit stummer Frage schaute sie zu ihrem armen Freunde hinüber. Sie sah, daß ihm Tränen in die Augen traten. Da trat sie rasch auf ihn zu, drückte ihm fest die Hand und machte sich dann eiligst zum Zimmer hinaus, ohne Madame Berenbruch noch eines Blickes zu würdigen.

Draußen setzte sie sich trotz des ziemlich heftigen Gegenwindes bald in Trab und langte schwer keuchend auf Raueneck an.

Und als die Gräfin den Sinn ihres Berichtes begriffen hatte, da fiel sie in ihren Lehnsessel zurück und lag eine ganze Weile ganz erstarrt mit offenem Munde, nur die Hände flatternd, wie in einem Krampfe, da, so daß Toinette meinte, der Schlag habe sie getroffen. Sie stürzte in ihrer Angst nach der Schelle und riß mit einem Ruck den perlengestickten Klingelzug herunter. Dann lief sie wieder zu der Greisin hin, erfaßte ihre kalten, zitternden Hände und rief sie laut an: „Um Gottes willen, was ist dir denn? Sag doch nur ein Wort, grandmaman!"

Mit Anstrengung riß sie die Augen auf und versuchte sich emporzuraffen. Indem kam Kättche auf das schrille Klingelzeichen herbei. Sie bemühten sich beide mit Riechsalz und kölnischem Wasser um die alte Dame — und wirklich: nach kaum zehn Minuten war sie wieder bei sich.

„Mantel, Hut, Schirm!" rief sie mit einer befehlenden Geste gegen Kättche. „Schnell, schnell, eins, zwei, drei! Ich will hin. Ich schlag' das Weib mit meinem Parapluie tot."

Kättche kreischte auf: „Jesses Maria! Was gibt's denn, Frau Gräfin?"

„Frag' nicht. Tummle dich, du sollst mich begleiten."

„Ach bitte, bitte, laß mich doch mitgehen," flehte Toinette. „Ich hab' solche Angst."

Jetzt stand die Gräfin auf ihren Füßen. Sie umklammerte die Lehne des Sessels und stützte sich schwer darauf. „Nein," sagte sie streng, „das ist nichts für dich. Kättche wird mich begleiten."

Und so geschah es. Trotz Wind und Wetter, mit wankenden Knien, schwer auf den Arm der aufgeregten

Zofe gestützt, machte sie sich alsbald auf den Weg. Toinette saß derweil am Fenster ihres Wohnstübchens und erwartete mit brennender Ungeduld die Rückkehr der Beiden.

Die Zeit wurde ihr endlos lang, obgleich sie kaum eine halbe Stunde fort waren. Sie sah sie schon von weitem kommen, und da lief sie ihnen ohne Hut und Mantel entgegen. Sie kamen sehr langsam vorwärts, weil die alte Dame nur schwer gegen den Wind ankommen konnte. Kättche hatte sie fest unterm Arm gefaßt und mußte sie schier schleppen. Nun griff Toinette am andern Arm fest zu, und so brachten sie die Schloßherrin von Raueneck wieder heim. Sie begehrte sogleich ins Bett zu gehen, denn sie zitterte am ganzen Leibe, als ob sie bereits das Fieber schüttelte. Die alte Babett richtete eiligst eine Wärmflasche her und flößte ihr auch noch einen heißen Fliedertee ein. Und dann hieß die Gräfin die anderen alle hinausgehen und Babett allein an ihrem Bette sitzen bleiben.

Da zog Toinette alsbald die Zofe mit sich in ihr Zimmer und drang mit heftigen Worten in sie, ihr gleich, ohne ein Wort zu unterschlagen, Bericht zu erstatten.

Kättche ließ sich nicht lange bitten, brannte sie doch selbst viel zu sehr darauf, ihr Geheimnis los zu werden. Natürlich verpflichtete sie zuvor ihre junge Herrin durch einen feierlichen Schwur zu unverbrüchlicher Verschwiegenheit. Dann erzählte sie mit glühenden Wangen und funkelnden Augen. Sie hätten die Gartentür noch unverschlossen gefunden und seien auf diese Weise ungehindert und ohne anzuklopfen bis ins Wohnzimmer vorgedrungen. Darauf habe sie sich entfernen müssen, aber selbstverständlich an der Tür gehorcht. Alles habe sie ja leider nicht verstanden, besonders der Herr Hauptmann

habe so leise gesprochen, daß kaum ein Wort zu erschnappen war; aber die beiden Damen seien bald sehr laut geworden.

„Hat sie sie denn mit dem Parapluie totgeschlagen?“ unterbrach Toinette mit gieriger Spannung die Erzählung.

„Warum net gar,“ versetzte Kättche, „so schlau bin ich doch. Ich hab' doch den Schirm net aus der Hand gelasse un en gleich mit 'nausgenomme. Aber wie die Frau Berenbruch das gesagt hat, von der ... Nämlich was sie wär' in ihre Auge die Frau Gräfin, un daß sie mit so einer net verkehre täte, da hätt' die Frau Gräfin sicher zugehaue, wenn's den Schirm bei sich gehabt hätt'.“

„Was wäre sie denn? Mit was für einer könnte sie nicht verkehren? Was hat sie denn gesagt?“ überstürzten sich Toinettens Fragen.

Kättche suchte auszuweichen, indem sie beinahe fidel fortfuhr: „En' Spaß hab' ich als doch dabei gehabt. Ich denk', ich soll mich kugele vor Lache, wie der Herr Hauptmann Friede stifte will un sei Frau fährt ihm über die Goschen: Du schweige nur still! Du sollst dich was schämen, du alter Dong Schuang!“

Aber Toinette hatte keinen Sinn für Komik in diesem Augenblick. Sie drang ungestüm darauf zu er-erfahren, welchen Ausdruck diese schreckliche Frau Berenbruch gegen ihre liebe grandmaman gebraucht habe.

Da machte Kättche ein sehr wichtiges Gesicht, zog Toinette an sich und flüsterte ihr geheimnisvoll zu: „Wisse Se, Fräuleinche, was e Maitreß heißt?“

„Gewiß doch: la maitresse — die Lehrerin.“

„Ach, woher denn gar! Maitresse, des heißt mer auf deutsch die Geliebte von eme feine Herrn.“

„No und?“ rief Toinette enttäuscht. „Das soll meine grandmaman sein — die Geliebte von einem feinen Herrn? Pö, das find' ich dumm! Grandmaman war

doch die beste Freundin von unserem früheren Großherzog. Die pfeift sich was auf deinen feinen Herrn!"

„Aber Kindche," sagte Kättche achselzuckend, „begreife Se denn immer noch net? Des mit dem Großherzog, des is ja ewe, worum sich die ganze Geschicht' dreht. Mit so 'ner Freundin, die wo mer als Maitreß nennt, tät se als net verkehre. Und damit die furchtbare Sünd gutgemacht würd', sagt se, müßte von Rechts wegen Sie Fräuleinche, ins Kloster gesteckt werde."

„Da muß ich aber wirklich lachen," entrüstete sich Toinette. „So ein dummes Weib! Wahrscheinlich hat sie nie von der Marquise de Pompadour was gehört, oder von der Frau von Maintenon, und das Buch von der Gräfin Lichtenau hat sie auch gewiß nicht gelesen — das Schaf! Es ist doch überhaupt eine große Ehre für eine junge Dame, wenn sie mit einem Fürsten befreundet sein darf."

„Gell ja, des sag' ich auch," stimmte Kättche begeistert bei. „Ach, Fräuleinche, wenn Sie wisse täte!"

Aber Toinette brach das Gespräch ungeduldig ab. „Ach was, ich will gar nix mehr wissen. Was so ein ungebildetes Weib sagt, da muß sich grandmaman doch nicht darüber aufregen. Was haben wir davon, ob so eine mit uns verkehrt? Bei grandmaman sind lauter Fürsten und Grafen aus und ein gegangen. Und ins Kloster gehe ich schon einmal sicher nicht. Lieber such' ich mir schon auch einen Großherzog. Ich habe bis jetzt immer gedacht, ich wollte Lehrerin werden, so wie Fräulein Oberkamp eine ist, daß mich die Kinder auch zum Fressen liebhaben müßten und mich ein wonniges Geschöpf nennen; aber jetzt will ich eben so gerne fürstliche Freudin wie Lehrerin werden. Es kommt ja auf eins heraus. Da nennt einen so ein Großherzog wonniges Geschöpf!"

Mit tiefem Ernst hörte Kättche diese gedankenvolle Auseinandersetzung an und pflichtete ihr aus vollster Überzeugung bei.

Als später am Abend die Raugräfin aus einem stundenlangen schweren Schlafe erwachte und sich etwas besser fühlte, eilte Toinette an ihr Lager, kniete davor nieder und sagte voll herzbezwingender Innigkeit: „Gräme dich nicht, mein süßes Grandmamichen, ich kann mir alles denken, was die Person gesagt hat, aber wir sind doch erhaben über so ein dummes Weib, das nichts von der Welt weiß und keine Ahnung von gar nichts hat. So eine müßte doch überhaupt schon froh sein, wenn ihr ein Großherzog bloß auf den Kopf spuckt. Die ist dir doch bloß neidisch. Sei du nur ruhig weiter stolz darauf, grandmaman. Wie du ein junges Mädchen warst, bist du gewiß sehr schön und bedeutend gewesen, sonst hätte der Großherzog ix andere lieben können. — Nein, sei nur wieder vergnügt, gutes, altes Grandmamichen — und wenn sie alle dich verlassen wollten, ich weiß, was ich dir schuldig bin, und ich will dich jetzt noch viel lieber haben, als früher.“

Da bog die Greisin das blonde Köpfchen zu sich und drückte einen langen zitternden Kuß auf den glatten Scheitel. „Mein Herzepuppele,“ sagte sie dann glückselig, „jetzt hätte ich wirklich Lust — zum Abfahren. Einen besseren Trost könnte ich mir zu guter Letzt nicht wünschen.“

Neuntes Kapitel.

Mitte November kehrten Stillings von der Riviera zurück. Toinette hatte es sich nicht nehmen lassen, sie an der Bahnstation zu erwarten in Begleitung der beiden Jean Jaques. Mit stummem Jubel flog sie zunächst ihrer wonnigen Erdmute um den Hals, so daß die kaum dazu kam, ihrem heimlichen Geliebten auch nur flüchtig die Hand zu drücken. Auch mit Alix war die Begrüßung recht herzlich, mit Kaspar dagegen merklich zurückhaltender, denn dieser junge Herr, der inzwischen 16 Jahre alt geworden war, spielte sich seit seinem Aufenthalt in Nizza auf den jungen Elégant hinaus. Dieser neuen Erscheinungsform gegenüber fand Toinette nicht gleich den alten ruppig-kameradschaftlichen Ton. Das Komischste war, daß Kaspar ihr dadurch zu imponieren suchte, daß er tat, als hätte er in den paar Wochen da unten sein ehrliches Deutsch vergessen.

„Du, was meinst du zu Kaspar?“ kicherte Alix, indem sie Toinetten auf die Seite zog. „Ich sage dir, der Bub ist ganz lütiti. Krabbelt sich den ganzen Tag in seinem sogenannten Schnurrbart und denkt, er wär' der Unwiderstehlichste. Ich sage dir, was der auf der Promenade des Anglais zusammenpoussiert hat! Die amerikanischen Mädels sind aber auch zu frech.“

Da in dem Wagen für soviel Menschen natürlich nicht Platz war, so erbot sich Fräulein Oberkamp mit

Toinette zu Fuß zu gehen, denn dem offenen Motorboot, das für die Gepäckbeförderung auch zur Stelle war, wollte sie sich bei dem naßkalten Wetter nicht anvertrauen.

Sobald die andern außer Sicht waren, hing sich Toinette schwer an Erdmutens Arm und flüsterte ihr zärtlich zu: „Gott sei Dank, daß du wieder da bist! Es war schon gar nicht mehr auszuhalten.“ Und dann begann sie ihren Bericht gleich mit dem Ende, mit der Katastrophe, welche den stillen Frieden von Raueneck erst jüngst so grausam zerstört hatte. Die Gräfin war nämlich infolge der Aufregung über den Auftritt mit Frau Eveline Berenbruch etliche Tage recht krank gewesen; aber auch nachdem sie sich körperlich einigermaßen wieder erholt hatte, war es ihr nicht gelungen, ihre alte derbgemütliche Laune wiederzufinden. Wer unversehens zu ihr ins Zimmer trat, konnte sicher sein, sie bei einem halblauten Selbstgespräch zu überraschen. Bald saß sie stundenlang apathisch vor sich hinbrütend da, bald machte sie sich voller Unruhe unnütz im Hause zu schaffen und und nahm Ärgernis an jeder Kleinigkeit. Toinetten gegenüber suchte sie sich noch am meisten zu beherrschen; aber auch sie mußte freilich unter ihren Launen genug leiden. Der alte gute Hauptmann kam nicht mehr, der Benefiziat ließ sich so selten wie irgend möglich blicken, denn er hatte den Zorn der Gräfin dadurch auf sich geladen, daß er in aller Harmlosigkeit der frommen Frau Eveline verraten hatte, wie prächtig sich ihr Gatte beim Geburtstag der Frau Gräfin in seiner Uniform ausgenommen habe. Den Onkel Stilling hatte Toinette selbst gebeten, sich nicht wieder sehen zu lassen, da sie ihn gern vor Grobheiten behüten wollte. Und schließlich hatten auch die netten Abende aufgehört, die sie der Lektüre jener alten interessanten Memoirenwerke aus

galanter Zeit widmeten, an welche grandmaman immer so hübsche Anekdoten aus ihrer eigenen Erinnerung anzuknüpfen pflegte. Jetzt wurde nur Abend für Abend Karten oder Domino gespielt, und dabei mußte sich Toinette noch die größte Mühe geben, die alte Dame ja gewinnen zu lassen, denn wenn sie verlor, konnte sie so gereizt werden, daß sie ihr den nächsten besten Gegenstand, der ihr just zur Hand lag, an den Kopf warf. Mit einem Wort, es war gräßlich auf Raueneck.

Erdmute hatte teilnahmsvoll zugehört. Sie versuchte wohl ihr armes Schwesterlein durch ein paar scherzhafte Wendungen zu trösten, aber im Grunde ihres Herzens hatte sie den Ernst der Lage natürlich sofort erfaßt. Es war wirklich höchste Zeit, daß dieses liebe Menschenpflänzchen wieder unter eines klugen Gärtners Pflege kam, wenn nicht etwa gar diese wilden Wochen schon bis auf die Wurzel zerstörend gewirkt hatten. Toinettchen sprach mit einer ungenierten Selbstverständlichkeit von der ehrenvollen Mission einer fürstlichen Maitresse, daß Erdmute wirklich im Innersten erschrak. War es denkbar, daß diese wunderliche Greisin ein so bedenkliches Ideal absichtlich in diesen jungen Kopf gepflanzt hatte? Oder war sie schon so altersschwach, daß sie die Tragweite ihrer Worte und Handlungen nicht mehr zu erkennen vermochte? Eins war jedenfalls so schlimm wie das andere. Und wenn dieses prächtige Mädelchen nicht wirklich verdorben werden sollte, dann konnte es nur dadurch geschehen, daß sie dem Einfluß der Urgroßtante entrückt wurde.

Fräulein Oberkamp war in nachdenkliches Schweigen versunken und fuhr erschreckt zusammen, als Toinette sie, plötzlich stehen bleibend, um die Schultern packte und ihr ins Ohr raunte: „Ach, was bin ich bloß für ein gräßlich

egoistisches Geschöpf! Hänge ich mich an dich und erzähle dir lang und breit meine langweiligen Erlebnisse und denke gar nicht daran, daß du doch natürlich heute erst mal mit deinem Geliebten allein sein möchtest. Ach bitte, bitte, verzeih' mir doch!"

„Liebes Kind, so was darfst du nie wieder zu mir sagen, auch nicht, wenn wir allein miteinander sind," versetzte Erdmute, und Toinette war über den strengen Ton wie aus den Wolken gefallen.

Ganz traurig und kleinlaut suchte sie das Auge ihrer angeschwärmten Lehrerin und sagte: „Aber was ist denn nur? Erdmute, Süße, schau mich doch nur an! Was hab' ich denn Böses gesagt? Liebt ihr euch denn nicht mehr?"

Das Fräulein biß sich die Lippen und suchte verlegen nach einer Antwort. „Doch, doch — das heißt, nicht so. Also, ich will dir sagen — es kann keine Rede sein von Bräutigam und Braut. Der junge Herr Stilling sieht das auch wohl ein. Seine Eltern haben sich deutlich genug darüber ausgesprochen, daß sie eine Heirat nicht leiden wollen. Damit ist die Sache vorläufig für uns erledigt, verstehst du?"

„Aber Erdmute, das läßt du dir gefallen?" flammte Toinette auf.

Und das Fräulein darauf: „Kind, das verstehst du nicht. Mir scheint, deine Phantasie ist durch eine schlechte Lektüre erhitzt. Wir wollen vorläufig nicht weiter darüber reden. Ich werde ja so wie so nicht mehr lange im Stillingschen Hause bleiben."

„Was? Du willst fort?" rief Toinette entsetzt. „Aber das ist ja unmöglich!"

„Ach nein, das ist sehr natürlich. Kaspar muß nun doch aufs Gymnasium, denn er ist meiner Wissenschaft so ziemlich entwachsen, und Alix soll sich in Gesellschaft

junger Mädchen ihres Standes zur jungen Dame weiter entwickeln. Sie werden sie wohl in ein vornehmes Pensionat schicken. Damit bin ich doch selbstverständlich erledigt. — Aber Toinettchen, was weinst du denn? Wer wird sich denn so gehen lassen!"

Das arme Kind war nicht zu beruhigen. Die Tränen entrollten stromweise ihren Augen, und mit geballten Fäusten nach der Richtung der Villa Selma drohend, rief sie leidenschaftlich aus: „Diese elenden Menschen! Müssen sie denn alle so dumm und bös sein! Alles Edle und Hohe verfolgen sie, und für die Liebe haben sie nur Haß und Neid übrig. — Pfui, pfui! Ich kann die Stillings auch nicht mehr leiden, ich verachte alle Menschen! Äh, das Pack! Die Bande! O, ich kenne sie ganz gut, ich habe jetzt soviel gelernt: die wollen dich bloß an die Luft setzen, weil sie für ihren Sohn irgendeine reiche Gans suchen."

Erdmute mußte nun doch über den zornigen Eifer ihrer jungen Anbeterin lachen. „Ach geh, Toinettchen," suchte sie sie zu beruhigen, „du siehst ja Gespenster. Das habe ich mir doch von vornherein gesagt, daß ich in einigen Jahren hier überflüssig werden würde, und ich habe auch beizeiten vorgesorgt. Wenn alles klappt, wie ich hoffe, dann mache ich mich zum nächsten Frühjahr schon selbständig. Ich werde wahrscheinlich ein Erziehungsinstitut nach neuen, eigenen Prinzipien auftun, und eine wohlhabende Freundin wird sich mit dem nötigen Geld daran beteiligen. Und siehst du — um ganz offen zu sein —, ich denke, es soll mir auch eine viel größere Befriedigung gewähren, in voller Freiheit Nützliches zu wirken, als etwa mich hier in den reichen Kaufmannskreisen scheel ansehen zu lassen als eine, die sich durch Koketterie in ihre Gesellschaft hineingedrängt habe."

„Und ich sag's dem Jean Jaques ins Gesicht, daß er ein Feigling ist, wenn er nicht für dich zu kämpfen wagt," rief Toinette außer sich.

Da verlor Erdmute die Geduld. „Jetzt ist's aber genug, Kind," rief sie streng. „Ich verbiete dir, solchen Unsinn zu reden."

Da schlug Toinette die Hände vors Gesicht und wimmerte in verzweifeltem Schmerz: „Du hast mich nicht mehr lieb. Du bist nicht mehr wie früher zu mir. Ach Gott, und du bist doch mein Höchstes auf der Welt! Ich werde nie, nie wieder glücklich sein, wenn du fortgehst und mich hier allein läßt."

Der Schmerz war echt. Erdmute zog das weinende Mädchen an sich und streichelte es zärtlich. „Mein liebes Kind, du machst dich ja krank vor Leidenschaft. Wir haben ja noch Monate vor uns, und inzwischen werden wir schon etwas finden. Ich habe dich ja lieb, und du sollst immer an mir einen Halt haben. Glaube mir nur, ich will alles tun, um dir auf die rechte Bahn zu helfen im Leben."

Toinette ließ sich gerne trösten und trocknete ihre Tränen; aber es war Erdmute doch sehr angenehm, daß sie sich weigerte, die Villa zu betreten, sondern es vorzog, allein nach Raueneck zurückzukehren.

Schon am nächsten Tage erschien sie früh zum Unterricht in Villa Selma. Fräulein Oberkamp war erstaunt, daß Toinette während der Ferien nicht nur nichts vergessen, sondern auch sehr fleißig weiter gelernt hatte. Das Lob, das sie von der geliebten Lehrerin erntete, machte Toinette wieder stolz und glücklich. Sie nahm sich fest vor, in den wenigen Monaten, die sie noch den Unterricht Erdmutens genießen konnte, soviel wie möglich zu lernen und die „Wonnige" nie zu betrüben.

Zufällig ergab sich schon in den nächsten Tagen beim Geschichtsunterricht eine Gelegenheit für Fräulein Oberkamp, die bedenklichen Vorstellungen von der Herrlichkeit des Maitressentums zu bekämpfen, als sie von Heinrich dem Achten von England, dem königlichen Blaubart, sprach. Die beiden jungen Mädchen konnten sich nicht enthalten, ganz energisch ihren Abscheu vor diesem wüsten Frauenmörder Ausdruck zu geben und waren fast noch mehr entrüstet, als Kaspar die ironische Bemerkung dreinwarf, dieser Heinrich der Achte sei doch wenigstens ein Mann gewesen, der sich von den Weibern nicht unterkriegen ließ, also immerhin doch besser als die vielen königlichen Schwächlinge, die von Frauenzimmern regiert wurden.

„Das kommt so ziemlich auf dasselbe hinaus," entschied Erdmute den leidenschaftlichen Streit ihrer Schüler, „denn ein Mann, der keiner Frau treu bleiben kann, sondern fortwährend von der einen zur andern flattert, der ist eben ein Sklave seiner Leidenschaft, und alle seine Handlungen werden mehr oder weniger durch seine Beziehungen zu Frauen bestimmt werden. Vom moralischen Standpunkt aus kommen freilich die berüchtigten Paschas aus dem 18. Jahrhundert noch besser weg, bei denen immer eine Favoritin die andere ablöste, denn sie hatten es nicht nötig, die gefälligen Damen immer gleich umbringen zu lassen, wenn sie ihnen nicht mehr gefielen. Aber eins lehrt die Geschichte aller Länder: die Könige, die soviel Frauen verbrauchten, taugten alle nichts als Regenten."

„Aber Louis quatorze!" triumphierte Toinette mit leuchtenden Augen: „das war doch der größte König, den Frankreich gehabt hat — le roi soleil!"

„O nein, Kind, das stimmt durchaus nicht," lehnte Erdmute lächelnd ab. Und sie war heilfroh, daß sie

nicht Henri quatre genannt hatte, denn dem gegenüber hätte sie ihre Theorie schlecht verteidigen können. „Louis quatorze hat nur einen glänzenden Hof um sich geschaffen; aber seinem Lande hat seine Ruhmsucht und sein Tyrannengelüst nur Unsegen gebracht. Er hat den Grund gelegt zu der Zerrüttung der Finanzen und zu dem Haß der unteren Klassen gegen die bevorzugten oberen, der dann später die große Revolution erzeugt hat. Der unglückliche Ludwig XVI. mußte seinen Kopf um das verlieren, was der XIV. und XV. gesündigt hatten. Ebenso wie 1806 bei Jena Preußen für die Lotterwirtschaft und allgemeine Charaktererschlaffung büßen mußte, die seit Friedrich Wilhelm II. eingerissen war."

Toinette zog ein langes Gesicht. Sie hatte sich so für den guten dicken Wilhelm begeistert und nun sollte der an Jena schuld sein! „Aber Fräulein," wagte sie etwas zaghaft einzuwenden, „ich kann mir doch nicht denken, daß der König selbst so ein schlaffer Charakter gewesen sein soll. Er war doch so gebildet. Und als Kronprinz hat er doch sein geliebtes Minchen selbst in Geographie, Geschichte und Literatur und überhaupt in allem unterrichtet."

Kaspar und Alix spitzten die Ohren. Wo mochte Toinette diese interessanten Details herhaben? Sie hatten Friedrich Wilhelm den Zweiten in ihrem Unterricht noch gar nicht gehabt. Aber Fräulein Oberkamp ging nicht näher auf die Frage ein. Sie sagte nur ganz im allgemeinen, daß Gutmütigkeit für einen Herrscher ein sehr bedenkliches Lob sei, weil sie eben meistens mit Charakterschwäche oder mit Dummheit verknüpft sei. Und dann fügte sie noch mit besonderem Nachdruck, für Toinette ganz speziell gemünzt, hinzu: „Daß sich an solche haltlosen, geistig unbedeutenden Fürsten skrupellose und ehr-

geizige Frauen immer ganz besonders gern herangemacht haben, versteht sich ja von selbst; aber für vornehm denkende, wirklich bedeutende Frauen ist das noch niemals ein würdiges Ziel des Ehrgeizes gewesen. Die Nachwelt weiß ja auch von solchen Damen, mit ganz wenigen Ausnahmen, kaum etwas Rühmliches zu berichten."

Toinette hatte an diesem Vormittag wenig Aufmerksamkeit mehr für den Unterricht auftreiben können. In ihrem klugen Köpfchen war alles in Unordnung und in ihrem leidenschaftlichen Herzen alles in Aufruhr geraten. Es war so schön gewesen, allen diesen Geschichten von dem märchenhaften Glücke jener Frauen zu lauschen, die die Liebe eines Königs aus dunkler Unbedeutenheit in strahlenden Glanz hineinversetzt hatte. Es war so schön gewesen davon zu träumen, daß ihr selbst auch mal ein gleiches Märchenglück in den Schoß fallen konnte. Und war ihre gute, liebe grandmaman nicht die richtige Märchenhexe, die für ihren Liebling solche Herrlichkeit herbeizaubern konnte? — Da kam nun plötzlich jemand daher und erklärte ganz kalt und nüchtern, ihre schönen Märchenkönige seien Schwächlinge und Dummköpfe gewesen und die liebreizenden berühmten Damen, die sie als Ideale edler Weiblichkeit zu verehren begonnen, seien skrupellose Frauenzimmer gewesen, von denen die Nachwelt gar nichts Rühmliches zu melden wüßte. Zwar war es ihre geliebte Erdmute gewesen, die das behauptete, aber die war doch immerhin nur ein junges Mädchen von vierundzwanzig Jahren, und ihre grandmaman war sechsundsiebzig und hatte es alles selbst erlebt und manche von den berühmten Damen gar noch selbst gekannt — und bei der war es doch heilige Überzeugung, daß es sich bei ihr selbst, wie bei jenen Damen, die sie so hoch verehrte, um die Erfüllung einer hohen Lebensaufgabe

handelte. — Sollte denn etwa gar die Frau Eveline Berenbruch recht behalten? Ein so garstiges, böses Weib! So eine verrückte Betschwester, die ihrem armen guten Manne nicht einmal das unschuldigste Vergnügen gönnen wollte! Die sollte wirklich ein Recht haben dürfen, ihrer ehrwürdigen feinen grandmaman Moral zu predigen, ihrer grandmaman, bei der Fürsten und Minister und hohe Geistliche ein- und ausgegangen waren und sich ihren Umgang zur Ehre angerechnet hatten? Alle diese Fragen wirbelten in Toinettens armem Kopfe durcheinander, und sie fühlte wohl, daß sie nicht allein damit fertig werden würde. Sie ergriff die nächste Gelegenheit, wo sie mit Erdmute unter vier Augen war, um ihr ungeschickt und verworren ihres Herzens Kümmernis zu offenbaren.

Erdmute verstand sie natürlich sofort. „So, so, also hast du darüber nachgedacht," sagte sie freundlich lächelnd. „Das ist gut. Ich habe absichtlich diese Dinge aufgerührt, weil ich zu meinem Schrecken gewahr geworden bin, daß du dir hast Anschauungen in den Kopf setzen lassen, die heutzutage wirklich nicht mehr möglich sind." Und dann erbot sie sich, Toinettchen ein Stück auf dem Heimweg zu begleiten, damit sie sich ungestört aussprechen könnten.

Aber das Mädchen hängte sich heute nicht, wie sonst immer, gleich zärtlich in den Arm der angebeteten Lehrerin, sondern ging still und nachdenklich neben ihr her und hörte aufmerksam dem zu, was sie über die eingeborenen sittlichen Anschauungen gesund empfindender Frauen zu sagen hatte. Aber die Sittlichkeit im allgemeinen interessierte sie nicht, und so fuhr sie mit einer ganz konkreten Frage dazwischen: „War denn der verstorbene Großherzog von Gerolstein etwa auch so ein haltloser, geistig unbedeutender Herrscher nach deiner Ansicht?"

Erdmute mußte lachen. „Ich muß gestehen, von eurem verewigten Landesvater weiß ich so gut wie nichts. Jedenfalls ist er niemals in die Verlegenheit gekommen, auf eigne Faust Weltpolitik zu machen. Und so ein angenehm ertragreiches Ländchen läßt sich schließlich wohl auch ohne große Geistesgaben und hervorragende Charaktereigenschaften ganz ordentlich regieren. Und dann fuhr sie wieder ernst werdend fort: „Ich weiß ja, Kind, worauf du hinaus willst; aber glaube mir, ich denke nicht daran, dich in der Liebe zu deiner verehrten Frau Urgroßtante wankend zu machen. Es kann einer ein herzensguter, tüchtiger und sogar sehr kluger Mensch sein und doch über manche Dinge sehr falsche Ansichten haben, die ein Erzieher unter allen Umständen bekämpfen muß. Sieh mal, in deinem Fall liegt die Sache ja ganz einfach: die Frau Gräfin ist zwar in diesem Jahrhundert geboren, aber die Leute, die sie erzogen und der Kreis, der auf sie den größten Einfluß geübt hat, waren noch völlig von den Anschauungen des 18. Jahrhunderts beherrscht. Ihre berühmten alten Freunde, die sie immer wieder zitiert, waren durchweg eingefleischte Reaktionäre, die in der französischen Revolution nur die blutigen Greuel und nicht die historische Gerechtigkeit zu erkennen vermochten. Und dann hat deine grandmaman ein merkwürdiger Zufall des Geschickes in Lebensverhältnisse hineingesetzt, die auch schon zu ihrer Zeit gänzlich unmodern waren. Wir Menschen pflegen aber alle die Anschauungen und Lebensgewohnheiten bis ans Ende beizubehalten, die uns auf der Höhe unsres Lebens beherrscht haben. Wenn die gute Frau Gräfin also heute noch die Eisenbahn und unsre sonstigen nützlichen Erfindungen verachtet und von dem Deutschen Reiche absolut nichts wissen will, so werden wir jungen Menschen darüber wohl lächeln, aber

wir werden nicht versuchen, sie unnütz aufzuregen, um sie eines Besseren zu belehren, nicht wahr? Das ist eine selbstverständliche Rücksicht, die man dem Alter schuldig ist. Ebenso selbstverständlich ist es aber auch für uns Junge, daß wir Eisenbahn fahren und uns mit Stolz als Deutsche fühlen. Hast du mich verstanden?"

„Ich glaube ja," versetzte Toinette etwas unsicher. „Weißt du, von jetzt ab wird es so schwer für mich sein mit grandmaman. Ich kann sie doch nicht auslachen, wenn sie etwas sagt — und meistens weiß ich es doch auch selbst nicht besser. Schließlich muß man doch auch alten Leuten glauben, was sie selbst erlebt haben."

„Stelle dir's nicht so schwer vor, mein Liebling," sagte Erdmute, indem sie das liebe Mädchen um die Schultern faßte und es mit einem zärtlichen Druck ermunterte. „Sieh mal, du liest doch auch Märchen oder Romane mit Vergnügen und weißt doch, daß das alles nicht wahr ist, was darin steht. Du mußt deine grandmaman genießen wie ein interessantes Buch, ohne auf die Ansichten zu schwören, die darin ausgesprochen werden. Zu ihrem guten Willen und ihrer Liebe zu dir darfst du natürlich felsenfestes Vertrauen haben; aber wenn sie dir ihre Anschauungen beibringen will, dann mußt du, ohne äußerlich zu widersprechen, dir innerlich immer gegenwärtig halten, daß das Anschauungen von vor hundert Jahren sind. Du hast es freilich viel schwerer als die gewöhnlichen jungen Mädchen von guter Familie, die in normalen Verhältnissen aufwachsen; aber ich glaube, dein Geist kann nur davon profitieren, daß er so frühzeitig schon gezwungen wird, sozusagen immer auf dem qui vive zu leben."

„Aber muß ich da nicht immer lügen und heucheln?"

„Das sind zu starke Worte. Da könnte man auch alles, was Pietät, Rücksicht und Höflichkeit heißt, als

Lüge und Heuchelei verurteilen, und doch kommen wir ohne diese Dinge im Verkehr mit Menschen nicht aus, wenn wir uns nicht alle Welt mutwillig zu Feinden machen und in der Brutalität einen Ruhm suchen wollen."

Toinette stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Ja, ja, du hast recht, dir wird deine Jugend nicht leicht gemacht," sagte Erdmute. Und dann nahm sie zum Abschied Toinettens Rechte in ihre beiden Hände. „Sieh mal, wenn du aus dieser schwierigen Lage unbeschädigt an Kopf und Herzen herauskommst, dann wirst du als erwachsener Mensch einen großen Vorzug vor denen haben, die einfach normal aufgewachsen sind. Denn die leben nur immer in den Tag hinein und kennen nur die Gegenwart und urteilen daher wie alle Welt über die gegenwärtigen Dinge. Du aber wirst dann innerlich schon ein ganzes Jahrhundert verarbeitet haben — nicht bloß wie einer, der Geschichte gelesen hat, sondern wie einer, der sie erlebt hat. Ja, ich meine, das wäre doch so was Originelles, daß es sich schon der Mühe lohnt. — Na, ade für heute, empfiehl mich deiner lieben grandmaman zu Gnaden."

Nachdenklich, getröstet, aber noch keineswegs befreit, kehrte Toinette heim.

In der nächsten Zeit fühlte sich das gute Mädchen doch recht unbehaglich zu Hause. Was ihr wonniges Fräulein ihr gesagt hatte, war ihr stets gegenwärtig und darum mußte sie fortwährend ihre Gefühle und ihre Gedanken kontrollieren, sobald sie mit der Raugräfin allein war. Sie wußte, daß sie sich nicht mehr so natürlich gab wie bisher, und sie empfand das peinlichst als ein fortwährendes Unrecht gegen ihr besseres Selbst. Glücklicherweise merkte die Gräfin selbst nicht viel davon, denn ihre Stimmungen wechselten zwischen völliger Apathie und zorniger Gereiztheit fortwährend ab.

Da trat ein Ereignis ein, welches Toinetten wenigstens zunächst völlig gefangen nahm und alles andere vergessen ließ. Eines Nachts nämlich fuhr sie von einem lauten Angstgekreisch erweckt aus ihrem tiefen Kinderschlaf empor. Sie hörte aufgeregte Stimmen im Korridor, das Schlürfen von Tritten in Pantoffeln und Türenklappen. Es war kalt im Zimmer, aber die Neugier ließ ihr keine Ruhe. Sie sprang aus dem Bett und lief im Hemd mit bloßen Füßen nach der Tür, die auf jenen dunkeln Korridor führte, an welchem auch die Schlafzimmer der Gräfin und der Zofe gelegen waren.

Aus dem offenen Schlafzimmer der Gräfin drang ein schwacher Lichtschimmer und von dorther klangen auch die aufgeregten Stimmen. Auch Kättche war munter geworden und streckte ihren Kopf horchend aus der Spalte ihrer Kammertür heraus. Toinette sah ihr weißes Hemd trotz der Dunkelheit leuchten und rief sie leise an: „Um Gottes willen, was ist denn nur los? Wer schreit denn so das Haus zusammen?"

„Ach nix is. Ich glaub', die Babett hat Leibweh," kicherte Kättche und zog ihre Tür wieder zu.

Aber damit konnte sich Toinette nicht beruhigen. Sie schlüpfte in ihre Morgenschuhe, hüllte sich in eine graue Reisedecke und lief über den Korridor und das Treppchen nach dem Zimmer der Gräfin. Da stand, nur mit Hemd und Unterrock bekleidet, den Leuchter in der Hand die alte Babett vor dem Bett ihrer Herrin und gestikulierte lebhaft schwätzend auf sie ein. Und als sie die schlürfenden Tritte auf der Schwelle hörte, wendete sich die Alte um, schrie auf wie besessen und tastete haltsuchend nach der Kopfwand des Bettes.

„Sackerlot!" fuhr die Gräfin sie an, „du dumm alt Ding! Siehst du denn nicht, daß es Toinettchen ist?—

Was willst du denn hier, Kind? Geh' doch schlafen!" — Und wieder zu Babett gewendet: „Da hast du's, das ganze Haus hast du wach gekreischt."

Aber Toinette ging nicht. Sie mußte doch wissen, was das zu bedeuten habe.

„Aber gar nix ist los," erwiderte die Gräfin auf ihre aufgeregte Frage. „Alpdrücken hat sie gehabt, die Babett. Da kommt sie zu mir gelaufen und raubt mir mein bißchen Schlaf. — Sag, Toinettchen, hast du dir vielleicht in dem Aufzug da noch unten im Wirtschaftsflügel zu tun gemacht?"

„Aber nein, grandmaman, gewiß nicht. Ich habe fest geschlafen. Ich bin eben erst aufgewacht und Kättche ist auch aufgewacht."

„So, so, hast du Kättche gesehen? Ist sie in ihrem Zimmer?"

„Jawohl, eben hat sie herausgeguckt."

Die Gräfin wendete sich ärgerlich an die alte Dienerin: „Da hast du's! Also wer soll's denn sonst gewesen sein? Es ist doch kein weibliches Wesen weiter im Haus."

„Ewe drum, ewe drum," keuchte Babett, noch an allen Gliedern zitternd. „Ich laß mich hänge, es war das Gespenst."

Die Gräfin schlug in ihrem Zorn auf ihr Deckbett, daß es klatschte. „Halt deine dumme Gosch! In meinem Haus gibt's kein Gespenst, und ich verbitte mir's, daß du dem Toinettchen so Dummheiten vorfaselst. — Geht ins Bett alle beide, auf der Stelle! Ich will endlich meine Ruh' haben."

Da wagte Babett kein Wort mehr und trollte sich mit scheuem Blick hinaus. Und als sie die Tür hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, machte sich Toinette an sie: „Ach, erzähl' doch bloß! Hast du wirklich ein Gespenst gesehen? — Ach nein, sag' doch!"

Und die Alte hielt sich zitternd an des Mädchens Oberarm und flüsterte ihr zu: „Ach, Fräuleinche, Fräuleinche, um Gottes Christi Barmherzigkeit wille, bringe Se mich 'nunter in mei Stübche. Ich trau' mich net allein. Wenn mer des Gespenst als noch emal begegne tät', ich wär' gleich dot. Mein Kopf möcht ich verwette, es war die Brömselsche, die wo sich in de Rhein gestürzt hat. Die geht als um, wenn eins im Haus sterwe muß."

Toinette suchte die aufgeregte Alte zu beruhigen, trotzdem ihr selbst äußerst unheimlich zumute war. Und so behauptete sie denn in einem Atem, daß es Gespenster überhaupt nicht gebe und fragte gleich darauf wieder, wie es ausgesehen habe.

„Ganz grau, wie so e Schatte," flüsterte die Alte geheimnisvoll, indem sie das junge Mädchen mit sich zog und ängstlich mit den Augen alle Winkel absuchte, bevor si: einen neuen Raum betrat. Ihr Zimmer lag im Erdgeschoß unter dem Rittersaal neben der Küche und um von hier dorthin zu gelangen, mußte man erst durch einen schmalen Korridor an der Turmtreppe vorbei, dann durch ein leeres Vorgemach und endlich durch den Rittersaal, von dem die Treppe sowohl in den Hof als auch ins Erdgeschoß hinunterführte. Und dann erzählte sie ihr schreckliches Abenteuer. Erst hatte sie's zu ihren Häupten im Rittersaal tappen, schlürfen und kratzen gehört und dann plötzlich nebenan in der Küche ganz deutlich ein schauerliches Stöhnen. Sie sei noch nicht eingeschlafen gewesen, weil sie wieder einmal dem losen Kättche auf den Dienst passen wollte. Die hätte sie schon zweimal dabei erwischt, wie sie erst lange nach Mitternacht heimgekommen sei, wo sie doch der Gräfin vorgeschwindelt habe, sie sei um elf schon von dem Tanzvergnügen zurück-

gekehrt. Da habe sie Licht angemacht und sich geschwind einen Unterrock übergeworfen und so in die Küche hineingeschaut. Und da sei gewiß und wahrhaftig, so wahr sie hier stehe, eine graue Gestalt vor ihr her zur offenen Tür hinausgehuscht und die Treppe zum Rittersaal hinauf. Sie habe zwar gleich einen Schreck bekommen, aber doch erst noch gemeint, es könnte vielleicht jemand vom Hause sein, weil man doch von der verwunschenen Tochter des Ritters Prummer von Brömsel seit Menschengedenken nichts mehr gehört habe. Und so sei sie der Erscheinung mit dem Licht nachgeeilt bis hinauf in den Rittersaal, und da hätte sich auf einmal eine schneeweiße Hand aus der grauen Gestalt herausgelöst und drohend gegen sie ausgestreckt, und gleichzeitig hätte sie ganz nahe das schauerliche Stöhnen gehört. Dann wäre es ihr wie ein kalter Hauch übers Gesicht gefahren und damit wäre das Gespenst vor ihren sehenden Augen plötzlich verschwunden gewesen. Was hätte sie anders tun können als schreien und zur Frau Gräfin laufen?

Toinette spielte die Tapfere, obwohl ihr ein kalter Schauer nach dem andern den Rücken herunterrieselte. Sie brachte wirklich die Alte in ihr Zimmer, ließ sich von ihr den Leuchter geben, wartete ab bis sie hinter sich abgeschlossen und zugeriegelt hatte und kehrte dann auf demselben Wege in ihr eigenes Zimmer zurück. Lieber wäre sie zwar trotz der Kälte über den Hof und dann durch den vorderen Flügel in ihr Schlafzimmer zurückgekehrt, aber die Glastür zum Entree war von innen verriegelt. Es gab keinen andern Weg. Die Treppe hinauf stolperte sie über den Zipfel ihrer Reisedecke und bei den paar Schritten durch den Rittersaal klopfte ihr das Herz bis in den Hals, und sie wagte nicht rechts und links zu blicken. Sie schlich sich auf den Zehen-

spitzen so rasch wie möglich durch das Vorzimmer und den Korridor bis zu Kättches Tür.

Das Mädchen lag im Bett, richtete sich aber gleich empor, als der Kerzenschimmer auf sein Gesicht fiel.

„Kättche, Kättche, denk dir bloß, das Gespenst geht um!“ zischelte Toinette der Zofe, ohne erst eine Frage abzuwarten, atemlos zu. Sie stellte die Kerze auf den Waschtisch, hockte sich zu ihr aufs Bett und umfing sie mit beiden Armen. „Fühl' bloß, wie mir das Herz pocht! — Ich glaube ja natürlich nicht an Gespenster, aber wenn einem alles so haarklein beschrieben wird! O Gott, bin ich froh, daß im Rittersaal nichts geraschelt hat! — Denk dir bloß, die Babett meint, die Tochter vom Ritter Prummer von Brömsel sei ihr erschienen. Weißt du, die ins Kloster sollte und dann hier vom Balkon sprang, weil sie von ihrem Liebsten nicht lassen wollte. Und jetzt muß sie zur Strafe umgehen, weil sie das Gelübde ihres Vaters nicht eingelöst hat, weißt du. Die Babett behauptet fest und steif, sie hätte das Gespenst gesehen, und es hätte gestöhnt ganz jämmerlich, und im Rittersaal hätte es ihr mit der weißen Hand gedroht — und das sei ein sicheres Zeichen, daß sie sterben müßte, meint die Babett.“

Das Kättche ließ sich sonderbarerweise von dem Gruseln ihrer jungen Herrin nicht anstecken. Sie lachte ganz dumm und plump heraus und verhöhnte die arme alte Babett mit ihrer Angst. „Der alte Drach'! Recht geschieht ihm, wenn er abfahre muß.“

Da hielt Toinette ihr den Mund zu und schalt flüsternd auf sie ein: „Du bist ein eklig Ding, du! Dir kann man gar nichts erzählen. Geh du mal nach Mitternacht durch den Rittersaal, wenn man dir eben gesagt hat, daß die Brömselsche darin herumspukt und stöhnt — dann wollen wir mal sehen wie du dich anstellst!“

„Ich? Pö, ich geh nach Mitternacht noch ganz wo anders hin!“ höhnte Kättche und fing wieder ihr dummes Gekicher an.

Da ergriff Toinette wütend den Leuchter und lief ohne „gute Nacht“ auf ihr Zimmer. Und sie riegelte sich ein von beiden Seiten, obwohl man nur durch ihre beiden Zimmer von dem hinteren in den vorderen Flügel gelangen konnte. Mochten sie sie morgen aus dem schönsten Schlafe trommeln — heute schlief sie nicht bei offner Tür!



Zehntes Kapitel.

Toinette war wohl noch kaum je so geschwind von ihrem Schlosse nach der Villa Selma gelangt wie am Morgen nach dieser aufregenden Nacht. Sie hatte zwar schlecht genug geschlafen und war schon um 1/2 7 Uhr durch Babett, die um diese Zeit pflichtgemäß in den vorderen Gemächern zum Aufräumen erscheinen mußte, grausam aus der tiefsten Morgenruhe geweckt worden, so daß sie an allen Gliedern wie zerschlagen und mit schmerzendem Kopfe sich von ihrem Lager erhoben hatte; aber um keinen Preis wäre sie gerade heute vom Unterricht fortgeblieben, denn sie brannte vor fieberhafter Begier, Kaspar und Alix die große Neuigkeit mitzuteilen, daß es auf Raueneck spuke.

Die beiden jungen Herrschaften glaubten erst, sie wollte sich einen Witz mit ihnen machen, so daß Kaspar ganz seelenruhig erwidern konnte: „Na endlich! Ein anständiges Gespenst war euch der Rumpelkasten schon längst schuldig."

Toinette nahm aber solche respektlose Behandlung ihrer sensationellen Neuigkeit äußerst übel auf und fauchte den langen Burschen grimmig wie eine Katze an: „Ach du Aff! Tu' du bloß nicht so großartig, ja? Kommst dir wohl wie ein Held vor, weil du in Nizza mit den ekligen american girls poussiert hast? Aber das kann ich dir sagen, was ich heute nacht gemacht habe, das

machst du mir nicht nach, du Jeck, du! Geh' erst mal nach Mitternacht durch unsern Rittersaal, an der Turmtreppe vorbei und durch all die engen Korridore, wenn sie dir eben erst erzählt haben, daß da ein Gespenst herumstöhnt und mit einer weißen Hand gewunken hat. Dann wollen wir uns mal wieder sprechen, Freundche!"

Und Alix, die ein so großer Hasenfuß war, daß sie selbst in ihrer nagelneuen Villa nur mit Herzklopfen durch ein dunkles Zimmer gehen konnte, pflichtete ihr eifrig bei und behauptete, der Kaspar hätte überhaupt noch nie etwas anderes als ein großes Maul gehabt.

Obwohl nun dieser junge Herr, aufrichtig verliebt wie er war, sonst alles reizend zu finden pflegte, was das Schloßfräulein tat und sagte, so konnte er doch einen Zweifel an seiner Männlichkeit auch von ihr nicht dulden. „Frechheit, so was zu behaupten!" knirschte er die beiden Mädchen an. „Wenn ihr denkt, daß ich keinen Mut habe, dann sollt ihr aber mal was erleben! Laßt mich als eine Nacht in eurem Räuberloch zubringen und ihr sollt sehen, ich werde mit eurem Gespenst fertig, daß ihm der Spuk ein für allemal vergehen soll."

Toinette nahm den Heldenjüngling sofort beim Worte und ließ sich feierlich in die Hand versprechen, daß er, falls das Gespenst sich noch einmal zeigen sollte, eine Nacht auf der Burg verbringen wollte und zwar im Rittersaal und allein.

So unaufmerksam wie heute waren die drei wohl noch nie beim Unterricht gewesen. Selbstverständlich fiel das dem Fräulein Oberkamp auf, und als sie in ihrer strengen, ernsten Weise Aufklärung heischte, sagte ihr Toinette alles. Fräulein Oberkamp tat zwar ihr bestes, die Kinder zu beruhigen, indem sie die Sache ins Lächerliche zog und es als gebildeter junger Menschen unwür-

dig hinstellte, sich durch das Geschwätz eines abergläubischen alten Weibes dermaßen aufregen zu lassen. Natürlich behaupteten sie alle drei, sie glaubten nicht an das dumme Zeug und amüsierten sich nur über den Spaß, aber zerstreut blieben sie deshalb doch für den Rest des Unterrichtes. Sobald sie entlassen waren, gingen sie alle drei auf Kaspars Zimmer und steckten da die Köpfe zusammen. Sie wollten zunächst einmal abwarten, ob die alte Babett fortan in Ruhe gelassen oder ob die Prummersche ihr abermals zusetzen würde und für diesen letzten Fall wollten sie dem Gespenst eine Falle stellen. Der Onkel Jean Jaques besaß in seiner Bibliothek einige Bände einer spiritistischen Zeitschrift, in welcher Kaspar einmal herumgeschmökert hatte. Und da erinnerte er sich, den angeblich authentischen Bericht über eine Spukgeschichte in England gelesen zu haben, bei welcher die Echtheit eines Gespenstes dadurch erprobt wurde, daß die Hausbewohner auf verschiedenen Stellen des Weges, den es nachts zu wandeln pflegte, mit kleinen Gewichten beschwerte Bindfäden etwa in Kniehöhe lose über den Weg spannten. War die Erscheinung ein Mensch, so mußte sie die Hindernisse herunterwerfen; war sie aber ein wirklicher Geist, so mußte sie ungehindert hindurchschreiten können. In dem Spukhause bei Windsor war das Gespenst, wie Augenzeugen durch ihre Unterschrift bekräftigten, durch drei solche Bindfadenbarrieren nicht im mindesten geniert worden, sondern sie hatten den Astralleib glatt durchschnitten, ohne sich von ihrem Lager zu rühren.

Gegen abend sprachen Kaspar und Alix auf Raueneck vor, ließen sich von Babett noch einmal authentischen Bericht erteilen über alles, was sie gesehen und gehört haben wollte und gingen darauf gemeinsam ans Werk, um ihre patentierte Gespensterfalle aufzustellen. Für das phan-

tastische Kättche war dieses Abenteuer natürlich auch ein gefundenes Fressen. Sie bewunderte den klugen Plan und half mit ihrer Geschicklichkeit ganz wesentlich bei der Ausführung. Zunächst wurde eine genügende Anzahl langer Nägel zusammengesucht, denen sie die Köpfe abzwickten, dann wurden je ein Paar dieser Stifte am Ausgang der Treppe nach der Küche, mitten im Rittersaal, vor der Turmtreppe und an verschiedenen Stellen des Korridors in Kniehöhe in die Mauer geschlagen, dann eine Rolle Spagat gekauft, die nötigen Breiten abgemessen, und dann die Enden durch alte Nägel und dergleichen beschwert. Toinette selbst übernahm die Aufgabe, nachdem das Haus zur Ruhe gegangen, die Fäden aufzulegen und damit die Falle gebrauchsfähig zu machen. Selbstverständlich waren sie bei der Ausführung ihres Planes so heimlich zu Werke gegangen, daß weder Babett noch Adam, noch auch die Gräfin etwas davon merkten.

Am liebsten wäre Kaspar gleich heute auf Raueneck geblieben, um mit dem Revolver, den er seinem großen Bruder ausgeführt und auf alle Fälle bereits zu sich gesteckt hatte, der stöhnenden Dame aus den Kreuzzügen aufzulauern; aber es ließ sich nicht machen, denn er getraute sich nicht, dem strikten Befehle seiner Eltern, nach einer Stunde bereits zurückzukehren, ungehorsam zu sein. Außerdem wußte Toinette auch nicht, wie sie der grandmaman ein solches Vorhaben des jungen Herrn plausibel machen sollte, denn die alte Dame war über die Gespenstergeschichte so böse, daß man in ihrer Gegenwart gar nicht davon reden durfte, ohne sich ernsten Unannehmlichkeiten auszusetzen. Die jungen Stillings zogen also eine halbe Stunde vor dem Abendbrot wieder ab.

Kättche war ins Bett geschickt worden, die Gräfin hatte ihrer Urgroßnichte wie üblich gute Nacht gesagt

und die kleine Pendule in Toinettens Wohnzimmerchen hatte halb elf geschlagen. Tiefe Stille und Dunkelheit herrschten in allen Räumen der Burg, denn auch die Schloßherrin war wegen der Aufregung der vergangenen Nacht heute früher zur Ruhe gegangen. Da machte Toinette Licht an, schlüpfte in Rock und Jacke, streifte ein Paar Filzpantoffeln über die Füße, die sie sich zu diesem Zwecke zurechtgestellt hatte, steckte die sechs einzeln zusammengewickelten Fäden in ihre Tasche und machte sich auf den Weg.

Lautlos huschte sie durch den schmalen Gang und die Treppe hinauf. Als sie beim Schlafzimmer der Gräfin vorbeikam, hob sie sorgfältig ihren Rock vor die Kerze, damit nicht etwa ein verräterischer Lichtschimmer durch das Schlüsselloch von grandmaman bemerkt würde. Und dann gelangte sie unaufgehalten bis an den Fuß der Treppe, die vom Rittersaal nach dem Souterrain hinunterführte. Da legte sie den ersten Faden über die beiden Stifte und so weiter im Zurückgehen alle sechs, und zwar waren sie listiger Weise so angeordnet, daß immer abwechselnd einer nach außen und einer nach innen sich abstreifen ließ. Wenn also der Spuk nicht ein ganz richtiges, ätherisches Gespenst war, so mußte er, gleichgültig aus welcher Richtung er kam, unbedingt zum mindesten eines der Hindernisse herunterwerfen und zwar, ohne es gewahr zu werden, denn das Fallen der kleinen Gegengewichte brachte ein kaum merkliches Geräusch hervor und die Berührung eines losen Fadens am Gewand konnte ein solches Gespenst doch sicherlich nicht bemerken.

Als Toinette in ihrem Zimmer wieder angelangt war, dauerte es noch eine ganze Weile, bevor sich ihr Herzklopfen beruhigte. Dann sperrte sie die Außentür nach dem Korridor ab und legte, wie sie mit Babett verabredet

hatte, damit sie nicht wieder morgens so unzeitig früh aus dem Schlafe gestört würde, den Schlüssel außen vor die Glastür des Vorzimmers. Dann kroch sie wieder ins Bett und schlief auch wirklich, in dem Bewußtsein alles Menschenmögliche zum Schutze gegen das nächtliche Unwesen geleistet zu haben, bald ein.

Aber die Aufregung des Tages verfolgte sie bis in den Traum. Fratzen, wie eine chinesische Phantasie sie nicht wüster ersinnen kann, starrten sie an, scheusälige Gestalten auf gespenstischen Reittieren machten sich zu ihrer Verfolgung auf. Sie wandte sich zur Flucht. Daß sie fliegen konnte, erschien ihr ganz selbstverständlich; aber die Flügel wurden ihr schwerer und schwerer, und die gräßlichen Verfolger rückten ihr immer näher. Ihr langgezogenes Geheul gellte ihr in den Ohren. Im nächsten Moment mußte sie zur Erde sinken. Bis an den Felsen noch, länger konnte ihre Kraft unmöglich aushalten. Und da gähnte vor ihren entsetzten Augen ein Abgrund. Sie tat einen tiefen Fall — und erwachte in Schweiß gebadet. Das Herz schlug ihr im Halse, und der Atem flog. Aber was war denn das?! Sie war doch wach. Sie raffte sich doch mit Bewußtsein in sitzende Stellung empor, und sie sah doch in dem blassen Schimmer, den der helle Mondschein durch die Spalten der alten Fensterläden hereinwarf, deutlich den Reflex von ihrem weißen Waschgeschirr, das Handtuch an der Wand — und doch hörte sie immer noch die schrecklichen Stimmen, die sie im Traum verfolgt hatten. Das ganze Haus schien in Aufruhr. Unheimlich gellte es von unten herauf durch die weiten, leeren Räume. — Und sie sollte hilflos hier liegen, dem gräßlichen Spuke preisgegeben? Denn ein richtiges Gespenst konnte doch auch durch die verschlossenen Türen zu ihr gelangen und konnte ihr den Hals umdrehen, ohne

daß man ihr von draußen so rasch Hilfe zu bringen vermochte. Nein, nur das nicht! Lieber wollte sie ihm entgegentreten, ihm den Namen der heiligen Dreieinigkeit entgegenschleudern — irgend etwas, nur nicht hier so hilflos abgeschlossen daliegen, während draußen der leibhaftige Teufel los war. Und sie sprang aus dem Bette und stürzte, ohne erst Licht zu machen, durch die vom Mondlicht erhellten vorderen Zimmer nach der Glastür, um ihren Schlüssel hereinzuholen. Der eisige Nachtwind fuhr ihr unter das Hemd, daß sie bis auf die Knochen erschauerte, aber sie achtete des nicht. Ohne sich die Zeit zu nehmen, die Tür wieder abzuschließen, lief sie zurück und steckte mit zitternder Hand den Schlüssel ins Schloß, während von außen her das Stöhnen und Rufen ganz nahe an ihr Ohr klang. Ihr war, als müßte der rasende Herzschlag ihr die Brust zersprengen. In ihren Ohren begann das Blut zu rauschen wie ein tosender Wasserfall — sie klammerte sich an die Türklinke, um nicht umzufallen. Aber sie mußte sehen, koste es, was es wolle! Mit einem gewaltigen Entschluß drehte das tapfere Mädchen den Schlüssel herum und öffnete die Tür.

Weit riß sie die Augen auf, um die Dunkelheit zu durchdringen. Oben am Ende des Korridors dicht neben der Tür, die zum Schlafzimmer der Gräfin führte, war ein kleines Fensterchen ohne Laden. Wie Toinette so gradaus starrte, schob sich plötzlich in den schwachen Schimmer, der von diesem Fenster ausging, eine graue Gestalt von ganz undeutlichen Umrissen. Sie kam so rasch, als ob sie liefe, auf sie zu und tauchte in's Dunkel des Korridors unter. Im nächsten Momente streifte ein kalter Hauch Toinettens fieberglühendes Gesicht — und sie stürzte mit einem erstickten Aufschrei bewußtlos zusammen.

So fanden sie wenige Sekunden später Babett und Adam auf, als sie in der Verfolgung des Gespenstes desselben Weges kamen. Sie legten das Fräulein ins Bett und deckten es warm zu, bevor sie die Fährte des flüchtigen Spukes wieder aufnahmen. Sie fanden nichts. Zu ihrer Verwunderung war die Glastür, die nach der Außentreppe führte, offen. Sie leuchteten mit ihrer Laterne alle dunklen Winkel des Hofes ab. Sie machten den ganzen Weg noch einmal zurück, durchsuchten alle Ecken, hoben alle Gardinen und Tischdecken auf — nichts! Und als sie wieder in das Schlafzimmer des Fräuleins gelangten, fanden sie die Frau Gräfin bereits an ihrem Bette und gleich darauf stellte sich, notdürftig bekleidet, auch Kättche ein, die trotz ihres gesunden Schlafes von dem nächtlichen Aufruhr gleichfalls geweckt worden war.

Es dauerte lange, bis Toinette wieder aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte — und da schüttelte sie das Fieber und sie redete irre. Die Gräfin saß die ganze Nacht an ihrem Bette, und am andern Morgen wurde Kättche nach einem Arzt geschickt. Die Gräfin hatte den Dienstboten streng untersagt, von der Spukgeschichte auch nur ein Wort laut werden zu lassen, denn der Gedanke, durch die Zeitungen gezerrt und der Neugier der ganzen Gegend ausgesetzt zu werden, war ihr entsetzlich. Trotzdem hatte Kättche selbstverständlich dem Arzt sofort alles erzählt, was sie selbst wußte. Zum Glück war es ein älterer, verständiger Herr, der nicht viel Wesens von der Sache machte. Toinettens Zustand fand er recht bedenklich. Er verordnete ihr Phenacetin und kühle Bäder, und dann blieb er noch eine Weile an ihrem Bett sitzen, streichelte ihre fieberheiße Hand und sagte freundlich lächelnd: „Wir haben schwer geträumt, gell ja?“

Toinette schüttelte heftig den Kopf: „Nein, nein, ich hab's gesehen mit meinen Augen.“

„Ach, was denn, Närrche!" beharrte der Arzt. „Wir sind unartig gewese, wir sind bei der Kälte im Hemdche aus dem Bett gesprunge und hawe den Schlüssel von drauße hereingeholt. Da hawe wir natürlich eine Mordserkältung erwischt und hawe im Fieber Gespenster gesehe, haha! No, des wird bald vergehe. Dann lache mer mitsamme über des dumme Zeug."

Aber sie lernte doch nicht über das dumme Zeug lachen, wenn auch ihre kräftige Natur das Fieber bald überwand, und die beiden Dienstboten bestätigten ihr auch trotz des scharfen Verbotes der Gräfin auf dringendes Befragen die Richtigkeit ihrer Wahrnehmung. Die Babett hatte, ohne jemandem davon etwas zu sagen, den Adam veranlaßt, die Nacht in ihrer Kammer auf dem Kanapee zuzubringen. Und richtig hatte bald nach Mitternacht das Stöhnen und Scharren und Tappen wieder angehoben. Der tapfere Adam hatte alsbald nach seiner Laterne gegriffen, die Babett hatte ihn am Rockzipfel erfaßt und so waren sie dem Spuk nachgegangen. In der Küche war nichts, aber als sie die Treppe hinaufzusteigen sich anschickten, sahen sie es deutlich an der offnen Tür des Rittersaales vorüberhuschen. Da hatte Babett sofort zu kreischen angefangen, und Adam hatte es im Namen der heiligen Dreieinigkeit kräftig angeschrien. Hierauf hatte es mit einem jämmerlichen Gestöhn zwei weiße Arme drohend gegen sie ausgereckt und war entwichen. Sie ihm unerschrocken nach. Alle Türen waren vor ihm aufgesprungen und zuletzt auch die Tür ins Schlafzimmer des gnädigen Fräuleins. Da hinein war das Gespenst verschwunden und weiter hatten sie keine Spur von ihm entdecken können. Der alte Adam war viel zu stolz auf seinen erwiesenen Heldenmut, als daß er sein Abenteuer nicht unter dem Siegel der strengsten

Verschwiegenheit jedem Menschen, der es hören wollte, erzählt hätte. Selbstverständlich hatten es am andern Tage auch schon die Stillings erfahren, und die Kinder sowohl wie Fräulein Erdmute und die beiden Jean Jaques waren während der Dauer ihrer Krankheit fast täglich auf Rauheneck erschienen, um sich nach Toinettens Befinden zu erkundigen. Kaspar, der gute Junge, hatte Tränen in den Augen, als er zum erstenmal sein geliebtes Toinettchen so schwach und durchsichtig mit den vom Fieber verklärten großen Augen im Bett liegen sah, und obwohl allen ihren Besuchern vorher dringend ans Herz gelegt wurde, über die Gespenstergeschichte nicht zu reden, flüsterte er ihr beim Abschied doch heimlich ins Ohr: „Du, ich ruhe nicht, bis ich dem bösen Geist hier den Garaus gemacht habe. Verlaß dich drauf, du wirst gerächt!"

Dankbar drückte ihm die Kranke die Hand und zog ihn wieder ganz nahe zu sich herunter. „Sag' mir doch, lieber Kaspar, hat es sich wieder sehen lassen? Sie sind ja alle so dumm! Sie wollen nicht mit mir davon sprechen, damit ich mich nicht aufregen soll; aber das regt mich doch natürlich noch viel mehr auf. Ich will wissen, ob es immer noch umgeht, und wenn ja, dann wollen wir ihm beide zusammen auflauern, sobald ich wieder etwas kräftiger bin. Das mußt du mir schwören."

„Ich schwöre es dir," flüsterte Kaspar zurück. „Aber bis jetzt hat es sich nicht wieder gezeigt. Die Leute sagen, Euer Pfarrer wäre da gewesen und hätte einen großen Hokuspokus mit Weihwasser gemacht, und davon wäre es weggeblieben; aber ich weiß nicht, ob's wahr ist."

Es verhielt sich tatsächlich so. Die Raugräfin hatte dem Drängen der beiden alten Dienstboten, hinter denen wiederum alle alten Weiber des Dorfes steckten, nach-

geben müssen und den Herrn Benefiziaten ersucht, den Exorzismus vorzunehmen. Dem Hochwürdigen war selber nicht ganz wohl dabei zumute gewesen, denn er war ein vorsichtiger, konzilianter Herr, der sich nicht gern mit der Meinung aufgeklärter Leute in offnen Widerspruch setzte. Die Sache war ja bereits in der ganzen Gegend ruchbar geworden und lieferte natürlich den Zeitungen willkommenen Stoff. Und der gute Pfarrer Wackes wollte nicht gern von den liberalen Blättern zur Zielscheibe ihres Spottes gemacht werden. Andrerseits war es auch nicht gut zu umgehen, der gläubigen Einfalt in der Gemeinde gefällig zu sein. Und so hatte er sich denn entschließen müssen, am Abend nach dem aufregenden Vorkommnis ein bißchen mit Weihwasser herumzuspritzen und dabei einige lateinische Beschwörungsformeln zu murmeln. Nur Adam und Babett hatten bei dieser feierlichen Handlung als Träger der geweihten Kerzen assistieren dürfen. Er hatte ihnen das Versprechen abgenommen, tiefes Stillschweigen darüber zu bewahren. Nach Beendigung der Zeremonie hatte er sich wieder zur Gräfin verfügt, die ihn mit bösen Spöttereien empfing.

„Aber was wollen Sie denn, Frau Gräfin," wehrte sich der geistliche Herr gekränkt. „Sie haben sich doch selbst dem Drängen der Volksstimme nicht entziehen können. Soll etwa ich, als Geistlicher, hintreten und sagen, die Kirche sei ohnmächtig wider den bösen Feind, und die Naturwissenschaft erkennten keine Gespenster an? Was will das besagen, daß Sie persönlich nicht an die Wirklichkeit der Erscheinung glauben wollen? Eine natürliche Erklärung ist doch bis jetzt nicht gefunden. Ihr armes Toinettchen wird nicht davon gesund, daß Sie behaupten, sie hätte sich von ihrer eignen Einbildung so erschrecken lassen. Ich fürchte, das arme Kind

wird für sein Lebtag einen Schaden davon wegbekommen haben."

„Ach papperlepapp!" hatte ihn die Gräfin angefahren. „Ich habe kein Gespenst gesehen und mir glaubt das Kind doch wohl mehr als den faseligen alten Dienstboten. Lassen Sie sie nur erst wieder wohlauf sein. Das übrige sei meine Sorge."

Aber so leicht hatte sich der gekränkte Pfarrer nicht zufrieden gegeben. „Meine verehrte Frau Gräfin," hatte er gesagt, „Sie müssen schon entschuldigen, aber ich bin hier der Seelsorger, und diese Sache schlägt in mein Fach. Und als Seelsorger sage ich Ihnen, daß allerdings ein böser Geist in diesem alten Hause umgeht. Ein böser Geist, der nur gebannt werden kann durch ein freiwilliges Opfer, das Sie dem Himmel darbringen. Vielleicht hat die alte Sage recht, vielleicht ruht wirklich ein Fluch auf diesen Mauern, weil die Tochter des frommen Kreuzfahrers durch ihren gottlosen Selbstmord den Vater verhinderte, sein heiliges Gelübde einzulösen; aber der Geist, der zu jenen Zeiten in diesem Schlosse herrschte, als Sie, Frau Gräfin, in der Blüte Ihrer Jahre standen, war, gelinde gesagt, auch kein frommer Geist. Nun ja, das ist lange her, und ich habe mir nie angemaßt, Ihnen jetzt noch darüber Vorhaltungen zu machen. Sie haben ja wohl auch Absolution empfangen — aber Sie haben niemals ernstlich bereut, wie es notwendig ist, wenn die Absolution wirksam sein soll. Und wenn jetzt der Herrgott diesen Schrecken über Ihr Haus und diese schwere Züchtigung über ein unschuldiges Kind schickt, so will er damit vielleicht an Ihr Gewissen rühren. Meine liebe Frau Gräfin, hören Sie auf die Stimme Ihres alten Freundes und Seelsorgers, versöhnen Sie den Zorn des Höchsten, ehe es vielleicht zu spät ist. Erziehen Sie das

Ihnen anvertraute Wesen nicht in eitler Weltlust, sondern leiten Sie es in Liebe dahin, daß sie mit Freudigkeit den edelsten Beruf der Jungfrau, den Frieden des Klosters erwähle."

Da war die Gräfin von ihrem Sitz aufgesprungen und hatte, mit zornfunkelnden Augen nach der Tür weisend, den einzigen Gefährten so vieler einsamer Jahre angeschrien: „Gehen Sie hinaus, ja? Ich habe Sie ausreden lassen — aber jetzt haben wir beide auch ausgeredet miteinander. Ihr habt euch verschworen zusammen, Sie und das nichtswürdige Weib, die Berenbruch, um mir mein Kind, mein Letztes, mein Ein und Alles zu rauben. Hinaus, sage ich, hinaus — und kommen Sie mir nie wieder unter die Augen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das war nun auch schon vierzehn Tage her. Toinette war wieder gesund und hatte wieder angefangen, den Unterricht bei Fräulein Oberkamp zu besuchen. Freilich, das unbefangene, fröhliche Kind war sie nicht mehr. Blaß und still ging sie herum. Wenn man sie anredete, gab sie immer zerstreute Antworten und wenn jemand plötzlich zu ihr ins Zimmer trat, schrak sie nervös zusammen. Der Spuk hatte sich zwar seither nicht mehr bemerkbar gemacht; aber Toinette ließ sich trotzdem ihre Furcht nicht ausreden. Die Gräfin mußte gestatten, daß Kättche des Nachts bei ihr schlief, so ungern sie die Intimität mit der Zofe sah. Andrerseits hatte aber gerade Kättche sich Toinettens Krankheit offensichtlich so zu Herzen genommen und sie so aufmerksam gepflegt, daß es eine ganz ungerechte Kränkung für sie gewesen wäre, ihr die nächtliche Obhut über ihre junge Herrin zu entziehen. So kam sie denn jeden Abend, nachdem die Gräfin gute Nacht gesagt, mit ihrem Bettzeug angerückt und machte sich auf dem

kleinen Diwan in Toinettens Wohnzimmerchen ein notdürftiges Lager zurecht. Aber mit dem Schlafen wurde es meistens nicht so bald etwas, denn es war nicht mehr lange bis Weihnachten und diese Nachtstunden waren so gut dazu zu verwenden, die kleinen heimlichen Überraschungen vorzubereiten, die Toinette für ihre liebe grandmaman plante und bei denen ihr das geschickte Kättche so sachverständig zur Hand gehen konnte. Es war auch gar so hübsch, noch ein Stündchen im Flüsterton mit dem netten, lustigen Mädchen zu schwätzen. Nur in einem Punkt verstand Toinette durchaus keinen Spaß. Kättche hatte immer wieder von neuem versucht, ihr einzureden, daß sie in jener Nacht gerade so gut wie die dumme alte Bampelschnut und ihr würdiger Freund Adam, Opfer ihrer eignen Angst geworden wäre. Toinette aber blieb hartnäckig dabei, sich nicht ausreden zu lassen, was sie mit eignen Augen gesehen habe. Da mußte sie denn notgedrungen das Thema aufgeben.

Im übrigen war es wirklich erstaunlich, wie brav und häuslich das vergnügungslustige Kättche geworden war. Freiwillig hatte sie schon zweimal auf ihren Ausgehsonntag verzichtet, bis da eines Tages, in der dritten Woche, ein sehr elegant aussehendes Briefchen an sie gelangt war, das sie zu einer kleinen Festlichkeit mit Tanzvergnügen in der Nachbarschaft einlud. Die Gräfin wollte ihr um so weniger erlauben, der Einladung zu folgen, als sie bis um elf Uhr Urlaub erbat. Weil aber Toinette gar so sehr bitten half und ganz gut einmal eine Nacht ohne Kättches Gesellschaft einschlafen zu können erklärte, so gab die Gräfin endlich nach und erlaubte ihr, zu gehen. Den Hausschlüssel vertraute sie ihr aber nicht an, sondern Adam wurde angewiesen, bis elf Uhr aufzubleiben, und wenn sie später käme, ihr unter keiner Bedingung auf-

zusperren. Auf diese harte Bedingung war Kättche lachend eingegangen.

Um fünf Uhr nachmittags zog die schöne Zofe in ballmäßig ausgeschnittenem Kleide ab, und Toinette, die sie vorher in ihrem Staat gebührend bewundert hatte, warnte sie noch, sich nicht zu erkälten, weil sie keinen warmen Winterpaletot, sondern nur einen ziemlich dünnen langen grauen Regenmantel und ein ordinäres Pelzkrägelchen besaß. „Ach," hatte Kättche gelacht, „ich tanz' mich schon warm. Und auf dem Heimweg setz' ich mich in Trab, da passiert nix."

Sobald am Abend pünklich um 10 Uhr grandmaman vorschriftsmäßig gute Nacht gesagt hatte, erhob sich Toinette und kleidete sich vollständig wieder an, mit einziger Ausnahme der Stiefel, statt deren sie die alten Filzschuhe über die Füße streifte, dann öffnete sie vorsichtig ihr Fenster, schob möglichst sachte den Riegel des hölzernen Ladens zurück und schlug die beiden Flügel auseinander. Es war eine windstille Nacht. Sie konnte also die Flügel unbefestigt lassen, ohne ein Klappern derselben befürchten zu müssen. Sie beugte ihren Oberkörper weit hinaus und suchte mit ihren scharfen Augen die Dunkelheit zu durchdringen. Die Straße allein hob sich als ein helleres Band mit verschwommenen Grenzen aus der dicken Dunkelheit ab, sonst nichts zu sehen und auch nichts zu hören, außer dem leichten gleichmäßigen Rauschen des großen Stromes, und hin und wieder einem Pfiff der Eisenbahn am jenseitigen Ufer. Toinette räusperte sich. — Keine Antwort. Da drückte sie leise die Fensterflügel wieder in ihren Rahmen und trat ins Zimmer zurück. Sie steckte ihre Arbeitslampe an und nahm ein Buch vor, bis die kleine Pendule halb elf schlug. Dann ergriff sie einen Leuchter, zündete die Kerze an und schritt durch die vorderen Räume zur

Glastür hinaus, die Freitreppe hinunter und durch den Hof nach dem Torstübchen, wo der alte Adam hauste und die beiden Schlüssel, den großen uralten zum Haupttor und den neueren zu dem kleinen Beipförtchen bewachte. Sie klopfte ganz leise an, aber da sie kein Herein hörte, trat sie ohne weiteres ein.

Adam lag ganz angekleidet, eine alte Pferdedecke über die Beine gezogen, auf seiner niedrigen Bettstatt und schlummerte sanft. Wie aber der Kerzenschimmer sein Gesicht streifte, hob er blinzelnd die Augendeckel und ermunterte sich sofort. „He! Wer ist da? Wer hat do was zu suche?“ rief er heiser, indem er sich anstrengte, um rasch auf seine Füße zu kommen.

Toinette drückte ihn an der Schulter wieder zurück und flüsterte lächelnd: „Schlafen Sie nur ruhig weiter, lieber Adam, ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie sich nicht zu bemühen brauchen. Ich will gern das Kättche hereinlassen. Es ist so wie so nicht weit bis elf Uhr, und ich habe doch noch keinen Schlaf. Kommt sie später und ich bin wirklich schon eingeschlafen, nu, dann ist es ihre Schuld. Da kann sie sehn, wo sie bleibt.“

„Aber auch wirklich net aufmache, Fräuleinche,“ mahnte der Alte eindringlich, indem er seinen dürren Finger drohend aufhob. „Ich sag' Ihne, Fräuleinche, des is ei', wo über die Mauer klettert. Wie oft, daß die wohl schon sich die ganze Nacht drauß erumgetriwe hat! Ei, des Frauenzimmer, des Frauenzimmer, des wenn ich verwitsch! Net ereinlasse, gell ja, Fräuleinche, net ereinlasse!“

Toinette versprach es, heimlich lächelnd über den zornigen Eifer des biederen Alten, der die hübsche Zofe vom ersten Tage ihrer Anwesenheit mit seinem Haß beehrt hatte. Dann nahm sie den kleineren Schlüssel an sich und verließ rasch das Torwartstübchen. Auf der

Schwelle atmete sie tief die kalte reine Nachtluft ein, denn da drin dünstete es abscheulich nach alten Menschen, alten Lumpen und nach dem eisernen Öfchen. Sie hörte noch den Alten mit einem behaglichen Grunzen sich in seine Schlaflage wälzen. Bevor sie aber in ihr Zimmer zurückkehrte, schritt sie quer über den Hof und überzeugte sich, daß die ebenerdige Tür, die zu den Wirtschaftsräumen führte, nicht verschlossen war.

In ihrem Schlafzimmer wieder angelangt, stellte sie die brennende Kerze als Signal aufs Fensterbrett und setzte sich dann wieder zu ihrer Lektüre. Sie brauchte nicht lange mehr zu warten, so vernahm sie draußen einen ganz leisen Pfiff. Sie lief ins Schlafzimmer, öffnete das Fenster und rief leise hinaus: „Losung?"

Ebenso leise kam es zurück: „Samiel, hilf!"

Da ergriff sie die Kerze und huschte lautlos auf demselben Wege wie vorher nach dem Tor. Sie sperrte vorsichtig das Nebenpförtchen auf. Die Angeln waren glücklicherweise erst kürzlich geölt, so daß das ohne jeglichen Lärm abging. Ein Fahrrad blinkte im Schein der Kerze, und Toinette half es über die Bordschwelle heben.

Der junge Mann, der einen Wettermantel räubermäßig umgeworfen und eine alte Tellermütze ins Gesicht gezogen hatte, war Kaspar. Toinette schloß hinter ihm wieder ab und hieß ihn flüsternd, sein Rad in dem offnen Schuppen im Hof unterzustellen. Dann sagte sie, indem sie ihn nach der Freitreppe führte: „Wo bleibst du bloß so lange? Es muß ja gleich elf sein. Und um elf soll Kättche heimkommen. Bis dahin müssen wir doch alles vorbereitet haben. Denk bloß, wenn du der in den Weg gelaufen wärest!"

„Ich konnte wirklich nicht eher fortkommen," verteidigte sich Kaspar im Flüsterton. „Die Großen waren

alle lange auf. Es ist ein wahres Wunder, daß ich so durchgewischt bin."

„Hast du deine Pistole mit?"

„Nein, ich habe lieber Jean Jaques' Revolver gestrippst. Vier scharfe Patronen sind noch drin. Ich denke, das wird auf alle Fälle genügen."

„Hast du auch noch Mut?"

„Selbstverständlich!"

Mittlerweile waren sie in Toinettens Zimmer angekommen. „So, jetzt faß' mal flink mit an!" befahl Toinette, indem sie ihre Bettdecke und Kissen fortwarf und das Laken herunterriß.

„Was soll denn das werden?" fragte Kaspar neugierig.

„Ich borg' dir meine Matratze und meine Reisedecke", erklärte Toinette, „damit du dir's ein bissel bequem machen kannst. Zwei Stunden auf dem harten Stuhl zu sitzen, das hältst du ja nicht aus. Ich kann ganz gut auf der Sprungfedermatratze liegen so lange. Und wenn Kättche dann wiederkommt, dann muß sie mir helfen, das Zeug wieder herüberbringen. Wir können's ihr am Ende auch sagen; die ist mir treu, die verrät nichts."

Der große Junge sah seiner Freundin bewundernd zu, wie sie emsig hantierte und seine Blicke hingen an ihren Lippen, während sie sprach. Rasch trat er auf sie zu und haschte nach ihrer Hand. „Toinettchen, süßes," flüsterte er innig, „du bist so lieb. Gib mir einen Kuß, ja?"

Die entzog ihm die Hand und trat rasch von ihm fort. „Nein, mein Lieber," sagte sie sanft, „erst mußt du dein Versprechen erfüllt haben, dann darfst du mich küssen. Du weißt, wie wir's ausgemacht haben."

Kaspar seufzte kläglich und legte seine Hand aufs Herz. „Du bist recht grausam," sagte er. „Du siehst

doch, daß ich's ernst meine, sonst wär' ich doch nicht gekommen. — Aber nun sag': wenn sich nun nichts zeigt und ich umsonst warten muß, willst du dann doch meine Braut sein?"

„Aber gewiß, ich hab's doch versprochen. — Sie sagen ja alle, es hätte sich nichts wieder gezeigt. Man kann ja nicht wissen. Vielleicht ist's doch vom Weihwasser fortgegangen."

„Ach Blödsinn!" flüsterte Kaspar verächtlich. „So'n Hokuspokus, das ist doch zum Lachen! Ich glaub' ja auch nicht, daß es ein Gespenst ist — aber man kann doch nicht wissen. Die Spiritisten glauben doch an Geister. Sie behaupten, sie könnten sich materialisieren. Na, wir werden ja sehen. Wenn hier wirklich das Ritterfräulein umgeht, muß sie sich auch zeigen, wenn ich sie rufe."

„Was? Das willst du wirklich wagen?" hauchte Toinette und schaute mit ehrlicher Bewunderung zu ihrem jungen Freunde hinauf. „Wie willst du denn sagen?"

Mit tiefem Ernst versetzte er: „Ich habe mir gedacht: edles Fräulein Prummer von Brömsel, wenn Ihr mir nahe seid, so machet Euch kund. Saget mir, wie ich Euch erlösen kann."

„Doch! Das willst du sagen?" Toinette fand es wunderschön und starrte ihren Helden schier entgeistert an.

„Na ja, in der Zeitschrift steht, man müßte die Geister höflich anreden. Sie wären sehr übelnehmend. Und da habe ich mir gedacht, wo es sich doch um einen Geist aus dem zwölften Jahrhundert handelt, man müßte ein bissel altertümlich zu ihm reden. Aber paß' auf, es wird überhaupt gar kein Geist sich melden. Es wird alles Unsinn sein. Die Bampelschnut hat euch bloß alle angesteckt mit ihrer Angst. Und nicht wahr, das versprichst du mir: wenn sich heute nichts zeigt, dann glaubst

du's auch, daß du dich getäuscht hast. Dann bist du ganz ruhig für dein ganzes Leben. Und dann vertraust du mir auch in allem andern, nicht wahr? Denn dann bist du meine Braut und weißt, daß du einen kühnen Mann hast."

In diesem Augenblick schlug die kleine Pendule im Nebenzimmer elf. Toinette fuhr zusammen und rief weinerlich: „Da siehst du, nun haben wir uns hier verschwätzt. Wenn jetzt Kättche heimkommt, dann ist alles verdorben, denn ich weiß doch nicht, ob man sie ins Geheimnis ziehen kann. Warte einen Moment!"

Sie öffnete das Fenster und horchte eine Weile hinaus; aber es war nichts zu hören und nichts zu sehen. Ärgerlich machte Toinette das Fenster zu. „Ach Gott, da soll sie eben sehen, wo sie bleibt. Jetzt faß' fix an und hilf mir, das Zeug hinübertragen. Hast du auch die Laterne mit?"

Kaspar bejahte und dann hoben die Beiden die Matratze aus dem Bett und schleppten sie mitsamt einem Kissen und der Reisedecke hinüber in den Rittersaal. Es ging alles ganz glatt. Am Eingang der Treppe setzte Kaspar das Öllämpchen in seiner Blendlaterne in Brand und leuchtete damit die enge Stiege hinauf. Im Saal angekommen, verschnauften die beiden Abenteurer und hielten im Schein des Lämpchens erst einmal sorgfältig Umschau in dem unheimlichen Raum. Dann schleiften sie die Matratze in eine Ecke und bereiteten das Nachtlager für den jungen Helden.

Toinette hatte schon gute Nacht gesagt und ihren Ritter dem Schutze des Himmels empfohlen, aber sie konnte sich doch noch nicht von ihm losreißen. Sie kniete zu ihm nieder und flüsterte inständig bittend: „Ach du, ich möchte es zu gerne hören, wie du's sagst. Bitte, bitte, tu's doch!"

„Es ist doch noch nicht Zwölf," versetzte Kaspar zögernd. „Ich glaube, vor zwölf hat es keine Wirkung."

„Ach bitte, bitte, sag's aber doch!" Und ihre Lippen, die ganz nahe seinem Ohre waren, berührten mit einem flüchtigen Kusse seine Wange.

Da räusperte er sich und sagte es. Sie hielt ihn fest umfangen dabei und fühlte sein Herz klopfen. Oder war es ihr eignes, das gar so arg schlug? Aber es regte sich nichts. Das edle Fräulein Prummer von Brömsel sah sich nicht veranlaßt, sich irgend wie kund zu tun. Nicht der leiseste Laut unterbrach die Grabesstille. Wohl an zehn Minuten hockten die beiden Verschworenen so aufgeregt lauschend am Boden, ehe Toinette den Freund aus ihren Armen ließ. „Also, dann geh' ich jetzt," hauchte sie kaum vernehmlich, „ich will doch sehen, ab das Kättche noch nicht wieder da ist. Und wenn sie wirklich gar nicht heimfindet, dann komme ich wieder und leiste dir Gesellschaft."

„Och du! Ja, du Süße, komm'! Ich fürchte mich gar nicht, aber es ist doch viel schöner so. Ich liebe dich ja so schrecklich!"

Er wollte die Gelegenheit benutzen, ihr einen raschen Kuß zu rauben, aber wie er sie so heftig an sich riß und im Finstern ihr entgegenstrebte, trafen seine Lippen nur auf ihre Nase. Er entschuldigte sich verwirrt und dann öffnete er sein Blendlaternchen und leuchtete ihr die steinerne Treppe hinunter.

Toinette huschte fröstelnd über den Hof und in ihr Zimmer. Kättche war nicht da. Sie hatte gemeint, sie könnte am Ende wirklich, wie der alte Adam vermutete, über die Mauer gestiegen sein. Und dann schaute sie noch einmal zum Fenster hinaus und überzeugte sich durch leises Rufen, daß sie auch nicht draußen vor dem Tore

wartete. Da machte sie ihr Lager einigermaßen zurecht und streckte sich in Kleidern darauf aus. Sie hörte es viertel, sie hörte es halb zwölf schlagen — aber dann überraschte sie doch der Schlaf, trotz ihrer Aufregung über das Schicksal ihres Ritters und trotz ihrer gespannten Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch, das Kättches Ankunft ankündigen konnte.

Ein frostiger Schauder schreckte sie empor. Sie hatte die Fensterflügel nur leise angelegt und die waren allmählich weit aufgegangen, sodaß die frostkalte Nachtluft in breitem Strome über ihr Bett hinstreichen konnte. Sie ermunterte sich rasch, lief zum Fenster, horchte, rief und pfiff hinaus — keine Antwort. Da riegelte sie das Fenster fest zu und beschloß nun endgültig, sich um Kättche nicht mehr zu bekümmern. Sie sah nach der Uhr. Herrgott! Schon halb zwei. Zwei Stunden hatte sie geschlafen und ihrem tapferen Ritter ihr Wort nicht gehalten. Die Geisterstunde war vorüber. Wie mochte es dem lieben Jungen ergangen sein? Unverzagt machte sie sich auf den Weg. Um diese Zeit war es ja nicht mehr so grauslich.

Sie hatte ihren Leuchter mitgenommen und huschte leise die Steintreppe hinauf. Sie hatte ein bißchen Angst, daß sie den Kaspar erschrecken könnte, so daß er in der Schlaftrunkenheit vielleicht sie für das Gespenst halten und mit dem Revolver bedrohen möchte. Daher machte sie die Tür nicht gleich ganz auf, sondern flüsterte durch einen Spalt zuvor hinein, daß sie es sei. Als keine Antwort erfolgte, trat sie vollends hinein in den Rittersaal und fand ihren Helden fest schlafend. Regelmäßig hob und senkte sich seine Brust, seine Züge drückten ruhige Zufriedenheit aus, und er schnarchte sogar ein ganz klein wenig. Also war die Geisterstunde gewiß ohne aufregende Ereignisse vorübergegangen. Toinette dankte im Stillen

ihrem Gott, und dann streckte sie sich neben Kaspar unter die Decke, pustete das Licht aus und schmiegte ihren Kopf an seine Schulter. Wie wird er sich freuen, dachte sie, wenn er eufwacht, und findet mich in seinen Armen! O, und dann sind wir Bräutigam und Braut. Ob man es wohl riskiert, es gleich seinen Eltern zu sagen? Oder ob wir uns vorläufig nur heimlich lieben werden, so wie Erdmute und Jean Jaques?

Es war eine entscheidende Wendung in ihrem Leben eingetreten dadurch, daß der liebe Bub sein kühn gegebenes Wort wirklich eingelöst hatte. Da gab es soviel nachzudenken, daß Toinette vorläufig keinen Schlaf finden konnte. Sie mußte ja auch dafür sorgen, daß Kaspar aus dem Hause kam, ehe die Dienstboten sich erhoben; und ihr Bettzeug mußte auch erst wieder an Ort und Stelle gebracht werden, denn die Leute brauchten von dem nächtlichen Abenteuer nichts zu wissen. Nur der grandmaman wollte sie es sagen. O, wie würde sich die freuen, daß nun das Gespenst durch die kühne Tat dieses Heldenjünglings gebannt und die lähmende Furcht von ihren Sinnen genommen war.

Es gelang ihr wirklich, wach zu bleiben. Sie hörte die Mäuslein über den Estrich huschen, sie hörte draußen in der Schrankstube den Frost in dem alten Holze knacken, aber sie hatte keine Furcht. Sie war ja so wohl geborgen. Sie ruhte im Arme ihres erwählten Gatten, und neben sich zu seiner Rechten hatte er den geladenen Revolver liegen.

Sie wußte nicht, wie lange sie so im wohligen Dämmerzustande gelauscht haben mochte, als ihr plötzlich ein neues Geräusch zum Bewußtsein kam. Es war ihr, als habe sie unten im Erdgeschoß eine Tür gehen hören. Um Gottes willen, hatte sie am Ende doch verschlafen und war die alte Bampelschnut schon munter!? Sie erhob

sich auf den Ellbogen und rüttelte leise ihren Freund am Arm. Während der sich langsam ermunterte, vernahm sie deutlich, wie etwas die steinerne Treppe hinauftappte. In sinnloser Angst verkroch sich Toinette unter die Decke, während Kaspar vollends munter wurde, sich aufsetzte und nach seiner Blendlaterne griff.

Leise tat sich die Tür auf, und ein schwacher Lichtschimmer drang durch den Spalt. In diesem Lichtschimmer sah Kaspar eine lange graue Gestalt über die Schwelle schreiten. Aber da verlöschte der Schein. Fast geräuschlos schloß sich die Tür, und dann war nichts zu vernehmen als ein leichtes Schurren über den Estrich, ein Rascheln und Knistern wie von Seide. Durch die hohen unverhüllten Fenster drang ein ganz matter Widerschein der klaren Sternennacht in den finsteren Saal. Und in diesem magischen Dämmerlicht war die sich bewegende Gestalt als ein dunkler Schatten eben noch zu unterscheiden. Kaspar wollte die Erscheinung anrufen, aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, als ob der Spuk ihn schon mit festem Griff am Halse gepackt hielte, und er war unfähig, einen Laut hervorzubringen; aber all seine Sinne waren wach und gespannt, und die Finger seiner Rechten umschlossen fest das warme Laternchen. Jetzt vernahm er ein eigentümliches Rascheln und Kratzen, und im nächsten Moment flammte ein heller Blitz auf, und er erkannte deutlich eine menschliche Gestalt. Ein Gesicht, eine Hand leuchtete weiß aus dem schattenhaften Grau hervor. Die Angst erpreßte ihm einen erstickten Schreckensruf. Sofort verlöschte der Schein und seinem Schrei antwortete ein andrer, der nur von der Erscheinung ausgegangen sein konnte.

Das klang doch wie ein Schreckensruf? Trotz seiner eignen zitternden Angst hatte Kaspar noch soviel Be-

sinnung, um das zu unterscheiden. O, hat das Ding Furcht vor mir? zuckte es ihm durchs Gehirn. Dieser Gedanke gab ihm die Kraft, mit bebenden Fingern die Blechklappe des Blendlaternchens zurückzuschlagen. Ha, nun sah er's! Das Gespenst hatte einen ganz modernen Hut auf und unten unter dem grauen Gewand schaute ein weißer Kleidersaum hervor. Das Gesicht konnte er nicht erkennen, denn in dem Momente, wo der Schein der Laterne sie traf, hatte die Gestalt sich umgewendet und strebte mit raschen Schritten der entgegengesetzten Tür zu.

„Halt, wer da?" gelang es jetzt endlich Kaspar hervorzuwürgen.

Da hob die Gestalt, ohne sich umzuwenden, die Arme in die Höhe und ließ ein leises, schauerliches Gestöhn erschallen. Dann griff die eine weiße Hand nach der Türklinke.

Nun hatte Kaspar seine volle Besinnung wieder. Er sprang auf die Füße und, in der einen Hand die Laterne, in der andern Hand den Revolver, trat er einen Schritt vor und rief heiser, aber doch vernehmlich: „Steh' oder ich schieß'!"

Da kreischte die Gestalt auf, öffnete die Tür und huschte hinaus.

„Toni, auf! Wir haben's. Es ist ein Mensch. Mir nach!" rief Kaspar in fliegender Hast und stieß in seinem Eifer mit dem Fuße nach der Decke, unter der seine Liebste nun zitternd hervorkroch. Dann setzte er der Erscheinung nach. Seine Laterne erleuchtete ihr den Weg, sonst hätte sie schwerlich im Trab durch die Stockfinsternis dieser Korridore und Treppchen gefunden. Er war dem Spuk dicht auf den Fersen. Vor Toinettens Zimmertür hatte er's beinahe schon erwischt. Nun stemmte es sich von drin gegen die Tür und wollte den

Verfolger aussperren. Kaspar war ein ziemlich starker Junge. Er drückte seine Schulter gegen die Tür und mußte doch alle Kraft aufwenden, um nur zu verhindern, daß es der da drinnen nicht gelang, den Schlüssel herumzudrehen.

Jetzt war Toinette auch zur Stelle. Er herrschte sie an: „Aufgepaßt! Wirf dich gegen mit aller Kraft. Eins, zwei, drei!"

Ein mächtiger Stoß. Die Tür gab nach und nun standen die beiden in Toinettens Schlafzimmer der grauen Gestalt gegenüber. Es war Kättche.

„Tut mir nix!" keuchte das Mädchen atemlos und streckte den beiden aufgeregten jungen Menschen ihre gefalteten Hände flehend entgegen.

Aber Kaspar war besinnungslos vor Wut. Er legte Laterne und Revolver aus der Hand und stürzte sich auf die Zofe. Sie wehrte sich aus Leibeskräften. Aber es half ihr nichts. Er drückte sie auf das Bett nieder, kniete auf ihren Leib und bearbeitete sie mit seinen Fäusten. Sie schrie nicht, sie stöhnte nur dumpf bei jedem wuchtigen Stoß, bei jedem rohen Schlag. Sie hatte es aufgegeben sich zu wehren, nur mit den Beinen stieß sie noch kraftlos um sich. Und der toll gewordene Bub knirschte sie wütend an: „So, du Kanaille! Da, du verfluchtes Aas! Da hast du's, ich will dich lehren, Gespenst spielen! Hin mußt du werden!"

Voll Entsetzen schaute Toinette dem Strafgericht zu. Dabei überkam sie doch ein wonniges Gefühl, eine tolle Freude über die ausgleichende Gerechtigkeit. Die hatte nicht danach gefragt, daß sie, Toinette, den Tod haben konnte von dem Schreck, den sie ihr eingejagt. Jetzt mochte sie büßen. Und mit gierig aufgerissenen grausamen Augen schaute sie der Exekution zu.

Da traf ein klatschender Schlag mit der flachen Hand Kättches Wange, und das Mädchen brach in ein wimmerndes Schluchzen aus. Das schnitt Toinetten ins Herz, als ob sie selber der Schlag getroffen hätte. Sie fiel Kaspar in die Arme und rang mit ihm, um ihn von seinem Opfer abzubringen. Endlich ließ er's genug sein. Er konnte nicht mehr. Keuchend flog ihm der Atem, und der Schweiß rann ihm in Strömen übers Gesicht. Mit ihrem eignen Tüchlein trocknete Toinette ihm Stirn und Wangen und zog ihn ins Wohnzimmer hinein. „Komm, Kasperle, mein Liebster, komm," schmeichelte sie lieblich, „ruh' dich aus! Kühl' dich ab! So laß ich dich nicht fort." Er fiel erschöpft auf den nächsten Stuhl, haschte nach ihrer Hand und drückte sie gegen sein wildklopfendes Herz. Und sie war so stolz auf ihn — und grauste ihr doch dabei vor seiner rohen Männlichkeit! Gerade das Richtige, um ein junges Weiberherz in zitternder Seligkeit schlagen zu lassen. Sie trat neben ihn und streichelte ihn sanft, bis er wieder ruhig atmete. Und dann durfte er seinen ausbedungenen Lohn in Empfang nehmen und sich nach Herzenslust satt küssen. Und als sie ihn ein paar Minuten später am Pförtchen mit heißem Dank für seine erlösende Tat entließ, da gab sie ihm noch freiwillig einen süßen, unschuldigen Kuß auf den Weg, der das „Ewig Dein" besiegeln sollte, das er ihr feierlich in dieser denkwürdigen Morgenstunde abverlangt hatte.

Kättche lag immer noch regungslos auf dem Bett, als Toinette in ihr Zimmer zurückkehrte. Sie wimmerte leise vor sich hin, von Zeit zu Zeit stieß sie ein Schluchzer und zitterte ein Frostschauer über ihren zerschlagenen Körper. Toinette mußte sie ausziehen und ins Bett bringen wie ein Kind. Sie war kaum imstande, sich zu rühren. Außerdem roch sie stark nach Spirituosen.

Trotz ihres harten Lagers schlief Toinette wie eine Tote. Die Babett und die Gräfin hatten mehrmals vergeblich versucht, sie zu wecken. Man hatte natürlich die zerwühlte Lagerstelle im Rittersaal entdeckt und sich den Kopf zerbrochen, was da wohl für ein tolles Abenteuer dahinterstecken mochte. Das Kättche hatte man auch nicht erwecken können. Schrecklich sah es aus im grauen Morgenlicht. Das eine Auge dunkel unterlaufen, die inke Wange dick geschwollen, und über die Lippen waren Blutstropfen von dem verletzten Zahnfleisch bis über das Kinn geronnen.

Endlich um zehn Uhr vormittags waren die beiden fast gleichzeitig munter geworden, und nun hatte die Gräfin alles erfahren. Das Kättche hatte sich zu einem Geständnis bequemt. Ohne Reue, mürrisch, verbissen, fast höhnisch kam's heraus. Sie hatte schon seit Monaten einen Nachschlüssel zu der kleinen Pforte besessen und wiederholt Nächte außer dem Hause zugebracht — wo, sagte sie nicht. Und dann hatte sie den Spuk inszeniert, um sich an der Bampelschnut zu rächen, weil die sie der Gräfin verraten hatte. Und in der folgenden Nacht hatte sie nur zum Spaß ein bißchen rumort, um den heilsamen Schreck vor dem Spuk zu befestigen, und das junge Fräulein sollte am Morgen die Gespensterfalle intakt vorfinden. Später hätte sie es ihr dann sagen wollen, und sie hätten zusammen über den Streich gelacht, den sie der Bampelschnut gespielt. Daß Adam die Nacht bei der alten Magd wachen würde, hatte sie nicht gewußt. Und daß er die Courage hatte, ihr nachzugehen, war ihr vollends unvermutet gekommen. Sie hätte also nichts dafür gekonnt, daß der Spaß so übel auslief; aber deswegen brauchte sie sich doch nicht gefallen zu lassen, daß so ein nichtswürdiger Bub sich an ihr vergriffe.

Halbtot habe er sie geschlagen, und sie werde Stillings auf Schadenersatz verklagen.

Toinette flehte um Gnade für Kättche. Man sollte ihr doch wenigstens erlauben, bis zu Silvester im Hause zu bleiben, und es wäre doch gar zu grausam, sie so kurz vor dem Fest und in diesem schrecklichen Zustande fortzuschicken. Sie könnte sich unmöglich vor den Leuten so sehen lassen. Aber die Gräfin war unerbittlich. Mit fest aufeinander gepreßten Lippen, auf ihren Stock gestemmt, stand sie dabei, wie das trotzige Mädchen sich wusch und ankleidete, und dann folgte sie ihm in seine Kammer und hieß es sofort seine Habseligkeiten zusammenpacken und ließ es nicht aus den Augen, bis der Koffer verschlossen war und Adam mit einem befreienden Kraftfluche das Torpförtchen hinter ihr zugesperrt hatte.

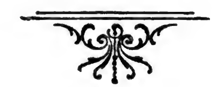
— — — — — — — — — — — —

Am Nachmittag hatte Fräulein Erdmute Oberkamp eine lange Unterredung mit der Gräfin. Sie suchte danach Toinetten in ihrem Zimmer auf, schloß sie liebevoll in ihre Arme und sprach: „Bereite dich auf einen großen Schmerz vor, mein Liebling. Du mußt gleich nach dem Fest dies Haus verlassen. Ich habe deiner lieben grandmaman ein Pensionat in der Schweiz empfohlen, wo du sehr gut aufgehoben sein wirst. — Ja, es hilft nichts, mein liebes Kind, du mußt dich drein fügen. Es wird ja deiner lieben grandmaman auch sehr schwer — schon allein finanziell — aber es geschieht wirklich zu deinem Besten. Du wirst es ihr einst danken. — Kaspar hat seiner Mutter alles gestanden. Das ist ein gefährlicher Junge mit seiner Leidenschaft. Er muß zu Ostern aufs Gymnasium nach Wiesbaden, und ich werde das Haus verlassen. Nicht wahr, du wirst einsehen, daß du jetzt doch

nicht mehr mit Kaspar zusammen Unterricht haben kannst. Du bist ja ein gescheites, tapferes Mädel, und wir werden dir alle helfen in deiner Herzensnot, denn wir haben dich alle lieb, du gutes, liebes Kind!"

Und es blieb dabei. Zu Neujahr reiste Toinette ab.

Ende des ersten Bandes.



Zweiter Band.

Elftes Kapitel.

Die École des jeunes demoiselles von Madame Severin in einem hübsch gelegenen Gärtchen am Neuenburger See war keineswegs ein besonders vornehmes Institut seiner Art, aber dennoch gingen die Aufwendungen, welche die weite Reise, der Pensionspreis, die vielen Extras, die die standesgemäße Ausrüstung ihres Lieblings erforderten, weit über die Mittel der armen Gräfin hinaus. Sie hatte sich an den Oberstleutnant de Rège wenden müssen, der denn auch gleich bereit gewesen war, für diesen ihm gut dünkenden Zweck das Nötige aus dem geringfügigen Vermögen Toinettens — es betrug noch keine 10000 Mark — flüssig zu machen. Natürlich war unter solchen Verhältnissen nicht daran zu denken, daß Toinette die Ferien auf Raueneck verbrachte. Sie mußte mit den ganz wenigen Mitschülerinnen, die irgendwo über dem Ozean oder im Innern Rußlands daheim waren, bei Madame Severin aushalten. Später, als sie unter den wohlhabenden Mädchen aus Süddeutschland und Frankreich ein paar gute Freundinnen erworben hatte, wurde sie auch zuweilen von deren Eltern eingeladen. Und als sie einmal so weit war, vermißte sie ihr altes Spukschloß und ihre lieben Stillings überhaupt nicht mehr.

Nur das Eingewöhnen war ihr recht hart angekommen. Sie empfand die Trennung von ihrem Bräutigam, dem

heldischen Jüngling Kaspar, als eine brutale Gewalttat, die durch keine wahrhaft vernünftige Erwägung zu rechtfertigen sei. Kaspar hatte ihr doch seine Zukunftspläne so verständig entwickelt. Er dachte selbstverständlich nicht daran, gleich oder auch selbst in den nächsten Jahren zu heiraten. Er wollte zuvor seinen Eltern beweisen, daß er imstande sei, aus eigner Kraft sich eine Lebensmöglichkeit aufzubauen. Er war fest entschlossen, sich der Bühne zu widmen und hegte keinen Zweifel, daß es ihm bei seinem Talent und seinem soliden Charakter sehr bald glücken würde, für erstes Fach an einem bedeutenden Kunstinstitut engagiert zu werden. Er hatte sich genau erkundigt nach den Gagenverhältnissen. Freilich, wenn er dem Wunsche seiner Eltern folgte und Jurist wurde, dann konnte er hoch in die Dreißig kommen, bevor er aus eigenen Mitteln eine Frau anständig zu ernähren imstande war. Aber erster jugendlicher Liebhaber an einem Hoftheater mit 10000 Mark Jahresgage konnte er bei einigem Glück schon mit zwanzig Jahren sein. Und so lange wollte sie ja auch gerne warten. Mein Gott, was bildeten sich diese Stillings eigentlich ein? Sie war doch immerhin eine gebildete junge Dame von Adel und Erbin eines Schlosses am Rhein. Nach Geld zu heiraten hatte ihr Sohn doch wahrhaftig nicht nötig. Und wenn sie wirklich in ihrem protzenhaften Dünkel den Geldsack höher hielten als die Vorzüge der Geburt und den Adel des Geistes, nun, dann würde Kaspar auch der Mann dazu sein, auf seine werte Familie zu pfeifen und sich sein Glück mit starker Faust selbst zu schmieden. Die gute grandmaman hatte vollends keinen Grund, sich gegen eine so aussichtsvolle Verbindung zu sträuben. Menschlicher Voraussicht nach würde sie ja überhaupt ihre Heirat nicht mehr erleben. Dann konnte es ihr ja sowieso

gleichgültig sein, ob sie einen Prinzen oder einen Weinhändlerssohn bekam. Auf jeden Fall wußte sie sie doch gut versorgt, denn ihr Kaspar, der schon mit 16 Jahren furchtlos einem Gespenst entgegengetreten war, der würde sich auch später im Leben vor keinen Schwierigkeiten bange machen lassen, sondern sich unter allen Umständen seinen Platz an der Sonne erkämpfen.

Das war so der Inhalt der ersten Briefe gewesen, die Kaspar und Toinette wechselten. Aber diese Briefe, die anfangs mindestens allwöchentlich getauscht wurden, wurden schon recht bald seltner und immer seltner. Das große Thema war erschöpft, und das beiderseitige tägliche Leben gab nicht viel neuen Stoff her. Kaspar hatte ein paarmal seiner leidenschaftlichen Sehnsucht einen Ausdruck zu geben gewagt, der Toinetten Angst machte. Wenn eine von ihren furchtbar korrekten, tugendhaften Mitschülerinnen oder gar eine Lehrerin solch ein Schreiben erwischt hätte — o Gott, nicht auszudenken! — Man hätte sie womöglich mit Schimpf und Schande aus der Anstalt verwiesen. Und sie hatte diese kompromittierenden Schriftstücke in kleine Fetzchen zerrissen, im Ofen verbrannt und sich Kaspar gegenüber einen derartig unanständigen Ton energisch verbeten. Dafür hatte sich Kaspar in der Weise gerächt, daß er die gewissenhaft ausführlichen Mitteilungen Toinettens über ihre Lehrerinnen und Mitschülerinen einer höhnischen Kritik unterzogen hatte.

„Weißt Du," hatte der Brief geendet, „Du kannst Dir wirklich die Mühe sparen, Deinen Gänsestall vor mir auszukehren. Interessiert mich absolument nicht. Du scheinst mir selber schon ein trauriges Hinkel geworden zu sein, wenn Du keine anderen Eier legen kannst — ich meine, *geistige* Eier! Hast Du überhaupt eine Ahnung,

wie es in mir kocht und wogt?! Und Dein sogenannter Busen scheint überhaupt nur bewegt zu werden von der großen Frage: werde ich unter den nächsten Thème eine Drei oder eine Zwei bis Drei kriegen? Nein, mein Schatz, so imponierst Du Kaspar Stilling nicht! Die Toinette, der meine Feuerseele heiß entgegenschlug, war kein fades Pensionatsgänschen. Also schau zu, daß Du Dein besseres Selbst wiederfindest. Beweise mir das durch eine Tat. Wenn Du Dich meiner würdig zeigen willst, so stelle irgend etwas Genialisches an, daß Deinen Paukerinnen die Haare zu Berg stehen. Weißt Du, wo ich lieben soll, muß ich achten können. Ich achte nur den freien Geist.

Ich küsse Dich

Dein Kaspar Stilling."

Ein großartig ausschweifender Schnörkel, den er um seine Unterschrift herumgeschleudert hatte, bewies, wie stolz der junge Mann auf seine Frechheit war. Aber trotzdem nahm ihm Toinette diesen Brief so übel, daß sie ihm lange Zeit überhaupt nicht mehr schrieb und später, als er sanftere Seiten aufzog und einigermaßen um Entschuldigung gebeten hatte, auch nur kühl in den Grenzen vorschriftsmäßiger Wohlanständigkeit antwortete. Schließlich ließen sie's alle beide bei etlichen inhaltslosen freundlichen Zeilen an ihren Geburtstagen und sonstigen festlichen Gelegenheiten bewenden.

Dreiviertel Jahr war nun Toinette bereits in der Pension, ohne jemals daheim auf Raueneck gewesen zu sein. Sie hatte sich in dieser kurzen Zeit so in den Geist des Instituts hineingelebt, daß sie sich der Möglichkeit anderer Lebensbedingungen für ein gesittetes junges Mädchen von Stande kaum mehr bewußt war. Sie wäre auch in ihrem gegenwärtigen körperlichen Entwicklungsstadium zu

jedem geistigen Widerstand unfähig gewesen. Ihre Glieder, die einen mächtigen Schuß in die Länge getan hatten, fühlte sie oft wie zerschlagen, ihre Lippen und Augenlider zeigten die übliche Blutleere der jungen Mädchen ihres Alters, ihr Appetit war schlecht oder launisch und immer war sie müde. Sie schämte sich fast der Erinnerung an die kecke Gesundheit ihrer letzten Kinderjahre und war dem Schicksal dankbar, weil es sie in ein Leben hineingesetzt hatte, das von einem gut geölten Uhrwerk reguliert wurde. Widerstandslos gab sie sich jedem Einfluß der Belehrung und des Beispiels hin, tat gedankenlos ihre Pflicht und war unbewußt dankbar dafür, daß es ihr so bequem gemacht war, sich zur feinen jungen Dame mit normalem Charakter und normalen Gesinnungen zu entwickeln. Die Lehrerinnen versicherten ihr alle, sie in ihr Herz eingeschlossen zu haben, die Mitschülerinnen redeten furchtbar viel von Liebe — ungefähr die Hälfte von ihnen hatten ihr ewige Freundschaft zugeschworen. Da brauchte ihr Herz wahrlich nicht zu darben: und wenn sie je an der Echtheit dieser üppig wuchernden Gefühle hätte zweifeln wollen, so hatte sie ja immer noch einen unbedingt zuverlässigen Rückhalt an der Liebe der grandmaman, denn die war echt, groß, lebenausfüllend.

Voll inniger Rührung spürte sie es aus den häufigen Briefen der Raugräfin, wie sie diesem einsamen alten Herzen alles war, die einzige Sorge, die einzige Freude. Furchtbar hart mußte es für die arme alte Frau sein, sie gerade jetzt entbehren zu müssen, denn sie hatte soviel mit Ärger und Not zu kämpfen. Die brave alte Bampelschnut war ganz plötzlich gestorben, an Herzverpfropfung, hatte der Arzt gesagt, und der alte Adam, der zeit ihres Lebens sich fast täglich mit ihr herumgezankt, hatte sich nun den Tod so zu Herzen genommen, daß ihm selber alle

Lust zum Leben vergangen war. Er lief mit einem Trauerflor um den Arm herum, obwohl er nicht im entferntesten mit der Babett verwandt gewesen war, und klagte geschwätzig den fremdesten Menschen das Leid seines einsamen Alters, und daß er sein eignes letztes Stündlein nun auch nahe fühle.

Das Schlimmste dabei war, daß es der Gräfin nicht gelingen wollte, einen passenden Ersatz für Babett zu finden. Tüchtige Köchinnen waren zu teuer und weigerten sich außerdem, die Hausarbeit und die persönliche Bedienung der alten Dame zu übernehmen, und die jungen Dinger, die wohl für ein Erschwingliches als Mädchen für alles gegangen wären, mußten in allem erst angelernt werden. Dazu kam noch als erschwerendster Umstand, daß die meisten sich von vornherein weigerten, in dem alten einsamen Gespensterschloß zu dienen. Die dumme Spukgeschichte war im ganzen Rheingau bekannt geworden und hatte sich in den Köpfen der kleinen Leute so festgesetzt, daß auch die Entdeckung der natürlichen Herkunft dieses Spukes kaum etwas gegen das Vorurteil auszurichten vermochte. Ein paarmal hatte die Gräfin mit gutwilligen Mädchen vom Lande einen Versuch gemacht, aber immer bald die Geduld verloren, denn ihre Kräfte reichten nicht mehr aus, um von früh bis abends diesen hilflosen jungen Dingern auf den Dienst zu passen. Und Adam war vollends mit allen unzufrieden und trug durch seine unerträgliche Nörgelei redlich das Seine dazu bei, eine nach der andern hinauszugraulen. An einem Verkehr, der sie aufmuntern und zerstreuen konnte, fehlte es ihr auch gänzlich, seit dem Hauptmann Berenbruch ihr Haus verboten und der Herr Benefiziat von ihr so schnöde behandelt worden war. Jean Jaques Stilling senior hatte sich zwar zuweilen freundlicherweise nach ihr umgesehen,

aber neuerdings kam er auch nicht mehr, weil ihm der junge Herr Kaplan, den sie sich allmählich ins Haus gewöhnt hatte, unsympathisch war. Die beiden waren einmal in ihrer Gegenwart über religiöse Fragen scharf aneinandergeraten. Und so mußte sie es täglich aus dem Munde des eifrigen Gottesmannes hören, daß der Umgang mit diesen ketzerischen Freigeistern ihr nur zum Unheil gereichen könne. Dazu kamen noch die pekuniären Sorgen! Es war ein schlechtes Weinjahr gewesen und die Pacht nur mit vielen Scherereien und erheblichen Nachlässen einzutreiben gewesen. — Und in all dieser Not und dieser schrecklichen Verlassenheit waren die artigen korrekten Briefchen ihrer Toinette der einzige Trost, die einzige reine Freude gewesen.

Da fiel mitten in die großen Sommerferien hinein eine Nachricht, die Toinetten aus ihrem wohligen, schlaffen Dämmerdasein gewaltsam aufrüttelte. Der Herr Kaplan Guido Römpel schrieb ihr, daß sie unbedingt sofort nach Hause kommen möge, da die Frau Gräfin im Sterben liege und sie sehnlichst noch einmal zu sehen wünsche. Ein Fünfzigmarkschein lag dem Schreiben bei.

Am nächsten Morgen schon reiste Toinette ab und gelangte spät abends nach Hause. Sie fand die Gräfin noch am Leben — sie war sogar sehr lebendig, die alte Dame. Sie saß im Bette aufrecht, fuhr mit den zitternden Händen auf der Bettdecke herum, als ob sie Klavier spielte, wiegte fortwährend den Kopf hin und her und schwatzte mit unheimlichem leisen Lachen unaufhörlich vor sich hin. Aber sie erkannte ihr geliebtes Toinettchen nicht mehr. Als sie sich umarmt und unter heißen Tränen geküßt fühlte, hatte sie nur einen Moment verständnislos die neue Erscheinung angestarrt, um dann gleich wieder in ihr wunderliches Geschwätz zurückzuverfallen.

„Ei, ei, was will meine süße Zuckerpuppe?“ verstand Toinette, mit Anstrengung hinhorchend. „Ein Brillantkollier? Soll sie haben, soll sie haben! Nächstes Jahr — schlechte Zeiten — schlechte Zeiten. Geht nichts ein. Mißwachs — Teuerung. — Finanzminister entlassen. — Hihihi! — Zuckerpuppe, nicht weinen! — Zuckerpüppchen an die linke Hand. — — Ah, warte, Weib! Sollst mir büßen! Sollst mir büßen! — Babett! Babett! Von dem grünen Schwabenpulver — in die Suppe! Ich steige über den Zaun. Ich tu's, ich tu's.“ Plötzlich packte sie mit beiden Händen in die Decke und zerrte sie mit wilder Leidenschaft, unheimlich grollende Laute aus der Tiefe hervorholend, hin und her, als würgte sie einen Todfeind am Halse.

Voll Entsetzen wandte sich Toinette dem jungen Kaplan zu, der sie an das Krankenlager geführt hatte. „O Gott, Herr Kaplan, was ist das bloß? Sind das Delirien? Was sagt denn der Arzt?“

Der junge Mann, der seine Augen zu Boden geschlagen hatte, sobald sie ihn anredete, senkte seinen dunklen Kopf zur Seite und erwiderte, der Arzt wisse auch nicht, was er daraus machen solle. Er habe sie sorgfältig untersucht und sogar noch einen Kollegen zugezogen, aber alle Organe so gesund gefunden, daß sie damit noch gut zehn Jahre leben könnte. Es müsse sich also wohl um eine Alterskrankheit des Gehirns handeln. Er halte es nicht für ausgeschlossen, daß sie die Krise überstehe und eine zeitlang wieder ganz vernünftig werde. Die Paralyse sei freilich über kurz oder lang doch zu erwarten. Wahrscheinlicher erscheine ihm aber bei solch heftigem Eintritt der Erscheinungen, daß die Auflösung sehr bald erfolgen werde.

Toinette sah den Kopf des jungen Geistlichen scharf im Profil, während er sprach, und wie erregt sie auch

über den unheimlichen Zustand der grandmaman war, bemerkte sie doch, daß der Herr Kaplan ein hübscher Mensch war. Ein echter Römerkopf mit auffallend sinnlichen Lippen. Sie bemerkte aber auch eine Eigenschaft an ihm, die diesen Eindruck seines Äußeren vollständig zerstörte und ihn direkt unangenehm machte. Der Mann war nämlich mit einem klebrigen Speichel behaftet, der beim Sprechen zwischen den geöffneten Zähnen Fäden zog Außerdem war es ihr unangenehm, daß er sie beim Sprechen nicht ansah. Sie horchte noch eine Weile auf das grollende Gemurmel der Gräfin, ohne mehr als einzelne Worte zu verstehen, und wandte sich dann wieder an den Kaplan. „Solange ich meine Urgroßtante kenne, hat sie noch nichts so aufgeregt, als wie diese schreckliche Frau. Wissen Sie vielleicht, ob neuerdings wieder etwas vorgefallen ist, was sie sich so hätte zu Herzen nehmen können?“

„Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen. Was meinen Sie für eine schreckliche Frau?“

„Nun, die Frau Berenbruch doch. Hat Ihnen grandmaman nicht erzählt, wie sie mit ihr zusammengeraten ist?“

„Nein, niemals. Der Herr Benefiziat hat mich übrigens gleich gewarnt, den Namen dieser Dame je in Gegenwart der Frau Gräfin zu nennen. Aber es wäre schrecklich, wenn sie so im Haß dahingehen müßte. Die Frau Hauptmann Berenbruch hat jedenfalls ein gottseliges Ende gehabt.“

„Was? Ist sie tot?“ rief Toinette, außerstande, ihre lebhafte Genugtuung zu verbergen.

„Allerdings. Vorgestern haben wir sie begraben,“ versetzte der junge Geistliche, indem er sie mit einem verwunderten Blick streifte.

„Und grandmaman weiß das nicht?“

„Sie ist ja schon über eine Woche nicht mehr zurechnungsfähig. Und das Irrereden dauert schon seit drei Tagen an. Ich glaube schwerlich, daß sie die Nachricht mit Bewußtsein aufgenommen hätte, selbst wenn jemand sie ihr gebracht haben sollte.“

„Schade,“ sagte Toinette nachdenklich, und ein leises Lächeln huschte über ihre abgespannten Züge.

Ein kurzes Aufblitzen der dunklen Augen traf Toinette, und der junge Geistliche sprach mit scheuem Flüstern: „Versündigen Sie sich nicht, mein Fräulein. — Geben Sie mir ihr Wort, daß Sie mich zu jeder Tages- oder Nachtstunde rufen lassen wollen, sobald ein Moment geistiger Klarheit eintreten sollte. Es wäre furchtbar, wenn die Frau Gräfin ohne Beichte und Absolution . . .“

„Ja, ja, ich verspreche es Ihnen,“ fiel Toinette ihm hastig in die Rede und schlug in seine ausgestreckte Hand ein.

Der Kaplan hielt sie mit heftigem Druck fest. „Gott verleihe Ihnen Kraft,“ sagte er leise. Dann gab er ihre Hand frei, neigte den Kopf und ging ohne aufzuschauen hinaus.

Feuchte Hände waren Toinette etwas Gräßliches. Sie wischte lange mit ihrem Tüchlein an ihrer Rechten herum. Und dann erschien die Magd, um sich nach ihren Befehlen zu erkundigen. Es war eine alte, garstige Person, die Adam nach seinem Geschmack ausgewählt haben mochte; aber sie hatte wenigstens bereits über vier Wochen ausgehalten und wußte einigermaßen Bescheid. Sie schien auch nicht ganz dumm zu sein, denn sie vermochte die Vorschriften des Arztes über die Pflege deutlich wiederzugeben.

Toinette ließ sich ihr Bett dicht neben dem der grandmaman aufstellen und bereitete alles für die Nachtwache vor. Für den Fall sich Hitze im Kopf zeigen sollte,

waren Eiskompressen angeordnet, und für den Fall, daß Herzschwäche eintreten sollte, eine Medizin bereitgestellt. Um elf Uhr entließ Toinette die beiden Dienstleute. Im Zustande der Patientin hatte sich wenig geändert. Sie schien aber etwas ruhiger zu sein und murmelte nur noch leise vor sich hin. Da glaubte Toinette es wagen zu dürfen, sich auszuziehen und im Bett ein wenig auszustrecken. Die lange Eisenbahnfahrt in der dritten Klasse hatte sie doch sehr angegriffen. Alle Knochen schmerzten sie, und sie fühlte sich todmüde. Trotzdem versuchte sie wachzubleiben. So oft ihr die Augen zufielen, raffte sie sich gewaltsam wieder empor, beugte sich nach dem Bett der Gräfin hinüber und redete sie leise an. Da sie aber nie eine Antwort bekam, gab sie es endlich auf, und nun forderte die Natur ihr Recht. Sie versank in bleischweren Schlaf.

Als sie erwachte, gewahrte sie mit Schrecken, daß durch die Holzladen helle Strahlen in das dunkle Zimmer hereindrangen. Erschrocken sprang sie auf und schlug den nächsten Laden zurück. Es war hellichter Tag, wenn auch noch morgendliche Stille draußen. Und als sie sich umwandte, sah sie die offnen Augen der Gräfin groß und starr auf sich gerichtet, aber ihr Gesicht war ganz ausdruckslos. Sie befand sich immer noch in der halb sitzenden Lage, wie man sie zur Nacht gebettet hatte, und regte kein Glied.

„Grandmaman!“ schrie Toinette erschrocken auf. Dann lief sie nach dem Bett und legte zaghaft ihren Arm um den Nacken der Greisin und ihren Kopf an ihr Herz. Das schlug schwach, aber ganz ruhig.

„Gott sei Dank,“ murmelte Toinette. Und dann setzte sie sich auf den Bettrand, legte ihre Hände auf die Schultern der Kranken und sprach laut und fröhlich:

„Guten Morgen, grandmaman. Sieh doch, Toinettchen ist da. Kennst du mich denn nicht?"

Und da nickte sie mit dem Kopf und murmelte, immer, ohne eine Miene zu verziehen, still zufrieden vor sich hin: „Ja, Toinettchen ist da. — Oh, Hoheit werden Augen machen. Ja, mein Prinz. Toinettchen ist mein Einziges. Sie müssen gut sein zu Toinettchen. Mein Herzepuppele hat mich doch lieb?"

„Gewiß hab' ich dich lieb, grandmaman," rief Toinette ganz laut und schüttelte das welke greise Körperchen mit ungeduldiger Heftigkeit. „So sag' mir doch, daß du mich kennst. — Ich bleibe ja jetzt bei dir. Ich will nach dem Frühstück rufen, ja? Und dann trinken wir den Tee zusammen im Bett. Dann wollen wir wieder vergnügt sein wie früher. Die alte gräßliche Frau Berenbruch ist ja nun tot."

Da warf die Greisin den Kopf auf und stieß ein deutlich fragendes „Heh?" aus. Wohl starrte sie immer noch verständnislos ihrem lieben Mädelchen ins Gesicht, aber es schien ihr doch ein Schimmer von Bewußtsein aufzudämmern. Ihre Augen gewannen einen erstaunt forschenden Ausdruck, und ihre Finger tasteten an den Armen des Mädchens hinauf. Dann ließ sie sich plötzlich erschöpft von der Anstrengung, sich in ihrem verstörten Geist zurechtzufinden, hinten übersinken. Toinette rückte ihr die Kissen zurecht, so daß sie in mehr gestreckte Lage kam, und legte ihr, weil die Stirn ihr fiebrig deuchte, eine Kompresse auf den Kopf. Nach etwa zehn Minuten war sie sanft eingeschlummert.

Da kleidete sich Toinette rasch an und lief hinunter, um nach dem Frühstück zu schauen. Adam und die neue Magd kamen mit in das Krankenzimmer und erklärten, daß sie seit mindestens acht Tagen die Gräfin nicht so friedlich hätten schlummern sehen.

Als gegen $^1/_2$10 Uhr der Arzt kam, schlief die Kranke immer noch. Er erklärte das Symptom für sehr erfreulich. Er gab die Orte an, wo man ihn finden könnte, falls sie im Laufe der nächsten zwei Stunden erwachen sollte, denn er wollte dann gern gleich zur Stelle sein.

Als er wirklich gegen 12 Uhr wiederkam, sah er das junge Fräulein zu Häupten des Bettes knien und die Gräfin über sie gebeugt, ihr zärtlich den Blondkopf streichelnd, und dicke Tränen der Freude rannen ihr langsam über die welken Wangen. Der Herr Kaplan war auch anwesend, und er drang mit Eifer darauf, die günstige Gelegenheit, ihr die Beichte abzunehmen und die letzte Ölung zu erteilen, nicht vorübergehen zu lassen. Es bedurfte der ganzen Energie des Arztes, um den jungen Eiferer von seinem Vorhaben abzubringen. „Ich sage Ihnen ja," beschloß er seine Rede, „die alte Dame kann noch zehn Jahre leben. Sie hat eine robuste Natur. Aber jetzt müssen wir ihr jede Aufregung ängstlich fernhalten. Die Freude, daß sie ihr geliebtes Kind wieder da hat, wird sie gesund machen, das hoffe ich bestimmt."

Toinette begleitete die beiden Herren hinunter, und als der Kaplan am Tore sich etwas gekränkt empfohlen hatte, hielt sie den Arzt noch zurück und erzählte, im Hofe mit ihm auf und ab wandelnd, daß sie der grandmaman den Tod der Frau Hauptmann Berenbruch mitgeteilt habe. Der Arzt, der wiederholt Zeuge der Ausbrüche wilden Hasses gewesen war, hielt es wohl für möglich, daß von diesem Punkt die ganze geistige Verwirrung ausgegangen und nach der Befreiung von solch schwerem Gemütsdruck die Hoffnung auf endliche Wiederherstellung wohlbegründet sei. „Allerdings, mein Fräulein," schloß er, „darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben:

ganz normal ist die Frau Gräfin geistig nicht mehr. Es ist der beginnende Marasmus, der sich in allen Gehirnfunktionen bemerkbar macht. Eine allmähliche Verkalkung oder was es nun sein mag. Darüber gibt es nur Vermutungen. Ihre Gegenwart wird jedenfalls die beste Medizin für sie sein." Damit empfahl er sich.

Und es wurde nun wirklich von Tag zu Tage besser mit der Gräfin. Sie begann wieder regelmäßig Nahrung zu sich zu nehmen und war bald wieder imstande, ein wenig im Hause herumzugehen und bei Sonnenschein auf dem Balkon zu sitzen.

Toinette hatte gleich am zweiten Tage ein Briefchen an den Hauptmann Berenbruch geschrieben, in dem sie ihm mit den üblichen Redensarten zum Tode seiner Gattin kondolierte und die Bitte anschloß, sich nunmehr wieder öfter auf Burg Raueneck sehen zu lassen. Als Antwort auf dieses Schreiben war zunächst, von einem Dorfkinde überbracht, ein Blumenstrauß mit der Visitenkarte des Hauptmanns und einem Glückwunsch zur Genesung darauf abgegeben worden. Und ein paar Tage später war er selber in der Dämmerstunde erschienen. Der Besuch hatte die Patientin zwar sehr aufgeregt, aber andrerseits genoß sie das Wiedererscheinen des ihr so schnöde entzogenen Freundes wie einen großen Triumph. Der Hauptmann mußte nun jeden Abend kommen. Er war selbst durch die Erregungen der letzten Zeit arg mitgenommen. Sein Haar war schneeweiß geworden. Seine Hände zitterten greisenhaft. Es war rührend, diese beiden alten Leute zu sehen, wie sie in der gänzlichen Vereinsamung ihrer Herzen sich an ihr gemeinsames Ideal, die Treue zu dem entthronten Landesherrn und die Liebe zu dem jungen Geschöpf anklammerten, das als das einzige Stück Jugend unter den modernden Trümmern begrabener Lebensfreuden

und Hoffnungen ihnen die Gegenwart verklärte und lächelnde Grüße von der Zukunft brachte.

Toinette mußte sich jetzt auch um die Wirtschaft und die Geldangelegenheiten bekümmern und wurde nun erst mit Schrecken inne, wie übel es damit bestellt war, mit welchen elenden Sorgen die arme grandmaman zu kämpfen hatte, um nur ihr Hauswesen einigermaßen anständig in Gang zu erhalten und ihren bescheidenen Tisch notdürftig zu bestellen. In ihrer Ratlosigkeit vertraute sie sich dem Hauptmann an, und der legte aus Eignem zu, wo's fehlte, und wußte das so delikat zu bewerkstelligen, daß Toinette selbst nicht einmal merkte, daß sie Geschenke annahm.

Am liebsten hätte natürlich die Gräfin ihr Toinettchen ganz wieder da behalten. Sie verfiel, jemehr sie ihre Gesundheit wiedererlangte, desto mehr wieder in ihre alten Lieblingsträume. Auf den Prinzenraub wollte sie ausziehen gemeinsam mit ihrem Herzepuppele. Sie wollte es noch erleben, daß sie zum mindesten Hofdame würde, womöglich aber gar noch auf ihrer morganatischen Hochzeit eine Quadrille tanzen.

Toinetten grauste vor solchen Phantasien. Ihr Geist war jetzt so völlig auf die normale Wohlgesittetheit eingestellt, daß ihr solche Vorschläge geradezu sündhaft erschienen. Aber sie wollte doch die gute alte Dame, deren Lebenslichtlein nur noch von der Liebe dieses Kindes seine Nahrung sog, auch nicht durch eine schroffe Abweisung kränken, und darum stellte sie ihr eifrig vor, daß sie unmöglich mit ihrer so gänzlich unabgeschlossenen Bildung und unentwickelten Körperlichkeit daran denken könne, bei Hofe eine Rolle zu spielen. Die Gräfin mußte das wohl oder übel einsehen und sich nach etwa vier Wochen drein fügen, ihren Liebling wieder ziehen zu lassen. Körperlich war sie ja wieder so rüstig und beweglich wie ehedem und

auch ihr Geist hatte aus der Freude über den Besuch des geliebten Kindes wieder soviel Kraft geschöpft, daß er wohl abermals ein Jahr oder länger davon zehren konnte, zumal da sie ja jetzt nicht mehr in völliger Einsamkeit zurückblieb, sondern in dem guten Nasenmann einen freundlichen Unterhalter und stets hilfsbereiten Berater zur Seite hatte.

Von den Stillings hatte Toinette während der ganzen Dauer ihres Aufenthaltes nur den Onkel Jean Jaques ein paarmal gesehen. Die andern waren alle verreist gewesen. Und das war ihr außerordentlich angenehm, denn ein Zusammentreffen mit Kaspar hätte sie in tödliche Verlegenheit gesetzt. Sie wußte eigentlich nicht recht, ob sie ihn noch liebte, und wenn er ihr wieder mit der alten wildknabenhaften Leidenschaft entgegengetreten wäre, hätte sie sich ganz sicher nicht zu raten und nicht zu helfen gewußt. Außerdem fürchtete sie auch, daß sie ihm vielleicht gar nicht mehr gefallen haben würde, denn sie war sich wohl bewußt, daß sie in ihrem gegenwärtigen Entwicklungsstadium eine ziemlich unglückliche Figur spielte, so mager, schlapp in der Haltung und eckig in den Bewegungen wie sie war. Und am meisten machte ihr ihr Teint zu schaffen. So blaß und käsig sah sie aus und so eifrig trieb ihre Haut Blüten, daß sie sich gar nicht mehr im Spiegel sehen mochte.

Vielleicht war das der Hauptgrund, daß sie ihre Abreise mit allem Nachdruck beschleunigte, denn in wenigen Tagen ging die Schule wieder an und dann kehrten Stillings zurück.

Der Abschied glich von ihrer Seite einer Flucht. Sie fühlte es im tiefsten Herzen, wie schwer die liebe grandmaman sich von ihr losriß, aber trotz aller Vorwürfe, die sie sich selbst machte, konnte sie's doch nicht

verhindern, daß sie mit einem Seufzer der Erlösung sich in ihre Coupéecke niederließ, sobald der Zug in die Kurve einlenkte, von wo aus sie Raueneck nicht mehr sehen konnte. Freudig schlug ihr junges Herz ihren zahlreichen Freundinnen und dem geregelten, wohlanständigen, zweifellosen Dasein des normalen jungen Mädchens von Stande entgegen.



Zwölftes Kapitel.

Zu Ostern des Jahres 1900 kehrte Toinette aus der Pension zurück. Es gab jetzt tatsächlich nichts mehr für sie zu lernen dort, sie hätte denn noch ein Seminar besuchen und sich für das Lehrerinnenexamen vorbereiten wollen. Dazu verspürte sie aber nicht die mindeste Lust. Sie fühlte sich als Fräulein de Rège, Erbin von Schloß Raueneck, im Besitze einer allseitigen, durchaus harmonischen Bildung, an Sitten und Manieren, Anschauungen und Fähigkeiten vollkommen reif, in der besten Gesellschaft die ihr zukommende Rolle zu spielen. Außerdem hatte ihre gute Natur im Verein mit der gesunden Schweizer Luft und nahrhaften Kost bei maßvoller Anstrengung des Körpers wie des Geistes das ihrige getan, um aus der unscheinbaren Hülle, in dem er noch vor einem Jahre gesteckt hatte, den schönen Schmetterling herauszulocken. Sie hatte sich in den letzten Monaten sehr viel vor dem Spiegel zu tun gemacht, und der Neid ihrer unansehnlicheren Mitschwestern hatte ihr nachdrücklichst ihre eigene Meinung bestätigt, daß sie ein sehr hübsches Mädchen geworden sei. Wozu brauchte sie sich also über die Zukunft ihren reizenden Kopf zu zerbrechen? Ob sie Geld hatte oder nicht, darauf kam es wirklich nicht an. An möglichen Bewerbern würde es ihr sicherlich nicht fehlen, und ihre einzige ernsthafte Sorge konnte schlimmstenfalls

die Schwierigkeit der Wahl sein. Die phantastischen und ein bißchen equivoquen Pläne der Raugräfin nahm sie jetzt nicht mehr ernst. Jedenfalls gedachte sie nicht auf einen Prinzen zu warten, wenn sich früher eine andere standesgemäße Partie bieten sollte. Und wenn ja aus Mangel an dem richtigen gesellschaftlichen Verkehr der übliche Offizier, Assessor oder Gutsbesitzer sich nicht finden sollte, so blieb immer noch Kaspar Stilling in der Reserve. Die jungen Mädchen in der Pension waren durchweg die Töchter wohlsituierter Kaufleute und Fabrikanten. Sie war die einzige Offizierstochter und die einzige Adlige gewesen. Und so war sie denn im Laufe dieser $2^1/_4$ Jahre mit den Lebensansprüchen und gesellschaftlichen Anschauungen dieser Kreise so vertraut geworden, als ob sie selbst dazu gehört hätte, während sie in dem kleinen Nest an der Mosel und unter den dürftigen Verhältnissen, in denen sie ihre Kindheit verbracht hatte, von den Standesvorurteilen des preußischen Schwertadels unberührt geblieben war. Die reichen Kaufmannstöchter sprachen sogar mit unverhohlener Geringschätzung von der übertünchten Notigkeit in den Offiziers- und Beamtenkreisen. Auch die jüngsten Mädchen wußten schon ganz wohl, wie sehr das gute Geld ihrer Herren Väter in jenen Kreisen begehrt war, um den Glanz alter Wappen aufzupolieren und der Ehre des königlichen Dienstes einen reellen Hintergrund zu geben. Und wenn sie einmal heirateten — dieser Anschauung waren sie alle —, so würde ihr Gatte dazu da sein, auf irgendeine Weise, die sie nichts anging und sie auch nicht weiter interessierte, reichlich Geld zu verdienen, während sie, an Bildung und gesellschaftlicher Tournure ihm selbstverständlich weit überlegen, ihr Dasein nach Geschmack einrichten konnten und dafür nur die Verpflichtung über-

nahmen, das Haus und seine Geselligkeit in einem Stile zu führen, der dem Ansehen und der Steuerkraft der Firma entsprach. Bei den Ferienbesuchen in den Häusern ihrer Freundinnen hatte Toinette fast überall genau denselben Zuschnitt der Lebensführung gefunden. Der Papa arbeitete, die Mama repräsentierte, und wenn Gesellschaft war, so schaute sie ein wenig mitleidig verlegen an dem Papa vorbei, als wollte sie ihn vor den Gästen entschuldigen. Mama sprach zu den akademisch gebildeten Herren und den vornehmen Damen von Kunst, Literatur und von allgemein ethischen und sozial-psychologischen Problemen, während der Papa nur fleißig seine teuren Weine und importierten Zigarren anzubieten und sich im übrigen auf die Unterhaltung zweiter Klasse nach vorgeschriebenem Schema zu beschränken hatte. Höchstens wenn die älteren Herren sich während der Musik ein bißchen weiter zurückzogen, durfte er über Politik und geschäftliche Konjunkturen seine eigene Meinung äußern. Allgemeine Regel war jedenfalls, daß der Papa die geistige Überlegenheit der Mama und ihr gutes Recht auf Gewährung der Mittel zu einer entsprechenden Lebensführung anerkannte.

Toinette fand diese Verteilung von Pflichten und Rechten ebenso gerecht wie bequem und war durchaus geneigt zugunsten dessen, was sie als ein menschenwürdiges Dasein ansah, auf Rang und Titel zu verzichten. Die Güte oder aber auch die Schwäche ihrer lieben grandmaman hatte ihr die Beschämung erspart, vor ihren reichen Genossinnen gar zu merklich zurückstehen zu müssen. Sie hatte ebenso feine Wäsche, fast ebenso schöne Kleider gehabt als diese verwöhnten jungen Damen, nur in bezug auf Reisen und kostbare Geschenke war sie erheblich knapper gehalten worden; aber sie hatte dann eine ausgesprochene

Abneigung gegen solche Dinge vorgeschützt, wie sie ihre Freundinnen als Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke erhielten, und für ihre geringe Sehnsucht, nach Hause zu reisen, erfand sie als Begründung geheimnisvolle unerquickliche Familienverhältnisse. Wohl hatte ihr grandmaman angedeutet, daß sie im Grunde weit über ihre Verhältnisse lebe und von ihrem kleinen Vermögen fast nichts mehr da sein würde, wenn sie heimkehre, aber das hatte sie ganz kalt gelassen, denn sie war fest überzeugt, daß sie jederzeit eine gute Partie machen könnte, wenn man ihr nur einen einigermaßen guten Start in der Gesellschaft verschaffte.

Toinette kehrte, um es ganz grob deutsch herauszusagen, als ein recht eingebildeter Aff heim, obwohl sie die Tugend des bescheidenen Auftretens, die zu den Hauptlehrgegenständen jedes feinen Damenpensionats gehörte, natürlich vollkommen beherrschte. Und alles war dazu angetan, ihrer dezent verhüllten Eitelkeit üppige Nahrung zu geben. Die gute grandmaman tat ganz verzückt und verrückt mit ihr und genierte sich nicht im mindesten, ihr die derbsten Schmeicheleien über ihre leiblichen Reize und sonstigen Vollkommenheiten ins Gesicht zu sagen. Der kleine, recht wackelig gewordene Hauptmann Berenbruch bekam Stielaugen, sobald sie nur ins Zimmer trat, und wenn sie etwas sehr Gebildetes sagte, oder auch wenn sie bloß lieblich das exquisit frisierte Köpfchen neigte oder sonst eine besonders graziöse Bewegung machte, zeigten die barocken Formationen seines unheimlichen Gesichtsvorsprungs das schönste Alpenglühen, und es suchten gar wohl einige Tränenbächlein ihren Weg eilfertig zu Tale. Der alte Adam war gleich bei ihrem ersten Anblick, als er sie von der Bahn abholte, wie erstarrt dagestanden und wußte sich seither vor Devotion

und Diensteifer gegen das gnädige Fräulein nicht mehr zu lassen. Am auffälligsten war aber das Gebaren des gräflichen Hauskaplans, obwohl er sich am meisten bemühte, seine Gefühle nicht zu verraten. Toinette hätte schon sehr dumm sein müssen, wenn sie nicht gemerkt hätte, daß er sich auf den ersten Blick in sie verliebt hatte. Seine Stimme, wenn er sie anzureden wagte, klang wie ein sehnsüchtiges Stöhnen aus der Tiefe seiner Seele. Die heimlichen Blicke seiner schwarzen Augen wanden sich wie getretene Schlangen vor ihren Reizen, und glasige Fäden verklebten seinen Mund, so oft er ihn, in ihren Anblick verloren, zu schließen vergaß.

Natürlich konnte es Toinettens Ehrgeiz nicht befriedigen, solch ehrwürdigen Vorweltzeugen das Lebensdöchtlein aufzustochern oder die junge Geistlichkeit auf dem Wege zur Heiligkeit aufzuhalten. Sie sehnte sich nach gesunden Triumphen auf dem Kampfplatz der Jugend. Darum machte sie so bald wie möglich ihren Besuch bei Stillings. Die Gräfin hätte gern zu dieser Gelegenheit die alte Staatskarosse anspannen lassen, wenn Toinette sich nicht energisch geweigert hätte, ihre frische Eleganz des 20. Jahrhunderts dieser Relique aus dem 18. anzuvertrauen. Bei ihren intimen Beziehungen zur Familie Stilling konnte sie schon, ohne die Form zu verletzen, zu Fuß kommen. Sie wartete daher nur einen Tag ab, an dem das Wetter ihrem eleganten Schuhwerk und ihren frischen Rocksäumen keine Gefahr drohte, um ihr Vorhaben auszuführen. Sie traf zunächst nur Frau Stilling und Alix daheim. Beide empfingen sie mit korrekt gedämpfter Herzlichkeit. Die Mutter mochte wohl wegen der Kindereien mit ihrem Kaspar diesem so plötzlich zur anspruchsvollen jungen Dame entwickelten Mädchen gegenüber ein wenig befangen sein, und Alix mußte erst aufs

neue mit ihr Bekanntschaft machen, denn in den zwei Jahren, seit sie sich nicht gesehen hatten, hatte sie natürlich ebenfalls einen bedeutungsvollen Ruck in der Vorwärtsentwicklung getan. Das eine Lebensjahr mehr verlieh Toinetten ein unbestreitbares gesellschaftliches Übergewicht. Alix mußte ihr erst wieder auf den Zahn fühlen, ob sie dieses Übergewicht etwa gegen sie auszuspielen, oder aber in aller Harmlosigkeit der gute Kamerad zu bleiben gedachte.

„Kaspar muß übrigens auch jeden Augenblick auf der Bildfläche erscheinen," warf Alix ganz unvermittelt ins Gespräch, und Toinette bemerkte sofort, wie die Mutter ihren Blick ebenso scharf beobachtend auf sie richtete wie die Tochter.

Sie ärgerte sich furchtbar, daß sie es nicht vermeiden konnte, ein bißchen zu erröten, dafür legte sie aber auch die größte Gleichgültigkeit in ihre Stimme. „Ach," sagte sie, „ich dachte, die Schule wäre schon angegangen."

„Samstag nachmittag ist doch keine Schule," belehrte sie Alix mit neckischem Zwinkern. „Tu doch nicht so."

„Warum soll ich denn so tun?" versetzte Toinette ein wenig ärgerlich. „Es wird mich sehr freuen, ihn wiederzusehen. Ich hoffe doch, daß er als Primaner nicht so hochmütig geworden ist, daß er sich um junge Mädchen überhaupt nicht mehr kümmert."

„Hochmütig? Ach, das ist überhaupt gar kein Ausdruck für ihn," rief Alix schnippisch. „In Wiesbaden auf dem Gymnasium sagen sie, der liebe Gott wäre größenwahnsinnig geworden: er bildete sich ein, Kaspar Stilling zu sein."

Mama Stilling wurde böse. „Weißt du, Alix, das ist wirklich recht häßlich von dir, immer so auf deinem

Bruder herumzuhacken. Und dann fuhr sie zu Toinette gewendet fort: „Ach Gott ja, er ist eben in einem Alter, wo die jungen Männer zu renommieren pflegen. Er ist wirklich sehr begabt, das sagen alle seine Lehrer. Eine starke Phantasie hat er auch — da nimmt er sich wohl mal eine Keckheit heraus. Mein Gott, du kennst ja sein Temperament von früher! Ich glaube nicht, daß er sich seither wesentlich verändert hat; aber ein wohlerzogenes Mädchen von 17, 18 Jahren, wie du, ist eigentlich immer an allgemeiner Reife solch großem Buben überlegen, wenn er auch noch so gescheit ist und noch so viel gelernt hat. Ich denke, ich werde dir gar nicht erst zu sagen brauchen, wie du seine Tollheiten aufzufassen hast."

Toinette verstand natürlich die Anspielung und neigte mit ernsthafter Zustimmung den Kopf; dann machte sie Miene, den Besuch abzubrechen. Alix drückte sie auf ihren Stuhl zurück und sagte lustig: „Du wirst doch nicht schon wieder fort wollen? Eine feierliche Stippvisite hast du doch bei uns nicht nötig. Übrigens rate ich dir gut: bleibe, bis Kaspar wieder herein ist. Der rast nämlich mit Jean Jaques' Auto auf der Landstraße herum. Da ist es lebensgefährlich, zu Fuße zu gehen."

„Was? Habt Ihr ein Automobil?"

„Ja selbstverständlich, Jean Jaques muß sich doch immer das Neueste gleich anschaffen. Und wenn er verreist ist, macht sich Kaspar, trotzdem er es ihm streng verboten hat, mit dem größten Eifer darüber her. Es ist ein wahres Wunder, daß er sich nicht schon das Genick gebrochen hat. Dreimal hat er schon Strafe zahlen müssen."

Frau Stilling erhob sich. Sie wollte die jungen Mädchen sich allein aussprechen lassen. In der Tür wendete sie sich noch einmal um. „Daß ich's nicht vergesse: heute

über acht Tage haben wir eine größere Gesellschaft bei uns. Vielleicht wird sogar noch ein bißchen getanzt. Wir würden uns sehr freuen, wenn du auch dazu kommen wolltest, liebes Toinettchen."

„Ach ja, schrecklich gerne, wenn ich darf," rief Toinette freudestrahlend. „Wer wird denn da sein?"

„Ach, die meisten Leute wirst du nicht kennen. Unser Kreis hat sich in den letzten Jahren bedeutend vergrößert. Es ist nämlich hauptsächlich zu Ehren von Frau" — sie nannte den Namen einer jungen Schriftstellerin, deren Namen gerade damals allgemeiner bekannt zu werden begonnen hatte — „du kennst doch ihre entzückenden Geschichten vom Rhein und von der Eifel. Gott, alle sind sie ja nicht gerade für junge Mädchen geeignet, aber man macht allgemein soviel von ihr. Die Kritik sagt, sie wäre schon jetzt eine unsrer ersten Novellistinnen, und es wäre noch weit mehr von ihr zu erwarten. Wir haben sie im letzten Winter zufällig an der Riviera kennen gelernt. Und da sie jetzt gerade in unserer Nähe ist, so haben wir ihr zu Ehren unsere Bekannten eingeladen — natürlich nicht die Geschäftsleute! — bloß so weit sie höhere Interessen haben. Du weißt, wir pflegen nach Ostern keine größeren Gesellschaften mehr zu geben. Es werden auch sonst noch sehr interessante Leute da sein: mehrere Künstler, die berühmte Geigerin Fräulein Gemma Perotti und dann das Ehepaar Fliegel. Sie singt wundervoll Alt, und er ist ein phänomenaler Pianist. Sie haben in Frankfurt und Köln kürzlich kolossale Erfolge gehabt. Du wirst sicher davon gelesen haben."

Toinette hatte von all diesen Berühmtheiten noch nichts gehört, noch nichts gelesen. Das war ihr aber auch ziemlich gleichgültig. Die Hauptsache für sie war die

Aussicht, unter Menschen zu kommen und gesehen zu werden. Sobald die Mutter hinaus war, begann sie Alix des Näheren auszuforschen über diese Gesellschaft und über die Toilette, die dafür angebracht wäre. So hatten denn die jungen Mädchen ausgiebigen Gesprächsstoff, und eine Stunde verflog ihnen, ohne daß sie es merkten. Toinette erfuhr bei dieser Gelegenheit auch gleich das Wichtigste, nämlich daß ein Oberleutnant von Frerich, den sie auf mehreren Bällen vergangenen Winter getroffen habe und der sich lebhaft für sie interessiere, auch bei der Gesellschaft sein werde. Alix wußte weiter nichts von ihm zu berichten, als daß er furchtbar nett sei und einen weichen, blonden Schnurrbart habe. Sie glaubte zwar nicht, daß ihr die Eltern die Heirat bei ihrem jugendlichen Alter bereits erlauben würden, aber es wäre doch immer gut, sich einen wirklich netten Menschen beizeiten warm zu halten. Und dann wollte sie gar zu gerne wissen, wie sich Toinette nun eigentlich zu Kaspar zu verhalten gedenke, und ob sie sich wirklich noch als seine Braut betrachte.

Aber aus Toinette war nichts heraus zu bekommen. Sie zuckte nur die Achseln und sagte: „Kommt ganz darauf an. Auf die Kindereien von früher lege ich natürlich keinen Wert mehr.“

Und dann begleitete Alix ihre Freundin hinunter. Gerade wie sie aus dem Haus traten, klangen ihnen die scheußlichen Töne einer Hupe ins Ohr, und sie sahen eine gewaltige Staubwolke mit mächtigem Geratter rasch näher kommen. Ein paar Sekunden später hielt das Fahrzeug, eine etwas plumpe Halbchaise mit einem mächtigen Vorbau für die Maschine, vor Villa Selma an, und vom Führersitz sprang ein seltsames Gespenst herunter, die lange Gestalt in einem gelben weiten Gummi-

mantel verborgen und über den Kopf eine Art Gugelhaube mit zwei Glasfensterchen gezogen.

„Holla, wer ist das?“ rief Alix, indem sie ihre Hand auf Toinettens Schulter legte.

Eine ganze Weile stand der Automann starr, dann sagte er bloß: „Donnerwetter!“ Er löste seine Kappe und wickelte seinen kurzgeschorenen Schädel aus. Und nun starrte das romantische Brautpaar aus der Gespensternacht sich gegenseitig mit gleicher Verwunderung an. Kaspar Toinetten, weil sie gar so blühend, frisch, voll und hübsch, Toinette Kasparn, weil er gar so unfertig und garstig war. Ja wirklich, garstig war der gute Junge geworden. Das Gesicht mager und knochig, die Augen tiefliegend wie bei einem Makiäffchen und der Teint in einem unbeschreiblichen Zustand — das reine Blütenbeet. Die Formation der Stallhasenschnauze, die für Kaspar charakteristisch gewesen war, hatte sich noch stärker ausgebildet, vielleicht war es auch nur die allgemeine Abmagerung, die sie so auffällig machte. Und durch die bürstensteife Kurzschur schien er die Originalität seiner kantigen Schädelbildung besonders hervorheben zu wollen, um dadurch den Mangel an weicheren Reizen auszugleichen.

Toinette lachte verlegen. „Ist das meine ganze Begrüßung: ein Fluch?“

„Nö, pardon, das soll natürlich ein Kompliment sein,“ grinste Kaspar. „Was hast du denn dazu gesagt, Alix? Fabelhaft verändert, gelt? Wenn sie mir irgendwo auf der Straße begegnet wäre, ich hätte sie nicht wiedererkannt.“

„Ich ihn auch nicht,“ wendete sich Toinette an Alix. „Warum habt ihr ihm denn seine schöne Löckchen so ratzekahl abgeschnitten?“

„Er kam sich so unmännlich damit vor,“ neckte Alix. Natürlich entging es ihr nicht, wie die beiden ihre Aus-

sagen sorgfältig umschrieben, um die schwierige Entscheidung zwischen Du und Sie zu vermeiden. Sie weidete sich an der Verlegenheit der beiden, die sich schon wieder nichts mehr zu sagen wußten, und platzte endlich kindlich lachend heraus: „Na, so gebt euch doch schon einen! Ich denke, ihr seid verlobt. Schönes Brautpaar! Weiß nicht mal, ob's Du oder Sie sagen soll."

Mit einem Satz sprang Kaspar die Stufen hinauf, knuffte die Schwester in den Oberarm, daß sie aufschrie, und fuhr sie zornrot an: „Behalte deine Dummheiten für dich, Jungfer Naseweis, ja? Wenn du dir etwa erlauben solltest, in Gegenwart von andern solchen schlechten Scherz zu machen, dann könnte ich höchst unangenehm werden, verstanden?"

„Ach du, bilde dir doch bloß nichts ein," trotzte Alix auf. „Du kannst doch überhaupt froh sein, wenn du nicht eins hinter die Ohren kriegst, wenn Jean Jaques heimkommt und erfährt, daß du doch wieder an seiner Maschine herumgebastelt hast."

Es war Toinetten wirklich peinlich, bei solch kindischer Szene dabei sein zu müssen. Sie fühlte sich denn doch sehr erhaben über dergleichen. Richtig wie ein Schuljunge und ein ungezogener Backfisch. In tadelloser Haltung schritt sie die Stufen hinunter und legte ein heftiges Interesse für das Automobil an den Tag. Kaspar bedachte sein Schwesterchen noch mit einem wütend zwischen geschlossenen Zähnen hervorgeknirschten „Frauenzimmer!", dann gesellte er sich zu Toinetten und war froh, der unerquicklichen Szene dadurch ein Ende machen zu können, daß er der schönen jungen Dame mit großer Beredsamkeit und Sachkenntnis den Mechanismus zu erklären versuchte. Währenddessen zog sich Alix tiefgekränkt ins Haus zurück.

Selbst wenn Toinette mit gespannter Aufmerksamkeit Kaspars lichtvollen Auseinandersetzungen gefolgt wäre, hätte sie schwerlich das Wesen der Frühzündung oder des Vergasers begriffen. Sie heuchelte aber großes Interesse und gab schließlich den lebhaften Wunsch zu erkennen, einmal in solchem neumodischen Vehikel zu fahren.

„Aber selbstverständlich, machen wir," rief Kaspar eifrig. „Bitte, nehmen Sie Platz, meine Gnädigste." Damit riß er den Schlag auf und half ihr beim Einsteigen. Mit Anstrengung zog er das Gewinde auf, daß ihm der Schweiß von der Stirne lief, dann schwang er sich auf den Führersitz. „Soll ich dich heimfahren nach Raueneck?" — So, nun hatte er beides gesagt. Da mochte sie wählen.

Von Unterhaltung war vorläufig keine Rede, denn es lag ihm zunächst daran, seine Kunstfertigkeit als Chauffeur zu zeigen, und er mußte seine ganze Aufmerksamkeit auf den Weg richten. Sobald die Strecke frei war, stellte er die höchste Geschwindigkeit ein, und die Maschine sauste, eine fürchterliche Staubwolke aufwirbelnd, so rasend dahin, daß Toinetten angst und bang wurde. Am liebsten hätte sie sich mit beiden Händen angeklammert, aber das war nicht möglich, weil der starke Luftdruck ihr sonst sofort ihren feinen Visitenhut entführt hätte. Es war ganz abscheulich, wie scharf ihr der Wind um die Ohren pfiff, trotzdem es für die Jahreszeit ein recht warmer Tag war. Sie hatte sich so hübsch und sorgfältig frisiert für die Gelegenheit, und nun flogen ihr die Haare wirr um die Stirn, und das Hütchen klappte sofort hoch, sobald sie eine Hand losließ, um Kasparn an der Schulter zu packen. Sie hatte schon ein paarmal ängstlich aufgeschrien und um ein langsameres Tempo gefleht, aber er hörte ja nichts in seinem fanatischen Geschwindigkeits-

rausch, und der scharfe Luftdruck versetzte ihr den Atem, sobald sie nur den Mund aufmachte. Die Augen tränten ihr und schmerzten. Sie mußte sie fest zukneifen und wußte so gar nicht einmal, wo sie sich eigentlich befanden. Es war schrecklich!

Da kam plötzlich aus einem Seitenwege ein Lastwagen herausgefahren, und Kaspar mußte scharf bremsen und rasch ausbiegen. Er kam glücklich um die Pferde herum, aber es hatte einen so starken Ruck gegeben, daß Toinette vornüberflog und, ihren Hut loslassend, instinktiv ihre beiden Arme vorauswarf, um sich irgendwo festzuklammern. Mit der einen Hand erwischte sie Kasparn beim Kragen, mit der andern griff sie um die Lehne des Vordersitzes. Sie schrie laut auf vor Schreck. Ein paar Sekunden später hielt das Gefährt. „Was ist denn? Was ist denn? Du würgst mich ja," lachte Kaspar. „Beruhige dich doch! Es ist doch nichts passiert."

„Mein Hut! Mein Hut!" rief Toinette kläglich. „Augenblicklich lassen Sie mich aussteigen."

Der Hut war nicht zu sehen. Kaspar wollte umwenden, um ihn wieder einzufangen, aber Toinette gab das nicht zu. Sie trat über den niedrigen Schlag hinweg auf die Straße und mußte es mit ansehen, wie etwa zwanzig Schritte weiter rückwärts eben das Hinterrad des Lastwagens über ihr reizendes Pariser Modell wegging. Sie war außer sich. Sie stampfte mit dem Fuße auf, weinte und schimpfte gleichzeitig wie ein Rohrspatz auf das scheußliche, ekelhafte Automobil und auf die gräßliche bubenhafte Rücksichtslosigkeit seines Führers.

Kaspar begab sich in einiger Verlegenheit vom Wagen herunter, ging die zwanzig Schritte zurück und hob das unglückliche Opfer seines Leichtsinns aus dem Staube der Straße auf. Mit seinem Taschentuch klopfte er das zarte

Gebilde pariserischer Einbildungskraft derb ab, dann fuhr er mit der Faust in den plattgedrückten Kopf hinein, um ihm wieder etwas Façon zu geben, und zupfte den zerknitterten Bandaufputz notdürftig wieder zurecht. Eine hübsche Agraffe von geschliffenem Stahl war merkwürdigerweise unverletzt geblieben. „Na, siehste," sagte er, ihr den Verunglückten mit einer ironischen Verbeugung überreichend, „es ist noch gar nicht mal so schlimm. Der läßt sich schon wieder aufmöbeln, das ist doch 'ne Kleinigkeit. Ich trage selbstverständlich die Kosten."

„Ach, was Sie sich einbilden!" fuhr ihn Toinette wütend an. „Der ist geliefert. Den kann ich jetzt wegwerfen. Es ist überhaupt ein Wunder, daß ich nicht hinausgeflogen bin und mir das Genick gebrochen habe. Und wie ich aussehe!"

„Reizend!" rief der böse Kaspar vergnügt.

„Ach was, höhne auch noch! Wo sind wir denn überhaupt? Wir sind ja längst über Raueneck hinaus. So soll ich mich auf der Landstraße sehen lassen? So zugerichtet wie eine Wilde! Schämen sollst du dich was, du — du!"

„Also doch wenigstens Du!"

„Nein, gerade nicht! Sie sind überhaupt in meinen Augen ein — ein . . . Wir sind überhaupt ganz fertig miteinander." Und mit raschen großen Schritten schlug sie den Rückweg nach Raueneck ein.

Nun ereiferte sich Kaspar auch. Er hielt mit ihr Schritt und faßte sie am Arm. „Aber Toni, sei doch nicht so kleinlich! Es ist doch wirklich lachhaft, sich um einen Hut so anzustellen. Ich schenke dir einen neuen."

„Ich nehme von Ihnen nichts geschenkt."

„Dann lassen Sie's bleiben! Herrjeses nö! Wie kann man von Äußerlichkeiten so ein Wesen machen!

Du warst doch früher nicht so. Na, ich danke, schön haben sie dich hergerichtet in der Pension. Mir scheint, sie haben deine Individualität gänzlich vernichtet."

„Ich verbiete Ihnen, mich zu duzen," rief Toinette, indem sie stehen blieb und ihn mit wütenden Augen anblitzte.

Kaspar zuckte die Achseln. „Wie kann man so sein Temperament verschwenden!" Damit ließ er sie laufen, kehrte zu seinem Wagen zurück, stieg auf, wendete um und fuhr wieder zurück. Als er Toinetten eingeholt hatte, ließ er ihn ganz langsam neben ihr herlaufen. „Fräulein de Rège," sagte er, milde einlenkend, „seien Sie doch vernünftig. Steigen Sie doch ein. Ich bringe Sie anständig nach Hause. Das sieht doch immer besser aus, als wenn Sie hier so ohne Hut auf der Landstraße herumlaufen."

„Über das, was sich für mich schickt, brauchen Sie mich nicht zu belehren," versetzte Toinette bissig.

Ein Weilchen ratterte er schweigend neben ihr her, indem er bald ein Stückchen vorauskam, bald wieder anhielt, um sie an sich vorüberzulassen. Dann versuchte er es noch einmal mit seinem weisen Ton. „Toinette, ich bitte dich, sei doch bloß nicht so kleinlich. Ich hatte mir unser Wiedersehen so anders gedacht. Hast du denn alles vergessen, was wir uns zugeschworen haben? Wir können uns doch unmöglich wegen einer zerzausten Frisur und eines verunglückten Chapeaus unsere ganze Zukunft vernichten."

Toinette zuckte ohne ein Wort der Erwiderung hochmütig die Achseln.

„Toinette," fuhr er eindringlich fort, „habe ich denn nicht recht? Wir sind doch keine Kinder mehr. Ich wenigstens nicht. Ich kann wohl sagen, daß ich in diesen

zwei Jahren geistig beträchtlich gereift bin. Ich finde es gar nicht lächerlich, wenn ich von unserer Zukunft rede. Ich wenigstens für meine Person, ich habe eine Weltanschauung."

„Die besteht wohl in der Rücksichtslosigkeit," höhnte Toinette.

„Auch darin gewissermaßen," versetzte er mit gönnerhafter Überlegenheit. „In euren Mädchenpensionaten scheint ihr allerdings nichts anderes zu lernen, als auf alle Dummheiten ängstlich Rücksicht zu nehmen, welche die sogenannte Gesellschaft und die sogenannte Religion jemals ausgeheckt hat."

„Wenn Sie nicht einmal mehr auf die Religion Rücksicht nehmen, dann haben Sie es allerdings weit gebracht," sagte Toinette immer noch in demselben verletzend ironischen Ton.

Und Kaspar mit erhabener Ruhe: „Ein freier Mensch respektiert nur seine eigne Religion."

„Was ist denn das für eine? Sind Sie vielleicht Mormone?"

„Nein, aber Monist. Unsere ganze Verbindung ist in corpore zum Monismus übergetreten."

„Was ist denn das?"

„Das weißt du nicht? Ja, habt ihr denn den Haeckel nicht gelesen — Haeckels Welträtsel? Natürlich. Davon hört ihr in der höheren Mädchenschule nichts. Es ist wirklich großartig! Da werdet ihr aus der Schule entlassen mit dem Anspruch, eine abgeschlossene Bildung zu besitzen, und wißt nicht mal, was Monismus ist."

„Na, was ist's denn?"

Die Maschine, zur langsamen Gangart gezwungen, puffte, ratterte und rasselte entsetzlich, so daß Kaspar sein melodisches Organ erheblich anstrengen mußte, um sich

verständlich zu machen. „Monismus? Ja, das ist nicht so leicht zu erklären. Das ist nämlich sozusagen das Allgefühl — daß man sich nämlich, sozusagen, als Mensch mit jedem Wurm eins fühlt. — Ich glaube, die verfluchte Karre lauft nicht mehr.“

„Riechen tut sie wenigstens gräßlich,“ sagte Toinette, ihre feine Nase rümpfend. „Übrigenes finde ich Ihre Religion sehr bescheiden, Herr Stilling. Ich verstehe nicht, was Sie für eine Befriedigung darin finden, sich mit jedem Wurm eins zu fühlen.“

Kaspar war gekränkt. „Philosophische Definitionen zu geben ist natürlich nicht so leicht, wie Witze machen,“ sagte er. Dann sprang er herunter, um nachzusehen, ob es seiner Maschine an Benzin fehle. Er hatte nichts mehr davon im Vorrat, meinte aber, daß bei normaler Gangart der Wagen schon bis Villa Selma laufen werde, und redete Toinette noch einmal dringend zu, doch nicht eigensinnig zu sein und wieder einzusteigen und sich anständig heimfahren zu lassen.

Toinette zögerte immer noch. Da sie aber dicht vor dem Dorf angekommen waren, schien es ihr doch immerhin besser, sich noch einmal diesem gefährlichen Fahrzeug anzuvertrauen, als so barhaupt und zerzaust durch den Ort zu gehen, zumal da Kaspar aus reiner Bosheit ihr sicherlich treu zur Seite geblieben wäre. Was sollten die Leute von solchem Aufzuge denken! So nahm sie denn wieder Platz und drapierte sich ein leichtes Spitzenfichu, das sie um den Hals trug, über die zerzauste Frisur. Das konnte immerhin wie praktische Absicht aussehen.

Kaspar schlug nun ein mäßiges Tempo an und brachte sie in kaum drei Minuten zur Wegkreuzung, wo die Straße nach der Burg hinaufführte: aber die Steigung traute er seiner erschöpften Maschine nicht mehr zu. Er

half ihr aus dem Wagen und hielt ihre Hand fest. „Also ich borge dir die Welträtsel — und dann sagst du wieder Du zu mir, nicht wahr?“

Toinette hob unentschieden die feinen Brauen hoch, aber sie mußte doch lächeln.

Das erfüllte den jungen Helden mit Siegesgewißheit. Er drückte einen raschen Kuß auf ihren feinen Glacéhandschuh und sagte: „Also auf Wiedersehen. Und nicht wahr: keine Kleinlichkeit zwischen uns. Das macht mich nervös. Adieu! Bitte mich der Frau Gräfin zu Füßen zu legen.“ Er grüßte militärisch mit der Hand an der Haube, schwang sich auf sein Auto und rasselte, Stank und Staub aufwirbelnd, davon.



Dreizehntes Kapitel.

Da Toinette ausschließlich im Sommer in den Familien ihrer reichen Freundinnen eingeladen war, so hatte sie nie eigentliche große Gesellschaften mitgemacht und besaß infolgedessen auch keine ausgeschnittenen Kleider. Die Frau Gräfin fuhr sich mit der Filiernadel unter ihre Haube und kratzte sich recht bedenklich auf dem dünnen Scheitel herum, als ihr Liebling mit dieser Forderung herausrückte.

„Hör', Herzepuppele," sagte sie kopfschüttelnd, „diese Stillings werden mir eine zu kostspielige Bekanntschaft, wenn jeder Besuch dort einen neuen Hut oder ein neues Kleid kosten soll."

„Ach Gott, grandmaman, sei doch nicht so!" schmollte Toinette. „Bis nächsten Winter ist ja natürlich nichts mehr los und den Sommer über komme ich mit meinen alten Kleidern schon noch aus. Aber diesmal dürfen wir uns doch nicht lumpen lassen, wo ich zum ersten Male hier zu Hause in die Gesellschaft eingeführt werde."

Die Gräfin legte seufzend ihre Arbeit hin und nahm Toinettens Hand zwischen ihre beiden. „Siehst du, liebes Kind," begann sie fast zaghaft, „ich gönne dir ja von Herzen jedes Vergnügen — obwohl es eigentlich ein Affront ist, daß diese Stillings mich nicht mit eingeladen haben. — Na ja, na ja, ich weiß schon! Sie halten mich für einen Schuhu, der sein Mauerloch nicht mehr verläßt.

— Ich möchte ja auch gerne, daß du unter die Leute kommst. Du bist jung und hübsch und willst gesehen werden. Ganz natürlich. Aber weißt du auch, daß jede Mark, die wir für Putz und Vergnügen ausgeben, eigentlich nicht zu verantworten ist? Wenn wir wirklich ganz strikte nach unsern Verhältnissen leben würden, dann dürften wir überhaupt keine Dienstboten haben, dann müßten wir in zwei Zimmern hocken und die ganze Arbeit selbst verrichten. So steht's. Denn bei den heutigen unerhörten Preisen von allen Lebensmitteln reichen meine Einnahmen nur eben gerade notdürftig zum Sattwerden. Ich kann nicht einmal mehr was ans Haus wenden. Was stürzt, muß liegen bleiben, und für den Luxus ist natürlich vollends nichts übrig."

Toinette war ganz bestürzt. So arg hatte sie sich's doch nicht vorgestellt. „Ja, aber grandmaman, was soll denn da werden?" stammelte sie völlig ratlos.

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Ja, du mußt eben entweder heiraten oder sonstwie fortune machen. Und ich muß mich halt so einrichten, daß ich schleunigst abkratze, sobald ich dich untergebracht weiß."

„Ich will ja auch gern heiraten," versetzte Toinette eifrig. „Was man dazu braucht in unserem Stande, das besitze ich ja alles von Natur, nicht wahr? Und gelernt habe ich auch alles, was in unseren Kreisen verlangt wird. Also sehe ich nicht ein, warum sich nicht bald etwas Passendes für mich finden sollte. Aber natürlich muß ich mich in der guten Gesellschaft sehen lassen können. Soviel muß doch noch von meinem kleinen Vermögen da sein, daß es bis zu meinem zwanzigsten Jahr oder so für Toiletten und das Allernotwendigste reicht."

„Nein, Herzepuppele, soviel ist eben nicht mehr da," sagte die Gräfin trübselig. „Das ist ja eben das Unglück.

Du mußt unbedingt schon vor deinem zwanzigsten Jahr unterkommen, wenn du nicht die pittoyabelste Notdürftigkeit kennen lernen willst. Dein bißchen Geld müssen wir aufsparen für deine standesgemäße Ausstattung, wenn es mal wirklich einen großen Coup zu machen gilt. Denn das versteht sich, das Notwendigste darf ein Mädchen nie aus Barmherzigkeit annehmen müssen — sonst kann es unmöglich Karriere machen."

„Da wäre es am Ende doch gut, wenn ich noch zwei Jahre das Seminar besuchte und mein Gouvernantenexamen machte," sagte Toinette nachdenklich.

Aber da fuhr die alte Dame böse auf. „Ei, das wäre noch schöner, mich nochmal allein lassen, daß ich nur ja keine Seele um mich habe, wenn der Herr Gevatter Tod mich holen kommt! Du kannst dir wohl nicht vorstellen, was das für ein Opfer für mich gewesen ist, dich so lange und so weit wegzulassen. Dafür will ich mich aber jetzt wenigstens bis zu meinem letzten Augenblick an deiner schönen Jugend freuen. Das habe ich mir wohl um dich verdient. Ich hab's ja nie für nötig gehalten, daß du soviel Schnickschnack lernst, um für deinen Beruf reif zu werden. Ein hübsches Mädchen mit guten Manieren und vornehmer Tournure wärst du am Ende auch ohne die teure Pension geworden; aber ich habe mir gedacht, daß die neue Zeit andere Anforderungen an die Bildung stellen wird und daß ich das vielleicht nicht mehr so verstehe. Da heißt's eben: noblesse oblige. Zur Ladenmamsell oder Telegraphistin oder zum Bureaufräulein und was sie jetzt alles werden hättest du dich auch mit weniger Kosten ausbilden können; aber ich denke, du wirst doch auch der Meinung sein, daß so etwas in unserm Stande impossible ist."

„Selbstverständlich!" rief Toinette, eine krause Nase ziehend.

„Also dann rede auch, bitte, nicht mehr von Gouvernantenexamen und so was," brach die Gräfin aufgeregt die Unterhaltung ab. — — — — —

Toinette schlich ein paar Tage sorgenvoll in dem öden Ritterschloß einher. Sie dachte recht ernsthaft über alles nach, was ihr die Urgroßtante gesagt hatte, aber einen Ausweg aus der Schwierigkeit fand sie nicht. Die stolze, feine Bildung, die sie sich einverleibt hatte, erschien ihr nun allerdings bereits in einem etwas bedenklichen Lichte. War denn damit wirklich so gar nichts Gewinnbringendes anzufangen, was einigermaßen im Bereiche der Möglichkeit für ihren Stand lag? Aber soviel sie nachdachte, es blieb immer nur die Gesellschafterin in einem reichen Hause, günstigenfalls die Hofdame übrig. Und aus allerhand Büchern, die sie gelesen, und Gesprächen, die sie über diese Dinge geführt hatte, wußte sie wohl, daß solche Stellungen recht häufig die schrecklichste Sklaverei, die ödeste Langeweile bedeuteten, ohne irgendwie von der Sorge um das Auskommen, besonders im höheren Alter, zu befreien. Die kleinen Bürgermädchen, die gar keine Rücksichten zu nehmen brauchten, hatten es eigentlich viel besser. Aber wenn sie dann wieder in ihren Spiegel sah, so bäumte sich ihr Stolz gegen solche Mutlosigkeit auf. Wenn man das Fräulein de Rège war und so aussah, dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn man nicht so oder so sein Glück machen oder doch wenigstens irgendwie unterkommen sollte. Und der Schluß aller ihrer Erwägungen war immer wieder der: ich muß mich sehen lassen. Ich muß zunächst einmal die Gesellschaft mitmachen. Und da hatte sie ihren ganzen Besitzstand an hübschen Kleidern über ihr Bett ausgebreitet und nach vielem Hinundherüberlegen einen Ausweg gefunden, um ohne Neuanschaffung sich hübsch und elegant bei Stillings präsentieren

zu können. Am Donnerstag fuhr sie mit einem Karton, der die umzuarbeitenden Kleidungsstücke enthielt, in die Stadt zu einer kleinen Schneiderin, die ihr vor Jahren das Kättche empfohlen hatte, und die brachte auch wirklich bis zum Samstag früh etwas ganz Nettes zustande, was Toinette mit dem Rest ihres Reisegeldes bezahlen konnte.

Die Gräfin war ebenso aufgeregt und kindlich entzückt wie Toinette selber, als sie die billige Herrlichkeit probeweise anzog, und sie brachte alles herbei, was sie noch von Schmuck besaß, um ihren Liebling damit aufzuputzen. Das waren freilich lauter altmodische Sachen, Granaten, große Amethysten und plump verschlungene Goldklumpen, wie sie kein geschmackvoller Mensch mehr trug. Aber einiges wirkte gerade durch die Altertümlichkeit wieder originell, und Toinette nahm schließlich ein gegewichtiges Amethystkollier dankbar an. Und als sie am Samstag abend fix und fertig in der Pracht ihrer weißen Schultern und zart gerundeten Arme, das feine Oval ihres aristokratischen Gesichtes von der schweren Fülle ihres lichtbraunen Haares wellig umrahmt, dastand, da kamen der Raugräfin vor Entzücken Tränen in die Augen. Zaghaft strichen ihre zitternden Fingerspitzen über die kühle, glatte Haut und mit stolzer Überzeugung sprach sie: „Ja, Kindchen, du hast recht: es ist tout égal, was du anziehst, du wirst immer und überall die Schönste sein. Nun zieh hin mit Gott, mein Liebling, und stecke deine hübschen Augen nicht in die Tasche. Es kann dir ja nicht fehlen.“

Die Stillings waren so freundlich, ihr den Wagen zu schicken, so daß sie ohne Ausgabe völlig unlädiert in Villa Selma anlangte. Sie war die Erste zur Stelle, und der Eindruck, den ihre Erscheinung auf die Familie machte, war vielversprechend. Alix hatte schließlich auch

nur ein weißes Mullkleid an, wenn es auch mit echten Spitzen garniert war und 150 Mark gekostet hatte. Sie merkte auch ganz gut, daß Alix ihre Blicke mit verkniffener Ironie auf ihrem Amethystschmuck ruhen ließ. Sie freute sich offenbar, daß die ältere und so sehr viel ansehnlichere Freundin durch dieses Schmuckstück ihre Ärmlichkeit für Kenner wenigstens deutlich verriet. Auch Frau Stillings Blicke kehrten immer wieder zu diesen mächtigen violetten Steinen, die natürlich ebensogut Glas sein konnten, zurück. Kurz bevor die Auffahrt der Gäste begann, entführte sie Toinetten in ihr Schlafzimmer und raunte ihr unterwegs zu: „Höre, Kindchen, mit diesen blauen Pflastersteinen kann ich dich unmöglich gehen lassen. Ich borge dir etwas anderes für den Abend. Du brauchst der Frau Gräfin nichts davon zu sagen, damit sie sich nicht gekränkt fühlt. Auf deinem schönen Halse brauchst du überhaupt keinen Schmuck. Es ist ja schade um jedes Fleckchen, das davon verdeckt wird.“ Sie nahm ihr das Kollier ab und steckte ihr einen herrlich funkelnden Brillantstern ins Haar.

Die Gäste, die mit der Eisenbahn ankamen, trafen nun alle mit einem Male ein, darunter auch die berühmte Schriftstellerin, das Ehepaar Fliegel und die Geigerin Gemma Perotti. Die andern Gäste aus der näheren Umgebung trafen zu Wagen oder zu Fuß ein. Einige hohe Beamte, mit zahlreichen Orden geschmückt, waren darunter, ein paar Professoren von Kaspars Gymnasium, ein bekannter millionenschwerer Großindustrieller mit Frau und Tochter, der Architekt, der die Villa Selma erbaut hatte, nebst Gattin, die brillantenübersäte Witwe eines Bankdirektors mit ihrer gleichfalls schon sehr korpulenten, wenig anmutigen Tochter, eine einzelne sylphenschlanke, sehr tief ausgeschnittene Dame in einem eng anliegenden

schwarzen Pailettenkleid und von pikanter rassiger Schönheit, eine fünfköpfige Familie vom Lande mit unansehnlichen Töchtern in hochschließenden Kleidern (entfernte Verwandte, die mal eingeladen werden mußten) und eine Anzahl jüngere Herren, die üblichen Juristen, Ärzte und Offiziere.

Die berühmte Schriftstellerin bildete natürlich von vornherein den Mittelpunkt des Interesses. Alle hatten sie ihre Werke gelesen, alle drängten sich um sie, alle suchten sie ein Wort aus ihrem Munde zu erhaschen, und die nicht gleich vom Anfang an bis in ihre Nähe vorzudringen vermochten, zogen sich in einsame Winkel zurück, um angestrengt darüber nachzudenken, durch welche geistreiche Bemerkung sie sich bei der Berühmtheit vorteilhaft einführen könnten. Selbst die Perotti, die ein ganz niedliches, mageres Ding mit kohlschwarzen Augen und Haaren war, stand öfter allein und unbeachtet herum, und das Ehepaar Fliegel klebte in der ersten halben Stunde fest aneinander, weil sich keine Interessenten finden wollten, die es einzeln in Beschlag nahmen.

Da konnte sich denn freilich Toinette nicht groß wundern, daß auch sie vorläufig ziemlich unbeachtet blieb. Sie hielt sich in Alixens Nähe, die ja alle die jüngeren Herren bereits kannte und als Tochter des Hauses von allen angesprochen werden mußte. Sie stellte ihr auch den Oberleutnant von Frerich vor, den sie so furchtbar nett fand und der ihrer Ansicht nach ernsthafte Absichten auf sie hatte. Es war ein großer, breitschultriger Mann mit einem angenehmen, ehrlichen Soldatengesicht, wohlgepflegten Händen und hervorragend üppigem, blondem Schnurrbart.

„Gnädiges Fräulein haben natürlich auch die Rheinlandstöchter und die Eifelgeschichten gelesen, nicht wahr?

Auch so entzückt davon?" begann der Offizier die Unterhaltung.

Toinette setzte eine drollig jämmerliche Miene auf. „Ach Gott, das haben mich bis jetzt sämtliche Herren ohne Ausnahme gefragt; aber ich habe nichts von der Dame gelesen. Also, nun können Sie mich verachten, Herr Oberleutnant."

Aber der dachte gar nicht daran. Er fand sie vielmehr sehr reizend, lachte gutmütig und bemühte sich, ein Gespräch in Gang zu bringen. Harmlos, nichtssagend, streng im vorschriftsmäßigen Kommißstil, aber wenigstens ein unaffektierter, netter Mensch. Toinette war immerhin dankbar für die Ansprache und gönnte ihm ihre schönsten Augen.

Da machte sich ein junger Doktor an sie heran. „Haben gnädiges Fräulein . . . ."

„Nein, ich habe noch nichts von der Dame gelesen," unterbrach sie ihn ungeduldig. „Aber ich finde, daß sie prachtvoll aussieht. Haben sie schon mehr berühmte Schriftstellerinnen gesehen?"

„Nein. Ich habe sogar immer einen Horror vor Blaustrümpfen gehabt. Aber die da könnte einen allerdings mit dem ganzen Metier versöhnen. Ein Rasseweib und obendrein kerngesund. Eigentlich gar nicht modern."

Es war in der Tat eine Freude zu sehen, wie stolz diese berühmte junge Frau ihren klugen Kopf auf dem üppig schlanken Körper trug. Ihre großen, klaren Augen leuchteten jeden heiter an, der mit ihr sprach, und ihre frischen, üppigen Lippen sahen so jugendfroh und kusselig aus, daß man sie sich in der Tat nicht recht vorstellen konnte, wie sie in angestrengter Gedankenarbeit am Federhalter nagen mochten.

„Ich muß heute entschieden noch ein Autogramm für meine Schwester schinden," sagte der junge Arzt. „Die

schwärmt ganz unsinnig für sie." Damit empfahl er sich und drängte sich in den Kreis der Schmeichler.

Es begannen nun die musikalischen Vorführungen, während deren die total unmusikalische Toinette sich in die letzte Reihe der Zuhörenden zurückzog und nur Sorge trug, eine anmutige, dem Genuß träumerisch hingegebene Pose einzunehmen, damit sie auf die jungen Herren, welche die Stehplätze innerhalb der Türfüllungen einnahmen, einen angenehmen Eindruck machte, falls einer darauf verfiele, sie zu beobachten. Sie fand alle Musikstücke schrecklich langweilig, nur der wirklich schöne Gesang der Madame Fliegel erwärmte sie einigermaßen; aber da sie durchaus kein Urteil über die Leistungen zu formulieren imstande war, so hielt sie sich auch bescheiden im Hintergrunde, als nach Beendigung der Vorträge alles sich um die Ausführenden drängte.

Kaspar gesellte sich zu ihr und war durchaus nicht los zu werden, wie sehr sie sich auch bemühte, eine Ansprache von anderer Seite dadurch zu erzwingen, daß sie sich dicht an die verschiedenen Gruppen heranmachte und einzelne besonders beredte Wortführer mit erwartungsvollem Lächeln ansah. Unter all den Uniformen und mit Orden geschmückten Fracks nahm sich der Primaner mit seinem kurzen schwarzen Jäckchen besonders bubenhaft aus, auch war er der einzige, der noch so tief in der Pickelperiode drinsteckte. Seine zähe Anhänglichkeit war wirklich peinlich für ein so junges und so erwachsenes Fräulein. Aber da von den anderen Herren sie niemand kannte und man sie überdies mit einem eifrigen Sprecher versorgt sah, nahm sich niemand die Mühe, aus purer Höflichkeit seinen Geist unnötig anzustrengen.

„Was laufst denn als fort?" schalt Kaspar, ärgerich über ihre fortwährenden Versuche, ihm auszuweichen.

„Sei doch froh, wenn du das fade Geschwätz nicht zu hören brauchst. Komm, wir verkriechen uns da ins Eck. Von der Musik verstehst ja doch nix. Ach Herrjeh, jetzt legt der Herr Fliegel solo los! Der gibt so bald kein Pardon. Paß mal auf, ob das nicht so'ne blödsinnig langstielige Sonate von Beethoven wird, die 'ne halbe Stunde dauert und wo kein Mensch draus klug wird. — Möchte wissen, wozu meine Eltern zweihundert Mark 'rausschmeißen, damit der die Gäste anödet?"

„Ach, kriegen die Leute das bezahlt?" fragte Toinette verwundert.

„Ei gewiß, ist doch ihr Geschäft. Zweihundert Mark pro Mann und das schöne Essen."

Herr Fliegel intonierte tatsächlich mit titanischem Anschlag eine der letzten schwierigsten und dunkelsten Sonaten Beethovens. Toinette bekam sehr bald teils vor Langeweile, teils vor Magenleere Gähnkrämpfe und war froh, daß sie in einer versteckten Ecke saß und jemanden zur Unterhaltung hatte. Hinter ihrem ausgebreiteten Fächer flüsterte sie Kasparn zu: „Es ist wirklich toll, hungrigen Menschen so etwas zuzumuten! Konntet ihr ihm denn nicht vorschreiben, daß er etwas Kurzes und Heiteres spielen soll, wenn es doch euer Geld kostet."

„Du hast 'ne Ahnung!" gab Kaspar ebenso zurück. „Diese Künstler sind furchtbar stolz. Wenn sie nur einigermaßen berühmt sind, lassen sie sich keine Vorschriften machen. Na, und bei Beethoven sind sie außerdem immer sicher: bei Beethoven darf nicht gemuckst werden. Was ein gebildeter Mensch ist, muß darüber pflichtschuldigst verhimmeln. Guck mal da drüben den dicken Assessor an — der ist nämlich musikalisch. Guck, wie er schwitzt. Er muß dem Herrn Fliegel doch nachher was über seine Auffassung sagen, da denkt er jetzt schon so angestrengt darüber nach."

Toni kicherte. Eine ältere Dame vor ihr drehte sich um und fixierte sie indigniert durch ihr Lorgnon. Sie schaute unschuldig in ihren Schoß und wartete das nächste donnernde Fortissimo ab, um Kasparn wieder zuzuflüstern: „Kriegt die Ding, die Schriftstellerin, auch bezahlt?“

„Du bist wohl jeck, ja?“ versetzte Kaspar ruppig. „Das fehlte noch, daß uns die hier ihren Roman vorliest! Die ist doch der Aufstecher der Gesellschaft. Mama fühlt sich blödsinnig geehrt, daß sie die Gnade gehabt hat, zu kommen.“

„Ist sie denn wirklich so bedeutend? Es ist doch recht peinlich, daß ich noch nichts von ihr gelesen habe. Alle fragen sie danach.“

„Lies du nur erst die Welträtsel. Das ist dir vorläufig dienlicher als alle Romane,“ schulmeisterte der Primaner.

„Du hast sie wohl auch nicht gelesen, ihre Sachen?“

„Pö! Selbstverständlich habe ich gelesen. Gott ja, warum nicht? Für ein Frauenzimmer alles mögliche. Aber, was will das groß besagen? Heutzutage schreiben sie ja alle. Wenn ein Mädchen zum Heiraten zu häßlich, zur Lehrerin zu dumm und zur Diakonissin zu schwächlich ist, so schreibt sie Romane. Das hab' ich neulich irgendwo gelesen. Es ist aber auch wirklich wahr. Das Erstaunliche bei der ist bloß, daß sie trotzdem so ein Patentweib ist. Damit macht sie's.“

Toinette seufzte aus Herzensgrunde: „Ach Gott, wer doch auch Talent hätte!“

„Hast du doch nicht nötig!“

„Wieso?“

„Ich werde dich noch eitler machen, gelt?“

„Keine Bêtisen, bitte. Sag mir lieber, wie man's anstellt, Bücher zu schreiben.“

Kaspar grinste sie satanisch an. „Man erlebt was, gnädiges Fräulein.“

Und Toinette ganz ernsthaft: „Wie sollte ich wohl dazu kommen, was zu erleben in meiner Einsamkeit!“

„Na, man erlebt zum Beispiel in Gesellschaft eines kühnen Ritters eine Nacht in einem Gespensterschloß.“

„Mit dir rede ich nicht mehr.“ — — — —

Als endlich die Sonate überstanden war, die musikverständigen Leute ihre Bemerkungen über den späteren Beethoven und die auch klavierspielenden Damen das ihrige über den titanischen Anschlag des Künstlers losgeworden waren, sprach endlich der Hausherr das erlösende Wort: „Zu Tische!“ Und die Herren drängten sich durch das Gewimmel zu den Damen, die ihnen vorher schon durch Überreichung kleiner Kärtchen zugewiesen waren. Toinette drückte sich immer noch hinter der Front herum und ihr unzertrennlicher Schatten strengte sich immer noch an, sie zu unterhalten, obwohl er keine Antwort mehr bekam. Ein Paar nach dem andern sah sie durch die weitgeöffneten Flügeltüren in den Speisesaal abziehen und noch immer nahte sich ihr der erwählte Kavalier nicht. Sie hatte vergessen, vorher zu fragen, wer ihr Tischherr sein sollte. Herrgott, doch nicht etwa Kaspar? Das hätte sie ja geradezu als eine beabsichtigte Kränkung ansehen müssen. Und in nervöser Gereiztheit fuhr sie den Primaner an: „Was stehst du denn noch hier herum? Bekümmre dich doch um deine Dame!“

„Ich bin überzählig,“ griente er. „Für mich war, Gott sei Dank, keine Gans mehr übrig.“

Toinette atmete erleichtert auf. Und nun endlich, als schon sämtliche Paare im Eßsaal verschwunden waren, schlitterte Jean Jaques junior über das glatte Parkett auf sie zu und rief schon von weitem: „Bitte tausendmal um

Entschuldigung. Ich mußte erst ein bissel zum Rechten sehen, daß jeder Topf seinen Deckel finde. Gnädiges Fräulein, ich bitte um die Ehre." Er bot ihr den Arm und chassierte im Geschwindschritt mit ihr den andern nach.

„Die schönste Dame verdient zwei Kavaliere," rief Kaspar übermütig, indem er sich mit einem Sprung an Toinettens andere Seite verfügte.

Aber der Bruder winkte ihm kurz ab: „Nö, Kaspar, verdufte! Auf der andern Seite sitzt Herr von Frerich."

„Erlaube mal, wir hatten doch . . . . ."

„Nicht zu machen."

„Frechheit!" — — — —

Nun saß man also glücklich an der mit Blumen und prächtigem Geschirr reich dekorierten Tafel. Herr von Frerich hatte natürlich Alix zur Tischdame bekommen und an Jean Jaques' linker Seite saß die pikante Dame im schwarzen Paillettenkleide, gegenüber, mit dem musikalischen Assessor, der so leicht transpirierte, wenn er nachdachte, die Signorina Perotti, der schwarze Racker, der aber seiner Sprache nach aus Bockenheim, Offenbach und Umgebung zu sein schien. Toinette fühlte sich also zur Zufriedenheit placiert. Wenn auch Jean Jaques als Objekt für einen ersten Eroberungsversuch nicht in Betracht kam, so war sie doch wenigstens an seiner Seite vor der lähmenden Öde einer Zwangsunterhaltung mit einem gänzlich Fremden geschützt, der nichts mit ihr anzufangen wußte.

Zunächst freilich ging es ihr schlecht. Der Herr Oberleutnant schäkerte intensiv mit Alix, und Jean Jaques schien sich als ältester Sohn des Hauses verpflichtet zu fühlen, die schöne Dame an seiner Linken dafür schadlos zu halten, daß ihrem Tischherrn vorläufig nichts einfallen wollte. Er war sofort in eine lebhafte Unterhaltung mit

ihr verwickelt — und Toinette saß unbeachtet zwischen zwei halb abgekehrten Männerrücken. Sie horchte gespannt herum, um wenigstens von der Unterhaltung der Nachbarschaft etwas zu profitieren. Alixens Leutnant flüsterte, die schwarze Dame aber artikulierte dafür um so deutlicher. Sie sprach alle Endbuchstaben aus und rollte das R. Toinette fand sie furchtbar geziert. Sie sprach vom byzantinischen Stil. Wie konnte man nur bei den Kaviarschnitten gleich vom byzantinischen Stil reden! Das sollte wohl so was heißen! Toinette nahm sich vor, den Oberleutnant, falls er ihr noch im Laufe des Abends sein Antlitz zuwenden sollte, zu fragen, was er von der Holzschnitzkunst der Eingeborenen des Bismarckarchipels halte. Das schien hier Mode zu sein, gleich mit etwas ganz weit Hergeholtem die Unterhaltung zu beginnen, wenn man für bedeutend gelten wollte. Sie hatte sich doch wahrhaftig bei ihren Freundinnen ungezwungen und gar nicht albern zu unterhalten verstanden, ohne daß sie ihrem Tischherrn gleich mit dem byzantinischen Stil in die Parade gefahren wäre.

Gott sei Dank! Endlich fiel dem Herrn zwei Plätze weiter links etwas ein, und Jean Jaques durfte nunmehr in seine Kaviarschnitte beißen und sich seiner Dame zuwenden. Er fragte aber vorläufig nur: „Rot oder weiß?" Und dann kaute er stumm darauf los.

„Wer ist denn das eigentlich?", flüsterte ihm Toinette zu, „die Dame mit dem byzantinischen Stil?"

„O, das ist eine frisch geschiedene Frau," belehrte er sie in vorsichtig gedämpftem Tone. „Eine ganz aparte Erscheinung, nicht wahr? Übrigens wirklich höchst geistvoll. Er war ein großer Kaffer. Ich habe ihn gekannt. Die Ehe konnte unmöglich gut ausgehen. Sie hat keinen Pfennig eignes Geld. Vorläufig lebt sie vom Versetzen der

Brillanten, die er ihr als verliebter Flitterwöchner massenhaft geschenkt hat. Sie gedenkt, zur Bühne zu gehen."

„Ah?! Hat sie denn Talent?"

„Heutzutage hat doch jeder Mensch Talent."

„Bloß ich nicht, scheint's," brach sie in ehrlichem Unmut aus. „Alle können sie was. Alle sind sie was. Alle werden sie gefeiert oder verdienen sich wenigstens ihr Brot selbst, und unsereins muß ganz dumm in der Ecke stehen und darf überhaupt nicht mitreden."

Jean Jaques lachte aus vollem Halse, als hätte sie einen ausgezeichneten Witz gemacht, und auch der Oberleutnant zur Rechten wandte sich ihr plötzlich interessiert zu.

„Aber ich bitte Sie," rief Jean Jaques laut und lustig, „wie kann man irgend jemanden beneiden, wenn man so jung und so hübsch ist, wie Sie! Es ist doch viel schöner, sich selber beneiden zu lassen, und das tun doch zweifelsohne alle jungen Damen, die weniger hübsch sind, als Sie."

„Das sollte ich auch meinen," bestätigte Herr von Frerich vergnügt. „Jugend und Schönheit sind besser als alle Talente und Wissenschaften. Und wenn Sie Geige spielen könnten wie Sarasate, was hätten Sie davon, wenn Sie dabei mit einer Knopfnase wie die Signorina da drüben herumlaufen müßten? Es lebe die schöne Jugend!" Und er stieß flott mit seinen Nachbarinnen an und leerte sein Glas auf einen begeisterten Zug.

Toinette aber war nicht so leicht zu beruhigen. Sie wandte sich wieder an Jean Jaques: „Ich mache mir gar nichts aus billigen Schmeicheleien. Sagen Sie mir doch lieber im Ernst: was kann ein junges Mädchen, die alles gelernt hat, was man in ihrem Stande zu lernen pflegt, die aber keine besonderen Talente hat, was kann die tun, um sich — äh — bemerkbar zu machen?"

„Bemerkbar?“ Jean Jaques lachte schon wieder. „Wenn sich ein junges Mädchen ohne Talente bemerkbar macht, so pflegt das meist übel bemerkt zu werden.“

„Ach gehen Sie doch!“ ereiferte sich Toinette, schon fast dem Weinen nah. „Warum wollen Sie denn alles lächerlich finden, was ich sage? Es ist mir sehr ernst damit. Ich habe mich wohl nur schlecht ausgedrückt. Ich meine so: von einem modernen Mädchen verlangt man doch mehr, als daß es still sitzt und wartet, bis es geheiratet wird. Wenn aber nun eine zu einem künstlerischen oder sonst einem freien, selbständigen Berufe keine Talente hat, was soll sie denn dann tun, um als richtiges modernes Mädchen geachtet zu werden? So meine ich's.“

„Hm, das kommt darauf an, ob Sie den Ton auf achten oder auf modern legen. Achten muß man selbstverständlich jedes junge Mädchen, das einen anständigen Beruf tüchtig ausfüllt. Und das Moderne besteht nur darin, daß heute mehr solcher Berufe den Frauen offenstehen und daß eine bessere Vorbildung und weniger beschränkte Vorurteile weit mehr Frauen in die freie Konkurrenz mit dem Manne hineingetrieben haben. Ein modernes Mädchen im vernünftigen Sinne ist also diejenige, die sich ohne ängstliche Vorurteile ihren Beruf wählt und den aus Liebe zur Sache ernsthaft betreibt, nicht etwas bloß, um mit der Ungewöhnlichkeit zu kokettieren.“

Toinette war immer noch etwas gereizt, als sie erwiderte: „Gott ja, das verstehe ich natürlich auch darunter. Aber ich meine, was soll so eine wie ich zum Beispiel anfangen? Laden- oder Servierfräulein, das paßt sich doch nicht — habe ich auch nicht gerade nötig, und zu einem höheren Berufe bin ich nicht gerade vorgebildet — fühle ich auch keine Neigung zu irgend etwas Speziellem in mir.“

Jetzt wurde Jean Jaques wirklich ernsthaft. „Aber Fräulein Toinette, das dürfen Sie wirklich nicht sagen. Das klingt schrecklich gedankenlos. Es gibt doch einen Frauenberuf, der über allen Wissenschaften und Künsten, über jedem Broterwerb steht. Denken Sie denn an den gar nicht?"

„Ach, wissen Sie, das finde ich schon wirklich beinahe dumm," rief Toinette erregt. „Heutzutage kann man keine Zeitung und kein Journal aufschlagen, ohne daß in feierlichem Tone von der Mutterschaft geredet wird. Dazu muß ich doch erst wieder warten, bis ein passender Herr so freundlich ist, sich meiner zu erbarmen. Wo bleibt denn da das Moderne?"

Der Herr Oberleutnant hatte das Wort aufgefangen, und beide Nachbarn blickten nun gleichzeitig der Sprecherin lächelnd ins Gesicht. Sie wurde rot, mehr vor Zorn, als vor Scham, und der flammende Unmut stand ihr sehr gut.

„Aber warum wollen Sie denn durchaus modern sein, Gnädigste?" fragte der sympathische Offizier. „Ich glaube, die meisten Männer finden die unmodernen Mädchen viel angenehmer. Außerdem scheint mir das wirklich nicht so schlimm mit dem Wartenmüssen. Das schüchterne Geschlecht sind ja eigentlich wir. Eine gescheite junge Dame, die weiß, was sie will, kann doch jeden Mann zu ihren Füßen zwingen."

„Glauben Sie?", fragte Toinette naiv, indem sie vertrauensvoll zu dem hohen Krieger hinaufschaute.

Er fand sie reizend und nötigte sie, mit ihm auf die unmodernen „ewigen Mächte" anzustoßen. Abermals leerte er sein Glas auf einen begeisterten Zug.

Und dann wandte sich Toinette wieder etwas zaghaft an Jean Jaques. „Ich habe wohl etwas Dummes ge-

sagt? Es scheint wirklich, daß ich nur zum Auslachen gut bin. Und dabei ist es mir doch so ernst. Ich versichere Sie, gerade heute, wo soviel Frauen hier sind, die etwas aus sich gemacht haben, die so allgemein anerkannt werden — da fällt es mir so schwer auf die Seele, daß ich gar nichts bin und gar nicht weiß, was ich mit mir anfangen soll. Ich habe doch soviel gelernt, und möchte doch so gerne etwas arbeiten — mich unabhängig machen."

„Ich verstehe Sie ganz gut," entgegnete Jean Jaques, freundlich lächelnd. „Jetzt sind wir durch den Leutnant unterbrochen worden. Ich wollte nämlich sagen, daß für die Frau der höchste Beruf selbstverständlich der ist, in dem sie ihre besonderen weiblichen Eigenschaften zur Freude und zum Vorteil ihrer Nebenmenschen ausnutzen kann. Und das Moderne dabei ist nur, daß sie unter ihren Nebenmenschen nicht nur ihren eigenen Mann und die eigenen Kinder, sondern alle erreichbaren Pflege-, Hilfs-, und Liebebedürftigen versteht. Haben Sie einmal von der sozialen Hilfsarbeit gehört? — Nun also. Da gibt es immer genug zu tun für die Frauen, die einen Überschuß an Liebe und keine eigene Familie haben. Glauben Sie, daß Sie das nicht befriedigen würde? — Ich habe gehört, wie lieb Sie damals Ihre Frau Urgroßtante gepflegt haben, als sie so schwer krank lag und wie nett und verständig Sie sich um das Hauswesen angenommen haben. Waren Sie in der Zeit nicht zufriedener mit sich, als Sie jemals bei der Anfertigung eines französischen Aufsatzes oder beim Schmökern eines Romans waren?"

„O ja, gewiß," versetzte Toinette, „das hat mir viel Freude gemacht. Aber so was ist doch selbstverständlich. Dazu brauche ich doch meine ganze teure Bildung nicht."

„Sehen Sie, das ist zum Beispiel wieder unmodern gedacht," rief Jean Jaques. „Gerade in ihrem natürlichen

Berufe als Pflegerin, Erzieherin und Verwalterin kann die heutige Frau gar nicht gebildet genug sein. Heutzutage spielen doch schon in die Verhältnisse selbst der einfachsten Menschen Beziehungen zur ganzen Erde hinein Früher sah man gänzliche Geographie- und Geschichtslosigkeit für einen rührenden Reiz bei einer Dame an — heutzutage ist sie damit häufig einfach aufgeschmissen. Und dann, denken Sie sich eine unwissende Mutter als Erzieherin der begabten Kinder von einem Manne, der mitten im Saus und Braus des modernen Lebens steht — die muß doch als Kulturhemmnis wirken. Oder als Pflegerin! Ungebildete Frauen werden sehr leicht Kurpfuscherinnen. Und schließlich: welcher vernünftige Mann kann denn heute noch eine ungebildete Frau zur Ehe gebrauchen? Wenn es nicht unter den Männern leider immer noch zahlreiche Trottel gäbe, wären die richtigen Gänse nicht einmal mehr als kleines Verhältnis zu verwenden. — Es heißt also für euch Weiberchen einfach: schritthalten mit dem allgemeinen Fortschritt der Menschheit, wenn ihr eben auch Menschen heißen wollt und Gleichberechtigung anstrebt. Andernfalls seid ihr eben nur Weibchen und müßt es euch gefallen lassen, daß man euch danach behandelt."

Damit war das schwierige Thema vorläufig erschöpft. Jean Jaques wurde von der Nachbarin in der glitzernden schwarzen Schlangenhaut wieder in Beschlag genommen und der Herr Oberleutnant bemühte sich, sie mit allerlei harmlosen Schnurren und sonstigen erprobten Unterhaltungsmethoden zu amüsieren. Toinette blieb aber während der ganzen Dauer des Soupers zerstreut. Was Jean Jaques, der Jüngere, gesagt hatte, ging ihr fortwährend im Kopfe herum. Und als die Tafel endlich aufgehoben war, pirschte sie sich an Jean Jaques, den

Älteren, heran, faßte ihn zutraulich unter den Arm und bat ihn um seine Meinung über die ernste Frage, die ihr junges Herz heute so sehr bewegte.

„Ich will dir was sagen, liebes Kind," sagte der gute Onkel, indem er zärtlich ihre feinen Hände streichelte. „Mein Herr Neveu hat ganz recht mit dem, was er von der Bildung gesagt hat. Man muß nur unter Bildung nicht viel Wissenskram verstehen, sondern die Erziehung zum selbständigen Urteil. Aber für euch Frauen wird die Erziehung doch nur vollkommen durch die drei Betten."

Toinette blickte ihn groß an. „Drei Betten? Was meinst du damit?"

„Brautbett, Kindbett, Krankenbett. Da müßt ihr unbedingt hindurchgegangen sein, um fertig zu werden. Das heißt, unter dem Krankenbett meine ich nicht das, indem ihr selber liegt, sondern das, an dem ihr andere pflegt. Habt ihr in dieser Beziehung ein gutes Examen bestanden, so seid ihr auch reif, am Totenbett als Engel zu fungieren. Ich habe aber das Totenbett weggelassen — es klingt so grauslich. Die Dreizahl macht sich auch besser." — —

Auf der Diele sollte getanzt werden. Und während der Vorbereitungen, die dazu getroffen wurden, ersah Toinette die günstige Gelegenheit, während die berühmte Schriftstellerin gerade allein von einer Gruppe zur andern schritt, um sie unterwegs zu attackieren. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und redete sie an. „Ach, gnädige Frau, würden Sie wohl so freundlich sein, mir eine Frage zu beantworten?"

„Aber gerne," sagte die junge Frau stehenbleibend und mit ihren leuchtenden Augen das hübsche, errötende Mädchen wohlgefällig musternd.

Und Toinette begann ein wenig stockend: „Ich möchte so gerne etwas leisten. Wissen Sie, ich bin ganz un-

talentiert, aber ich habe alles gelernt, was so dazu gehört, und möchte doch nun sozusagen ein selbständiger moderner Mensch werden. Onkel Jean Jaques sagte mir eben, da müßte ich erst durch die drei Betten durch. Ist das wahr?"

„Was?" sagte die berühmte Dame höchlich überrascht und amüsiert.

„Ja: Kindbett, Brautbett, Krankenbett — nur dadurch kämen wir zur Reife, sagt Onkel Jean Jaques. Ist das nun bloß ein Witz, oder halten Sie das auch für richtig?"

„Nein, das ist absolut und unbestreitbar richtig," sagte die Schriftstellerin. „Und außerdem ist es ganz vorzüglich ausgedrückt. Wissen Sie, ich werde den Onkel Jean Jaques bitten, ob ich sein Bonmot kolportieren darf. Ich finde, es ist eine Schande, daß mir das nicht auch schon eingefallen ist. Wo ist dieser Onkel Jean Jaques? Bringen Sie mich zu ihm. Das ist ja eine Fundgrube. Den muß ich ausschürfen."

„Aber wollen Sie mir denn nicht helfen?" bat Toinette kleinlaut, als die große Dame sich anschickte davonzugehen. „Ich dachte, gerade Sie müßten einem jungen Mädchen doch raten können."

„Aber mein liebes Fräulein, jetzt wird doch getanzt. Ich will auch tanzen. Quälen Sie sich doch jetzt nicht mit Denken. Fühlen Sie sich doch einfach jung. Das gibt Kraft. Und mit dem Fühlen erfüllen wir überhaupt unsern Frauenberuf besser als mit dem Denken."

Da war sie schon wieder von andern in Anspruch genommen, und für den Rest des Abends waren keine Worte der Weisheit mehr von ihr zu erhaschen.

Sobald der erste Akkord auf dem Klavier angeschlagen wurde, verbeugte sich auch schon ein Herr vor Toinette, irgendeiner. Sie flog von einem Arm in den andern

und gab sich ganz dem seltenen köstlichen Genusse hin. Nun galt sie doch auch was, wenn sie auch sozusagen nur nach dem Gewicht geschätzt wurde. Weil sie so leicht wie eine Feder im Arm lag und so weich und biegsam war, kamen sie immer wieder und rissen sich um sie. Sie sagten auch alle ein bißchen was zu ihr. Sie hörte aber kaum hin und antwortete auch kaum. Es war doch immer dasselbe und ganz gleichgültig. Sie tanzte mehr als Alix. Sie tanzte sogar mehr als die berühmte Schriftstellerin, denn an die trauten sich doch die ganz unbedeutenden jungen Herren nicht heran. Und die elegante Dame in Schwarz, die doch für die Schönste der ganzen Gesellschaft erklärt wurde, tanzte sogar gar nicht. Der böse Kaspar behauptete, weil sie so stark geschnürt sei, daß sie nicht japsen könnte. Und Toinette lachte glückselig über diese Bosheit und war froh, daß sie immer noch japsen konnte, trotzdem sie nur während der Pausen zur Ruhe kam.

Leider dauerte das Vergnügen nicht lange, denn die zahlreichen Herrschaften, die den letzten Zug erreichen wollten, mußten bald aufbrechen, und dann folgten die andern, die mit eigenem Fuhrwerk da waren, auch bald nach. Toinette mußte noch eine ganze Weile warten, denn das Auto und der Wagen hatten die Damen zur Bahn gebracht und waren noch nicht zurück. — — — — —

Als Toinette heimkam, fand sie die gute grandmaman noch wach. Sie war zu begierig, zu erfahren, wie ihr Liebling auf der ersten großen Parade in der Heimat abgeschnitten habe. Mit ihren zitternden Greisenfingern half sie ihr den Rückenschluß der Taille öffnen und fragte sie aus. Es war aber nicht viel aus dem Mädchen herauszubringen. Von dem Menü wußte sie wenig mehr und von den Namen ihrer Tänzer keinen einzigen, außer dem Leutnant von Frerich.

„Püppele, ich sag' dir, laß dich nicht mit so eme Preuß' ein!" drohte die Gräfin scherzend. „Ich bin imstande und vermache die Burg der Kirch', wenn du mir das antust."

„Ach, das ist doch Alix ihrer," gähnte Toinette. „Denk' dir bloß, den ganzen Abend hat sie kein Wort mehr mit mir gesprochen, weil der Herr ein bißchen viel mit mir geredet und getanzt hat. Ist doch lächerlich!"

Die Greisin rieb sich vergnügt die Hände. „Hab' ich doch gewußt, daß mein Puppele Furore machen wird. Hast sie alle ausgestochen, ja?"

Toinette antwortete nur mit Gähnen. Von den ernsthaften Problemen, die sie den ganzen Abend über in ihrem erschreckten Kopfe gewälzt hatte, und von den fragwürdigen Aufklärungen, die ihr geworden waren, mochte sie der alten Dame nichts sagen, wenigstens heute nicht — und überhaupt: sie war doch so tief im vorigen Jahrhundert zu Hause, was verstand sie von diesen modernen Fragen? Und dann streckte sie sich wohlig aus in ihrem schmalen Mädchenbett und hatte bald all ihre Sorgen und Nöte zusamt dem Onkel Jean Jaques und seiner Dreibettentheorie im gesunden Jugendschlaf vergessen.

Vierzehntes Kapitel.

Nach wenigen Tagen schon erschien im vorschriftsmäßigen Hauptschmuck des Helmes und mit ganz neuen Handschuhen angetan der Herr Oberleutnant von Frerich aus Mainz, um der gnädigsten Frau Gräfin seine Aufwartung zu machen und sich zu erkundigen, wie dem gnädigen Fräulein das Zauberfest in Villa Selma bekommen sei. Da es der erste Besuch eines fremden Herrn war, der ihr galt, so war Toinette über das Ereignis freudig erregt. Glücklicherweise war sie gerade hübsch angezogen, so daß sie den Besuch gleich selbst im Vorzimmer empfangen und in den Salon geleiten konnte. Die grandmaman hatte, als Adam die Karte hereinbrachte, eiligst die Flucht ergriffen, um sich zuvor ein wenig menschlich herzurichten.

„Sag bloß nichts über die Preußen," rief ihr Toinette noch nach, während sie eiligst an ihrem Stocke davonhumpelte.

Das Unter-Vier-Augen verlief nun allerdings völlig unaufregend, denn der Oberleutnant war ein Muster von vorschriftsmäßiger Korrektheit. Er interessierte sich angeblich wahnsinnig für Burgruinen und behauptete, sich nichts Schöneres für ein junges Fräulein von Stande denken zu können, als in solchem alten Gemäuer mit tausendjähriger Geschichte, von Efeu umrankt, aufzublühen.

„Ei," dachte Toinette, „mach du nur deine schönen Redensarten. Heiraten tust du ja solche Ruinentochter doch nicht, wenn du erst weißt, daß sie außer diesen Steinen und diesem Efeu nichts ihr Eigen nennt." Sie hatte die größte Lust, ihm so etwas Ähnliches ins Gesicht zu sagen, aber sein unheimlich musterhaftes Benehmen machte es einfach unmöglich, irgend etwas nicht gleichfalls ganz Musterhaftes zu sagen. Dabei war er aber wirklich liebenswürdig unaffektiert, und seine glatte Unterhaltung versiegte keinen Moment. Sie führte ihn in der ganzen Burg herum, gab ihm im Rittersaal das Abenteuer mit dem Gespenst zum besten und ließ ihn schließlich vom hohen Söller die schöne Aussicht bewundern. Ihr weiblicher Instinkt war schon in jeder Faser lebendig. Sie hatte es deutlich empfunden, wie der junge Priester in ihrer Gegenwart von Höllenqualen gefoltert wurde, und sie wußte auch jetzt sofort, daß dieser reifere Krieger sie entzückend fand und ihr mit klopfendem Herzen auf allen diesen dunklen Gängen und Stiegen nachtappte. Aber es fiel ihm nicht ein, auch nur ein etwas zärtlicheres Wort zu flüstern oder gar sie zu berühren. Und ihr war es schließlich auch lieber so, denn sie vermochte für diesen netten Mann doch nur eine korrekte Sympathie zu empfinden. Sehr angenehm war es ihr, daß er eine Tasse Kaffe dankend ablehnte, denn sie hatten tatsächlich keine drei ganzen Tassen von einem Geschirr im Hause. Die silberne Zuckerbüchse war längst verkauft und eine blamable Blechbüchse an ihre Stelle getreten.

Als sie von ihrem Rundgang zurückkehrten, thronte die Raugräfin im ehrfurchtgebietenden Staat ihrer Krinoline und einer frisch getollten weißen Spitzenhaube bereits auf dem viel geflickten Kanapee. Mit königlichem Anstand ließ sie sich von dem Offizier die Hand küssen und dann fragte sie ihn sofort, was er für ein Landsmann sei.

„Hesse, gnädigste Frau Gräfin.“

„Das ist gut. Das freut mich aufrichtig. Das erspart Ihnen und mir manche Unerquicklichkeit,“ sagte die Gräfin, dem erstaunten Herrn freundlich zunickend. „Ich habe nämlich so meine Grundsätze. Aber wenn Sie Hesse sind, dann kommen die weiter nicht in Betracht. Es ist wirklich scharmant von Ihnen, daß Sie so einer verschollenen Einsiedlerin eine kleine Aufmerksamkeit erweisen. Ich weiß natürlich, daß Ihr Besuch mehr meinem Toinettchen gilt, aber das macht nichts. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich um Toinettchens wegen sogar zu Fuß von Mainz hierherlaufen.“

„Aber grandmaman!“ rief die junge Dame mit wohlgesittetem Erröten.

Herr von Frerich strich sich unternehmend den ansehnlichen Schnauzbart und sprach: „Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich heute ganz bequem zu Schiff hergekommen bin. Aber das gnädige Fräulein braucht nur zu befehlen, und ich verdiene mir das nächste Mal meinen Handkuß durch einen Dauermarsch.“

Das war aber auch das Äußerste, was er in dieser Richtung wagte. Das Gespräch nahm dann sofort wieder eine beruhigende allgemeine Wendung, und nach zehn weiteren Minuten erhob er sich zum Abschied, weil er noch in der Villa Selma seinen pflichtschuldigen Besuch absolvieren müsse.

„Schade!“ sagte die Gräfin. „Ich hätte Ihnen so gerne eine Flasche Rauenecker Schloßabzug angeboten. Eine bessere Marke hat der Weinhändler auch nicht in seinem Keller — und notabene eignes Gewächs. — Ach Gott ja, es wird ja nicht mehr lange dauern, dann wird das alte Gerümpel hier ein angenehmer Aufenthalt für junge Leute sein. Wenn erst die junge Schloßherrin von

Rauenec hier regiert, dann wird die Auslese der besten Jahrgänge freilich in Strömen fließen."

Toinette schalt die alte Dame wegen solcher Reden tüchtig aus, und der Herr Oberleutnant beeilte sich zu versichern, daß ihm nichts eine größere Freude bereiten werde, als die gnädige Gräfin noch des öfteren bei bester Gesundheit und so erstaunlicher geistiger Frische wie heute in ihrem unvergleichlich beneidenswerten Schlosse überfallen zu dürfen.

„Grüßen Sie, bitte, Alix von mir, und sie soll sich doch bald mal sehen lassen," rief ihm Toinette noch nach — und dann war das Ereignis dieses Besuches erledigt.

Lachend kehrte Toinette in das Wohnzimmer zurück. „Ach, grandmaman, was hast du da angerichtet! Jetzt hält mich der Mann womöglich für eine Großgrundbesitzerin."

„Soll er auch," schmunzelte die Gräfin. „Wenn du nichts von dir hermachst, muß ich's für dich tun. Der junge Mann gefällt mir nicht übel. Glaubst du, daß er als seriöser Epouseur in Betracht kommt?"

„Ach, wo denkst du hin! Es ist ja Alixen ihrer. Er hat's doch auf ihr Geld abgesehen."

„Na, wer weiß? Vielleicht hat er's gar nicht so nötig. Er sprach doch von dem Gute seines Papas. Die kleine Alix stichst du doch zehnmal aus, wenn du nur willst. Er ist doch auch zuerst zu uns gekommen."

„Das ist doch selbstverständlich. Das Dampfschiff legt doch hier an und nicht bei Villa Selma. Wozu soll er sich unnötige Wege machen?"

„Ich weiß nicht — ich weiß nicht. — Wenn wir ihn nur mal einladen könnten! Aber es fehlt nur leider hinten und vorn. Und den Kaplan und den Nasenmann können wir ihm doch nicht gut vorsetzen. Außerdem gießt ihm Adam die Sauce über die Uniform."

Für die nächsten vierundzwanzig Stunden hatte die gute Gräfin reichlich Gesprächstoff.

Toinette verwunderte sich nicht wenig, daß Alix nicht noch am selben Abend herüberkam. Es war doch zu natürlich, daß sie sich über den Fall Frerich freundschaftlich ausschwatzten. Als sie sich auch am anderen Vormittag nicht sehen ließ, machte sich Toinette auf, um sie zu besuchen. Sie war nicht zu Hause. Niemand sei zu Hause, behauptete das Mädchen. Die Herrschaften seien alle nach Eltville gefahren. Aber es kam Toinette vor, als ob es dabei etwas verlegen lächelte. Ärgerlich kehrte sie heim. Und am Abend behandelte sie den Kaplan noch schlechter als sonst und gab sogar dem treuen Hauptmann Berenbruch einige schnippische Antworten.

Am nächsten Vormittag fuhr Jean Jaques junior mit seinem Automobil vor, machte der Gräfin einen kurzen Anstandsbesuch und forderte dann Toinetten zu einer Spazierfahrt auf. Es war ein sonniger Tag, aber es wehte ein ziemlich scharfer Ostwind, und Toinette erklärte, auf keinen Fall wieder ein Automobil besteigen zu wollen, bevor sie nicht ein geeignetes Dreß dafür besitze. Da schlug Jean Jaques vor, zu Fuß zu spazieren. Es lag ihm offenbar daran, mit ihr allein zu sein. Sie war im Umsehen fertig und verließ gespannter Erwartung voll mit ihm das Haus.

Sie stiegen ziellos in den Weinbergen herum und wunderten sich selber, daß sie schließlich beim Niederwalddenkmal anlangten. Der Wald bot ihnen etwas Windschutz, und da verschnauften sie und freuten sich der schönen Aussicht. Geredet hatten sie noch nicht viel unterwegs, nur gleichgültige Bemerkungen über die Gesellschaft.

„Sagen Sie mal, haben Sie mich bloß hier heraufgeführt,“ begann Toinette endlich ungeduldig, „um mich

der Germania vorzustellen? Ich habe bereits die Ehre, wenn ich auch allerdings seit zwei Jahren nicht oben war; da ist es freilich möglich, daß mich die Dame nicht mehr kennt, denn ich habe mich inzwischen einigermaßen verändert — finden Sie nicht auch?"

„Ja sehr," erwiderte Jean Jaques zweideutig. „Sie scheinen mir sogar kokett geworden. Dafür hatten Sie doch früher gar keine Anlagen."

„Ach Gott, etwas muß man doch von der teueren Pension profitieren!"

Er sah sie lächelnd an und schüttelte den Kopf. „Sagen Sie, Toinette, was haben Sie eigentlich mit dem Leutnant angestellt?"

„Ich mit dem Leutnant?" fuhr sie, gekränkter Unschuld voll, auf. „Das ist ausgezeichnet!"

„Sagen Sie mir's doch ehrlich," beharrte er. „Es muß doch irgend etwas vorgefallen sein. Die Alix ist ja fuchsteufelswild."

„Ach so!" machte Toinette gedehnt. „Und dafür sollen Sie mir wohl die Leviten lesen?"

„O nein. Ich komme aus eigenem Antriebe. Ich denke mir, daß ja nur eine Kinderei dahinterstecken wird, und habe das Vertrauen zu Ihrer Ehrlichkeit, daß Sie mir die Wahrheit sagen. Ich bin überzeugt, es wird kein Grund vorhanden sein, sich zu verzanken. Alix hat allerdings wohl einigen Grund, sich einzubilden, daß Herr von Frerich sich für sie interessierte; und nun behauptet sie, daß Sie neulich auf unserer Gesellschaft ihm solche Augen gemacht hätten, daß er ausschließlich mit Ihnen gesprochen und getanzt habe. Und gestern hat er gar noch Ihnen zuerst seinen Besuch gemacht?"

Toinette war tief gekränkt, denn sie war sich bewußt, den Vorwurf der Koketterie keineswegs zu verdienen.

Und daß der Herr auf der Gesellschaft nur mit ihr gesprochen und getanzt habe, war außerdem lächerlich übertrieben; aber sie fand nicht die Worte und nicht die Art, um einfach und unbefangen die Beschuldigung zurückzuweisen. Sie lachte gezwungen und ließ sich zu bissigen Bemerkungen gegen Alix hinreißen.

Jean Jaques schüttelte den Kopf und betrachtete mit gerunzelter Stirn seine Stiefelspitzen. Dann sagte er mit einem leichten Seufzer: „Sie scheinen mir allerdings nicht viel Gescheites in der Pension gelernt zu haben.“

Toinette sprang auf. „Wie komme ich eigentlich dazu, mich von Ihnen so herunterputzen zu lassen, Herr Stilling? Glauben Sie mir vielleicht nicht? Dann lassen Sie's gefälligst bleiben. Der Herr Leutnant von Frerich läßt mich vollständig kalt. Aber das kann ich Ihnen sagen: wenn Alix noch ein einziges Mal aus solch lächerlichem Grunde für mich nicht zu Hause ist, weiß ich auch, was ich zu tun habe.“ Sie machte Kehrt und wollte davon.

Aber er erwischte sie beim Ärmel und hielt sie lachend fest. „Mir scheint, das ganze Übel steckt darin, das Sie gegenwärtig eben nicht wissen, was Sie tun sollen. Sagen Sie mal ehrlich: Sie langweilen sich wohl fürchterlich?“

„Ich? Gott bewahre!“ Das Mädchen schürzte hochmütig die Lippen. „Ich bilde mich in Literatur und Kunstgeschichte weiter aus, und außerdem hat grandmaman eine sehr interessante Bibliothek.“

„Ach so — ich weiß schon,“ neckte er, „die gewissen Memoirenwerke. Na, wohl bekomm's! Denken Sie noch an unser Tischgespräch neulich? Wollen Sie sich auf diesem Wege zur modernen weiblichen Selbständigkeit entwickeln?“

„Was wollen Sie eigentlich von mir, Sie alter Schulmeister?“ fuhr Toinette patzig und kindisch heraus.

Und er versetzte mit heiterer Freundlichkeit: „Das will ich Ihnen ganz genau sagen: ich möchte das liebenswürdige, frische, originelle Toinettchen von früher wieder entdecken, so wie es aus den Händen unserer lieben Erdmute entlassen wurde.“

Der Name der angebeteten Gouvernante wirkte wie ein Zauber auf Toinetten. Sie guckte beschämt zu Boden und dann fast ängstlich zu ihm empor. „Bin ich denn nicht mehr so?“ fragte sie zaghaft. „Finden Sie mich denn so dumm oder so schlecht?“

Er mußte wieder lachen. „Ach nein, das nicht. Ich finde nur, Sie sind weder gut noch schlecht, weder dumm noch gescheit — so eben einfach gar nichts Unterschiedliches. Das Normalmädchen, wie es aus der Pension kommt. Und das ist so schade. Mit vierzehn Jahren waren Sie viel menschlicher als jetzt. Neulich hatte ich die besten Hoffnungen für Sie, weil Sie mit solchem Eifer nach solchen wichtigen Dingen fragten. Aber heute haben Sie mir ein bißchen Angst gemacht. Haben Sie denn gar nicht weiter darüber nachgedacht, was ich und Onkel Jean Jaques Ihnen gesagt haben?“

„O ja, schon,“ versetzte sie kleinlaut. „Aber — wenn ich doch erst durch die drei Betten durch muß — die sind doch noch in weiter Ferne. Und für die andere Arbeit sehe ich auch noch keine Gelegenheit. Und dann müssen Sie doch auch selber zugeben, daß es für ein junges Mädchen reichlich öde ist in dem alten Burgverlies. Und die Gesellschaft! Stellen Sie sich das bloß vor: lauter uralte Leute. Der Adam ganz taprig, die grandmaman schon sehr arg wunderlich, und der Herr Hauptmann mit der entsetzlichen Nase, die ich nie ansehen kann, ohne daß mich ein Schauder über-

läuft! Der einzige jüngere Mensch ist der Kaplan, und der hat auch so eine grausliche Eigenschaft an sich. Wenn ich mich nicht über ihn lustig mache, bekomme ich Angst, daß er mich beißt, wenn er mich mal im Dunkeln trifft."

„Armes Kind," sagte er aufrichtig, „das ist allerdings ein bißchen hart. Aber schließlich sollte ich doch meinen, daß in dem kleinen Haushalt allerlei für Sie zu tun und zu lernen wäre."

„Meinen Sie, ich soll Staub wischen und kochen?"

„Warum nicht? Haben Sie kochen und Hauswirtschaft in der Pension gelernt?"

„Nein."

„Also. Das muß doch aber jede Frau können. Ich zweifle ja natürlich nicht daran, daß Sie schließlich doch einen Millionär heiraten werden, aber Sie müssen doch irgendwo dieses Gebiet beherrschen gelernt haben. Und um sich als Pflegerin auszubilden, haben Sie doch auch reichlich Gelegenheit. Ihre grandmaman wird gewiß schon vieler Wartung bedürfen, und der gute alte Verenbruch muß sich doch auch nach dem Tode seiner Frau ganz fürchterlich elend und verlassen fühlen. Da könnten Sie doch wirklich auch ein gutes Werk tun."

Toinette seufzte: „Sie haben die Nase nie gesehen."

„Ach, mein verehrtes kleines Fräulein, man muß im Leben soviel unangenehme Nasen übersehen! Glauben Sie mir nur, das ist eine gute Vorbereitung."

„Ich weiß gar nicht, wie Sie mir vorkommen," sagte Toinette nachdenklich. „Ich dachte immer, Sie wären so ein junger Lebemann, wo Sie doch so reich sind und immer in der Welt herumfahren. Warum interessieren Sie sich denn so für meine Erziehung?"

„Das ist quasi ein Vermächtnis von Erdmute," versetzte er herzlich, indem er nach ihrer Hand griff. „Ich

meine es wirklich gut mit Ihnen, und ich weiß nicht, wer sonst hier mit Ihnen vernünftig reden sollte. Seien Sie mir nicht bös, wenn ich mal ein bißchen schulmeistere."

Sie überließ ihm ihre Hand und sagte freundlich: „Ach nein, gewiß nicht." Und dann trat sie ganz dicht zu ihm und fragte: „Wie stehen Sie denn jetzt mit Erdmute? Sagen Sie mir's doch, bitte. Kann ich Ihnen nicht irgendwie helfen?"

Er schüttelte lächelnd den Kopf. „Sie werden sich schwerlich einen Kuppelpelz an uns verdienen. Ich habe offen mit meinen Eltern gesprochen, bevor sie aus dem Hause ging. Sie wollen durchaus nichts davon wissen. Und ich kann mich als künftiger Inhaber der Firma nicht mit ihnen überwerfen. Sie werden das schwerlich begreifen können, und ich habe ja auch vernünftige Einwendungen genug dagegen. Aber Erdmute selbst will nicht. Sie hat Ihnen doch auch geschrieben, wie glücklich sie in ihrem neuen Wirkungskreise wäre. Die Sache scheint sich nämlich vortrefflich zu machen. Das System der Koedukation bewährt sich, und das Institut fängt schon an, größeren Zulauf zu bekommen. Mir versichert sie, sie sei mit Leib und Seele bei ihrer Arbeit."

„Ach Gott, das sagt man so!" rief Toinette lebhaft. „Diese Art Befriedigung kann doch nicht gegen die Liebe aufkommen."

Jean Jaques mußte lachen. „Sehen Sie mal, wie altklug Sie sind! — Aber Erdmute kennen Sie doch nicht. Die ist allen Ernstes solch ein modernes Weib, wie Sie gerne eins werden möchten. Und sie hat auch den Stolz dieser modernen unabhängigen Frauen. Sie weiß, was sie durch ihre eigne Leistung wert ist, und mag sich in keine Stellung drängen, in der sie nicht ohne Vorbehalt nach ihrem Wert gewürdigt wird."

Toinette schwieg eine ganze Weile, und dann sprach sie nachdenklich: „Dann liebt sie Sie doch nicht richtig."

„Oder die Liebe vermag diese Art Seelen nicht auszufüllen — wollen wir einmal so sagen."

Der Ostwind pfiff. Ihre Röckchen knatterten und ein paar blonde lockere Strähnen flogen ihr zerzaust um die Nase. Sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und schaute den jungen Mann innig bekümmert an.

„Ich begreife das nicht," sagte sie. „Wenn man einmal so geküßt worden ist . . . ."

„Liebes Toinettchen," rief er lachend und legte zärtlich seinen Arm um ihre Schultern, sie leicht an sich drückend, „jetzt sind Sie wirklich zu niedlich! Der Kuß mit den ewigen Konsequenzen, wie sich's der Backfisch träumt."

„Ach, nun lachen Sie mich schon wieder aus!" schmollte sie.

„Nein, gar nicht," sagte er vergnügt. „Ich werde Sie doch zur Abwechslung mal wieder reizend finden dürfen? Nachdem ich Ihnen soviel weise Lehren gegeben habe, darf ich Ihnen jetzt auch mal eine leichtsinnige Lehre geben, gelt? Sie brauchen nicht zu denken, daß hinter jedem Kuß ein Erzengel steht und das Flammenschwert der Ewigkeit zückt. Und jeder Kuß, den du aus reiner Jugendlust zu guter Stunde küssest, der ist in Ehren geküßt."

„Warum sagen Sie denn auf einmal Du zu mir?" verwunderte sich Toinette.

„Das ist bloß dichterische Freiheit, weil ich mit einemmal so poetisch geworden bin."

Und sie darauf, neckisch mit dem Finger drohend: „Ich glaube, Sie sind doch ein Lebemann."

Er legte die Hand aufs Herz und verschwur sich hoch und teuer gegen solchen Verdacht. Und dann machten sie sich fröhlich auf den Heimweg. „Wissen Sie, Toi-

nettchen," nahm er unterwegs den Gegenstand noch einmal in allem Ernst auf, „ein Lebemann ist die greulichste Karikatur eines gentleman, die es gibt. Gott bewahre Sie davor, daß Sie jemals einer solchen niederträchtigen, hohlköpfigen Bestie in die Krallen fallen."

„Sie machen mir ja ordentlich Angst," sagte Toinette. „Wie kann man sich denn dagegen schützen? Wie kann man denn solche Menschen erkennen?"

„O, die sind meistens ausgezeichnet verkleidet und glänzende Schauspieler. Und doch kann sie die liebe Einfalt unter Umständen leichter erkennen als sogar die erfahrene Klugheit. Es kommt nur darauf an, daß ein Mädchen seinen natürlichen Instinkt gegen Gemütsroheit und Seelenlosigkeit stärkt. Das erreicht sie dadurch, daß sie ihr eigenes Seeleninventar stets komplett erhält. Je mehr ernste Gedanken sie beschäftigen, je mehr gesunde Bewegung sie sich körperlich und geistig macht, desto sicherer wird sie ihren Weg durch die böse Welt gehen."

Toinette bedankte sich aufrichtig für die gute Lehre, und als sie wieder vor dem niedrigen Burgtor von Raueneck angelangt waren, drückte sie ihrem großen Bruder — denn so war ihr heute Jean Jaques mehr denn je vorgekommen — kräftig die Hand und sagte herzlich übermütig: „Also gelt, Sie geben mich noch nicht ganz auf? Ich muß doch Erdmutens Vermächtnis Ehre machen. — Ach ja, und Alix: die soll sich doch bloß nicht auslachen lassen. Sagen Sie ihr, sie dürfte von mir aus dem Herrn von Frerich erzählen, daß ich so arm wie eine Kirchenmaus bin, oder sie darf auch sagen: wie eine Rauenecker Schloßratte. Dann braucht sie doch sicher die Konkurrenz nicht zu fürchten."

Als Toinette mit rosigen Wangen und fröhlichem Herzen, Leib und Seele frisch durchlüftet und durchsonnt

von scharfen Frühlingslüften und -gedanken, in die Wohnstube trat, kam ihr die Raugräfin aufgeregt entgegen gehumpelt.

„Ei, Kind, wo bleibst du denn? Über zwei Stunden bist du mit dem jungen Menschen herumgestromt. Der Kaplan hat schon Alarm geblasen.“

„Wie?“

„Ja, eben war er da. Sonst kommt er doch nie vor Tisch. Er hat euch durch die Weinberge schleichen sehen. Ganz versteckt und vertraut. Er zittert für dein Seelenheil, weißt du, wenn er dich mit den Antipapisten so intim sieht.“

Toinette lachte ausgelassen. „Das ist ja reizend! grandmaman, hast du denn noch nicht gemerkt, daß der arme Kaplan schrecklich in mich verliebt ist?“

„Ach, glaubst du wirklich?“ flüsterte die Gräfin eifrig. „Hm, hm, das schadet gar nichts. Er ist ein hübscher Mensch und recht intelligent. Ein eleganter Abbé in der suite, das hebt das Renommee einer jungen Dame vom Stande.“

Toinette kicherte in ihr Taschentuch und konnte sich gar nicht wieder beruhigen. „Du bist zu komisch, grandmaman! Wir leben doch nicht mehr im 18. Jahrhundert.“

„Ganz gleichgültig. In Sachen der Galanterie und des guten Geschmacks wird das 18. Jahrhundert immer maßgebend bleiben,“ behauptete die alte Dame mit Nachdruck. Und dann setzte sie sich dicht neben ihren Liebling und streichelte ihn zärtlich, während sie eifrig fortfuhr: „Weißt du, eigentlich bist du noch viel zu jung für den Abbé. Der ist für die Damen zwischen dreißig und vierzig de rigueur. Für dein glückliches Alter gehört sich eigentlich als amant de cœur ein junger Fant, der Gedichte macht und den du abends in die Jasminlaube be-

stellst, und nebenher ein älterer Herr zwischen vierzig und sechzig, der dir mit Blumen, Brillanten und Konfitüren fleißig die Cour macht und dir dadurch ein Relief vor der Welt gibt. Aber der Abbé kann auch nichts schaden. Je größer der train, um so größer die Ehre. O, und dann ist ja auch noch der schmucke Offizier da! Es macht sich — es macht sich — es wird schon werden." Und sie strich sich über die Knie und war ganz glücklich.

Toinette ging schelmisch auf ihren Ton ein. „Na also, ist ja alles da. Der ältere Herr zwischen vierzig und sechzig, das ist der Hauptmann Berenbruch. Vorläufig hat er mir allerdings bloß Pralinés und Eingemachtes oder so was geschenkt — aber er bringt doch jedesmal etwas mit. Die Brillanten kommen wahrscheinlich noch. Und der junge Fant für die Jasminlaube ist auch da."

„Wo denn? Wo denn? Wo denn?" rief die Gräfin ganz aufgeregt.

„Aber ich bitte dich, hast du denn ganz und gar vergessen, daß ich heimlich verlobt bin?"

„Jeses, mit wem denn?"

„Na, mit meinem Heldenjüngling aus der Gespensternacht."

„Ach papperlapapp!"

„Aber grandmaman, wegen dem habt ihr mich doch bloß aus dem Wege geräumt und in die Pension geschickt. Weißt du denn nicht mehr?"

Die Gräfin hatte die Geschichte tatsächlich vergessen. Es war ganz auffallend, wie in neuerer Zeit ihr Interesse für die Gegenwart und ihr Gedächtnis für die jüngste Vergangenheit immer geringer wurde. Sie lebte zurzeit wieder ganz in den zwanziger und dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Das Sturmjahr 48 stand ihrer

Erinnerung weit näher als etwa 70/71. Toinette mußte erst ihre Erinnerung wieder auffrischen. Da tauchte Kättches holdes Bild und die schlimme Nacht, in der der Schreck über das Gespenst ihr fast ans Leben gegangen wäre, wieder aus den Nebeln der jüngsten Vergangenheit empor; aber die kindische Verlobungsgeschichte, die Aufregung der Stillings darüber, und Erdmutens Vermittlung in dieser hochnotpeinlichen Angelegenheit hatte sie wirklich total vergessen gehabt.

„Aber Herzepuppele," rief sie bekümmert, als sie wieder au fait war, „du wirst mir doch nicht im Ernst noch an solche Kinderei denken?"

„Offiziell aufgehoben haben wir die Verlobung noch nicht," neckte Toinette. „Man kann doch nicht wissen, Kaspar liebt mich heute noch, und ich glaube bestimmt, daß er mal ein sehr bedeutender Mann wird."

Toinette schöpfte diese Zuversicht aus einer sicheren Quelle, nämlich aus Kaspars eignen geschwollenen Reden und selbstsicheren Überzeugungen. Außerdem hatte er ihr Haeckels Welträtsel vor einigen Tagen aus Wiesbaden geschickt, und Toinette hatte sich gähnend und verständnislos einige Stunden damit herumgeschlagen. Und dieses Werk, behauptete Kaspar, sei ganz populär geschrieben! So was verstand er mühelos und mit so was überwand er die Religion und alle sonstigen Vorurteile wie nichts! Da mußte er doch sicherlich schon jetzt ein ungewöhnlich bedeutender Kopf sein.

Die Gräfin wollte aber den Zukunftswechsel nicht akzeptieren. „Unsinn! Dummes Zeug!" schalt sie ganz böse. „Der Bub' ist ja kaum ein Jahr älter als du. Ehe der's zu was bringt, bist du ja eine alte Schachtel. Geh', laß mich aus mit so was! Außerdem will ich nicht, daß du in der Bourgoisie verschwinden sollst. Wenn mein

allergnädigster Herr noch lebte, hätte ich es durchgesetzt, daß du Gräfin Jugenheim würdest nach meinem Tode. Aber so soll die Erbin von Raueneck doch wenigstens einen Grafen heiraten."

„Ach du lieber Gott!" rief Toinette belustigt, „wo soll denn der Graf herkommen?"

„Wird schon kommen. Laß mich nur machen," beharrte die Gräfin eigensinnig. „Du bist en train — und es müßte mit dem Kuckuck zugehen, wenn nicht noch ganz etwas anderes käme, als nur so ein simpler Graf. — Was ist denn da zu lachen, Kind?"

„Es kommt mir nur so komisch vor," versetzte Toinette, „weil mir Herr Stilling eben noch zur Pflicht gemacht hat, daß ich mich an den Kochherd stellen und mich ums Staubwischen annehmen soll."

„Ei, daß du dich unterstehst und dir die Hände verdirbst!" rief die Gräfin ganz böse. „Ich glaube wirklich, der Kaplan hat recht: Das ist kein Umgang für dich. Dir solches Zeug in den Kopf zu setzen! Diese bourgoisen Anschauungen, fi donc! Herr Stilling ist ein scharmanter Herr — alle Hochachtung. Mir merkwürdig sympathisch, obwohl er doch eigentlich Weinreisender ist. Aber wenn der die Keckheit haben sollte, die Augen zu meinem Kindchen zu erheben . . . ."

„Der?" unterbrach sie Toinette mit einem schwärmerischen Augenaufschlag. „Ein Mann, den Erdmute geliebt hat! Für den bin ich doch überhaupt viel zu unbedeutend."

Die Raugräfin fuhr sich in die Haare und machte ein klägliches Gesicht. „Unbedeutend! Wenn ich so was höre! Ein Mädchen kriegt ihre Bedeutung durch den Mann, der sie liebt. So ist es immer gewesen und alles andere sind nichtsnutzige moderne Anschauungen. Laß dir

solchen Unsinn nicht in den Kopf setzen. Und ein schönes Mädchen bedeutet immer etwas — sehr viel sogar — alles!"

„Aber wir haben doch auch Pflichten," lenkte Toinette ernsthaft ein.

„Du hast bloß die Pflicht, schön zu sein, und dich danach zu benehmen. Basta!"

Toinette sagte nichts mehr. Sie streichelte die aufgeregte grandmaman und dann setzte sie sich mit ihr zu Tische. Es gab Bratwurst mit Linsen. Und diese Kasernendelikatesse schmeckte ihr nach dem erfrischenden Spaziergang ausgezeichnet.

Als sie sich nach dem Essen auf ihr Zimmerchen zurückzog, fühlte sie sich so zufrieden wie seit langem nicht. Eigentlich war es ein bißchen verkehrte Welt, daß die uralte Dame sie zu Eitelkeit und Leichtsinn, der elegante junge Mann von heute dagegen sie zu Pflicht und ernster Arbeit ermunterten; aber jedenfalls war es reizend, sich erziehen zu lassen, wenn soviel amüsante Abwechslung dabei war. Sie machte sich's auf ihrem Diwan bequem und nahm ein brandrotes Buch zur Hand. Aber die „Welträtsel" wollten ihr nicht aufgehen. Nach zehn Minuten schon gähnte sie, daß ihr die Kinnbacken knackten, und dann nahm sie einen andren Band zur Hand, altertümlich, vergilbt, mit goldgepreßtem Lederrücken: „Memoires sur la vie de Mademoiselle de Lenclos". Das ging eher. Sie schlief erst nach einer Stunde darüber ein.

Fünfzehntes Kapitel.

Fräulein de Rège war der aufrichtigen Meinung, daß sie doch schon ein recht interessantes Mädchen sein müßte, weil zwei Jahrhunderte sich sozusagen um sie rissen, Brüder sich ihretwegen schlugen, Familien sich entzweiten.

Es hatte nämlich in Villa Selma einen furchtbaren Krach gegeben. Toinette erfuhr die Geschichte brühwarm durch Kaspar, der ihr am Sonntag nach jener Unterredung mit Jean Jaques schon in aller Frühe seine Aufwartung machte. Nach seiner Erzählung war die Sache folgendermaßen verlaufen: Bruder Jean Jaques hatte Alixen Bericht erstattet über den Erfolg seiner diplomatischen Sendung und dabei die Eifersucht seines Schwesterchens wohl ein bißchen stark ironisch behandelt, so daß die junge Dame anstatt sich mit Toinettchens Behauptung zufrieden zu geben, daß sie gar nicht daran denke, ihr den Herrn Oberleutnant von Frerich abspenstig machen zu wollen, vielmehr wie eine wütende kleine Katze über den großen Bruder mit der Beschuldigung hergefallen war, daß er sich hinter ihrem Rücken mit der falschen Toinette über sie lustig gemacht habe. Alix war dann ganz verheult zu ihren Eltern gelaufen, und der Vater, der sie immer verlogen, hatte sich auf ihre Seite geschlagen und erklärt, daß er dieses Schloßfräulein immer für eine kleine Kokette zehalten habe. An dem adligen Schwiegersohn lag ihm

persönlich gar nichts, denn er war ein ganz vernünftiger Mann und hätte seine Tochter viel lieber einem Geschäftsmann in unzweifelhaft soliden Verhältnissen gegeben; aber er wollte auch nicht, daß sie sich von andern die Butter vom Brote nehmen ließe, noch dazu von einer, die in seinem Hause im Grunde genommen doch Wohltaten genossen hatte. Frau Stilling ihrerseits legte großes Gewicht auf den militärischen adligen Schwiegersohn, kannte aber die kindische Unreife ihres Töchterchens viel zu gut, und war Toinetten zu aufrichtig zugetan, um nicht ihre Aufregung richtig einzuschätzen. Der Onkel Jean Jaques hatte sehr energisch Toinetten die Stange gehalten und dadurch erst recht Öl ins Feuer gegossen: Und Kaspar selbst schließlich, nach richtiger Dummer-Jungenart, hatte an der allgemeinen Verzankerei sein inniges Vergnügen gefunden und die Parteien nach Kräften aufeinander gehetzt.

Die seelischen Momente mußte sich Toinette freilich selbst dazu denken, denn Kaspar gab mehr eine Schilderung des äußeren Tatbestandes, wobei laute und spitze Worte, Tränen und knallende Türen die Hauptrolle spielten. Zum Schluß war er gar mit seinem Bruder handgemein geworden. Er behauptete, daß er rein zum Spaß und um sich dafür zu rächen, daß Jean Jaques seine, des Jüngeren Ansicht immer als gänzlich unerheblich behandelte, ihm vorgehalten habe, daß er ja selbst das Schloßfräulein auf Teufel komm heraus poussiere, wie es überhaupt schon seit Jahren seine Gewohnheit sei, sich immer das jeweils hübscheste Mädchen im Hause zu seinem Privatvergnügen auszuersehen. Es war wohl die Anspielung auf Erdmute, die Jean Jaques so reizte. Kurz und gut: er sei frech geworden. Er, Kaspar, sei ihm nichts schuldig geblieben, und da wären sie einander in die Haare ge-

fahren und — aber oho! Jean Jaques habe sich hernach in einiger Bestürzung seine Knöchschen zusammensuchen dürfen.

Toinette war klug genug, um auch diesen Teil der Darstellung nicht ganz wörtlich zu nehmen. Es wollte ihr vielmehr sehr viel wahrscheinlicher bedünken, daß der freche Kaspar bei dem Massenbezug von soliden Prügeln wohl sehr erheblich im Vorteil gewesen sein dürfte. Da aber von Anbeginn der Menschheit die Jungfrauen sich freuten, wenn die Recken sich ihretwegen rauften, so empfand auch das Schloßfräulein von Rauenect mehr Vergnügen als Schreck über Kaspars Neuigkeiten. Das komischste dabei war, daß Kaspar wiederum wie in jener denkwürdigen Gespensternacht für seine Heldentat sofort den süßen Lohn einheimsen wollte. Für die Prügel, die er zweifellos von dem großen Bruder besehen, gedachte er sich durch eine ebenso reichliche Portion Küsse schadlos zu halten. Toinette jedoch war weit entfernt, solche Forderung wie damals für recht und billig zu halten. Sie lachte ihn aus und fragte ihn in kameradschaftlicher Offenheit, ob er vielleicht verrückt geworden sei.

„Nö, keineswegs," erwiderte Kaspar tief gekränkt, „aber du bist jedenfalls nicht gescheiter geworden. Blödes Gehabe, das ist alles, was du in deiner Musteranstalt gelernt hast. Glaubst du vielleicht mir damit zu imponieren?"

„Daran liegt mir auch gar nichts," fuhr Toinette gereizt empor. „Ich finde es nur bedauerlich, daß du in deinem Alter noch nicht einmal gelernt hast, wie man sich gegen Damen benimmt. Übrigens werde ich mich über deine Ungezogenheit nicht ereifern. Man merkt eben, daß deine Bildung noch nicht abgeschlossen ist. Von einem Schüler kann man wohl noch keine guten Manieren verlangen."

Kaspar bekam einen dunkelroten Kopf und schlug eine höhnische Lache an. „Das ist schon das höchste, wenn Pensionatsmädel von abgeschlossener Bildung reden! So Gänscher, die überhaupt noch keinen Schimmer einer Bohne einer Ahnung einer Weltanschauung haben!"

„Ach, du Gigack mit deiner Weltanschauung!" trumpfte Toinette auf. „Bild'st dir Wunder was ein, weil du so ein paar gottlose moderne Bücher gelesen hast. Verstanden wirst du sie schwerlich haben. Übrigens kommt's darauf auch gar nicht an, sondern lediglich auf die innere Reife, auf Charakter und Pflichtbewußtsein."

Kaspar griente, so breit er irgend konnte. „Charakter und Pflichtbewußtsein — hää! Die zeigst du gerade. Für deine Schwüre scheinst du kein langes Gedächtnis zu haben. Natürlich — Weibertreue! Ä! Ich hab's todernst gemeint, damals — und ich sage dir, ich meine es noch todernst. Bilde dir nicht ein, daß ich dich so ohne weiteres freigebe. Du bist mein — und ich werde dir beweisen, was ein Manneswille ist."

Toinette gab sich ein großes Damenair und schaute hochmütig an dem überschlanken Jüngling hinunter. „Das kennzeichnet eben so recht deine Unreife," versetzte sie spitz, „daß du dich so an diese Kindereien klammerst. Du bist ja wohl noch kein volles Jahr älter als ich, nicht wahr? Du wirst doch vielleicht schon davon gehört haben, daß wir Frauen viel schneller reifen als ihr — auch innerlich. Also bist du überhaupt ein Baby gegen mich. Und es ist einfach lächerlich von dir, von Brautschaft und heiraten zu sprechen. Dazu müßtest du mindestens zehn Jahre älter sein."

„Wie Herr von Frerich, nicht wahr?"

„Ach Gott, Herr von Frerich läßt mich gänzlich kühl."

„Oder wie Jean Jaques. — J, gib dir keine Mühe. Du brauchst gar nicht so ein schiefes Mündchen zu ziehen.

Es ist ja, als ob man ihn reden hört — alles was du sagst. Herr Nachmittagsprediger Jean Jaques! Natürlich, daher auch seine Wut. Der trieft auch immer von Pflichtgefühl und Charakter und dann läßt er eine nach der andern sitzen. Na ja, halte dich nur an den — entspricht ja auch deinem Bildungsniveau viel mehr. Hätte ich dir früher nicht zugetraut, daß du einen Koofmich einem klassisch gebildeten Menschen vorziehen könntest. Adieu, bis du mal wieder meinen Rat und meine Hilfe brauchst." Er führte eine ironische Verbeugung aus, machte kurz kehrt und ging.

Toinette versuchte vergebens, diese wilde Zankszene von der leichten Seite zu nehmen. Sie hatte sich doch zu sehr über den dreisten Jüngling geärgert, denn er hatte Dinge gesagt, die sie an ihrer empfindlichsten Stelle trafen. So stolz und sicher war sie aus ihrer Pension hervorgegangen, und nun wagte es ein Gymnasiast, ihr ins Gesicht zu sagen, daß sie weder eine Bildung, noch eine Weltanschauung, noch einen Charakter besitze. Sie war ja selbst schon durch die Gespräche mit Jean Jaques und durch den Vergleich mit jenen Frauen in der Gesellschaft, die kraft ihrer Talente und ihrer Arbeit ihre Persönlichkeit bereits durchgesetzt hatten, ein wenig schwankend geworden im Glauben an ihre eigene Vortrefflichkeit; aber sollte so ein Schulbub sich herausnehmen dürfen, über ihre Unerheblichkeit zu spotten?

In ihrem frischen Ärger beschloß sie, wenn auch nicht dem frechen Kaspar, so doch dem ernsten Jean Jaques zu beweisen, daß er sich schwer geirrt hätte, wenn er sie für gar so oberflächlich und unbeträchtlich hielt. Es ergab sich gerade eine gute Gelegenheit, ihrem weiblichen Beruf im Sinne Jean Jaques' zu folgen. Der gute Hauptmann Berenbruch lag nämlich an Influenza schwer dar-

nieder. Bei seinem Alter, und da er erst vor Jahresfrist eine heftige Attacke dieser tückischen Krankheit nur mit knapper Not überstanden hatte, keine unbedenkliche Sache. Sie löste also die alte Haushälterin des Hauptmanns täglich ein paar Stunden in der Pflege ab, trotzdem die Gräfin sie himmelhoch bat, sich doch ja nicht der Gefahr der Ansteckung auszusetzen. Sie lachte über solche Ängstlichkeit. Ihres Körpers war sie sicher, denn sie strotzte gegenwärtig vor blühender Gesundheit. Das Risiko, für welches sie die schöne Pose der Samariterin und ein bißchen weiblichen Heldenruhm eintauschen konnte, war wirklich nicht groß. Und sie verlangte begierig nach einem Lob aus dem Munde ihres gestrengen jungen Lehrmeisters. Dafür konnte sie in den übrigen Tagesstunden um so eifriger der weniger strengen alten Lehrmeisterin folgen, indem sie fleißig dem Studium der galanten Memoirenliteratur oblag. So dachte sie es sich. Aber der Arzt meinte es anders. Es war derselbe Herr, der auch die Gräfin vor Jahr und Tag behandelt hatte. Und da er damals eine sehr gute Meinung von Toinettens Pflegetalent und gutem Willen bekommen hatte, so setzte er auch diesmal voraus, daß es ihr heiliger Ernst sei, und nahm sie gleich scharf heran. Schon am zweiten Tage ordnete er an, daß sie die Nacht bei dem Kranken zu wachen habe. Sie wagte nicht, zu widersprechen.

Die Krankenpflege schien wirklich ihr einziges angeborenes Talent zu sein. Sie benahm sich famos, obwohl es ihr große Überwindung kostete, trotz ihres Ekels vor der entsetzlichen Nase so dicht um den Patienten herum zu sein und ebenso zart wie fest zuzugreifen. Sie war das Grausen des Kindes vor dieser schrecklichen Monstruosität niemals los geworden, obwohl sie den seelensguten kleinen Herrn wirklich lieb gewonnen hatte. Wenn

er abends die Raugräfin besuchen kam, setzte er sich schon immer rücksichtsvoll so in den Schatten der ohnehin dürftigen Lampe, daß man seine garstige Entstellung gar nicht gewahr zu werden brauchte, wenn man nicht wollte. Und wenn Toinette ihn tags in seinem Häuschen besuchte, so pflegte sie auch bei der lebhaftesten Unterhaltung immer an seinem Gesicht vorbeizuschauen. Aber dergleichen Schliche, das ästhetische Empfinden zu überlisten, waren nun nicht mehr angebracht. Die Krankheit war sehr ernst. Vor allen Dingen quälte der Husten den schwächlichen Körper ganz furchtbar. Es galt dann rasch zuzugreifen, den Oberkörper emporzuheben und im Rücken zu stützen. Und dabei war es natürlich unvermeidlich, daß sie ihren Kopf oft in unmittelbare Nähe der entsetzlichen Nase bringen mußte. Sie fühlte, daß sie viel leichter der blutigsten Operation zuzuschauen imstande gewesen wäre; aber sie biß die Zähne aufeinander und tat tapfer ihre Pflicht.

Die Dankbarkeit des armen Männchens war rührend. Jedesmal, wenn solch ein quälender Anfall vorüber war, und sie den gänzlich Erschöpften sorglich in eine bequeme Lage gebettet hatte, haschte er nach ihrer Hand und flüsterte mit ergreifender Innigkeit: „Liebes Toinettchen, danke, danke!“ Und dabei strömten ihm die Tränen über sein armes verfemtes Gesicht. Einmal hielt er auch ihre Hand besonders lange fest und fragte dann ganz zaghaft demütig, ob er sie wohl küssen dürfe, die süße, kleine, gütige Hand.

Es war ein überaus schwieriges Unternehmen für den guten Hauptmann, solchen Handkuß auszuführen, ohne die Nase dabei zu berühren. Und die Art, wie er den Schnurrbart in die Höhe strich und dann die Lippen, aber möglichst nach abwärts gerichtet, spitzte, um nur ja nicht den weißen Handrücken mit dem gewaltig über-

hängenden glühroten Auswuchs in Berührung zu bringen, hatte etwas so grotesk Lächerliches, daß es unter gewöhnlichen Verhältnissen Toinetten unmöglich gewesen wäre, ernst zu bleiben. So aber war ihr das Weinen näher als das Lachen.

„Aber Onkelchen," schalt sie gutmütig, „machen Sie doch nicht so viel her davon! Es versteht sich doch ganz von selbst. Sie haben doch weiter niemanden, der sie pflegen könnte. Ich tu's ja so gern."

Er ließ ihre Hand nicht los. Fest drückte er sie zwischen seinen beiden und flüsterte, sie mit zärtlichsten Blicken gleichsam von Kopf bis zu den Füßen streichelnd: „Und ich bin ja so gerne krank. Ich bin nie im Leben so glücklich gewesen — seit ich das Leiden habe. So etwas Junges — Schönes um mich zu haben!"

Toinette tupfte ihm den Angstschweiß von der Stirne, den ihm jeder dieser schweren Anfälle kostete, und strich ihm dann sanft mit den Fingerspitzen über das dünne weiße Haar. Und dann lag er selig lächelnd ganz still da, bis der nächste Krampf ihn packte.

Als der Arzt an diesem Morgen kam, machte er ein sehr bedenkliches Gesicht, und dann sagte er dem Hauptmann ganz offen, daß er ihm raten müsse, auf alle Fälle seine Angelegenheiten zu ordnen, falls er es noch nicht getan haben sollte, denn er könne nicht dafür garantieren, ihn bei seiner außerordentlich geschwächten Konstitution durchzubringen. Der Arzt nahm den Auftrag mit, an einen Notar zu telephonieren, daß er am Nachmittag zur Testamentsaufnahme kommen möge. Toinette ging nach Hause, um sich auszuschlafen. Inzwischen kam die Gräfin, um dem armen Freunde wenigstens Gesellschaft zu leisten, wenn sie auch für die eigentliche Pflege nicht viel nütze war. Als sie erfahren, daß der Arzt die

Hoffnung so gut wie aufgegeben habe, hielt sie es für richtig, den jungen Kaplan zu benachrichtigen. Hauptmann Berenbruch hatte zwar von seinem Katholizismus eingestandenermaßen nie viel Gebrauch gemacht, auch durchaus kein Verlangen nach der letzten Wegzehrung geäußert, aber nichtsdestoweniger hielt sich die Gräfin in ihrem Gewissen verpflichtet, ihm den letzten Trost seiner Kirche zuzuwenden.

Als Toinette durch einen langen tiefen Schlaf und eine reichliche Abendmahlzeit neu gestärkt zur Nachtwache antrat, fand sie den Kaplan am Krankenbette, wie er, seinen Kopf dicht an das Ohr des Hauptmanns gebeugt, ihm mit lauter Stimme und scharfer Artikulation die vorgeschriebenen Sterbegebete zuschrie. Der Kranke wälzte sich unruhig hin und her, hob die Hände abwehrend empor und machte vergebliche Anstrengungen zu reden. Da packte ihn wieder ein furchtbarer Hustenanfall und quälte ihn bis zur völligen Erschöpfung. Toinette hielt ihn währenddessen in ihren Armen, seine Schulter gegen ihre Brust gestützt. Und als der Anfall vorüber war und der Leidende mit stoßweise röchelndem Atem und mattem fliegenden Puls, schweißüberströmt in seinen Kissen lag, sagte Toinette zu dem jungen Geistlichen:

„Ich bitte Sie, Herr Kaplan, gehen Sie jetzt. Sie sehen doch, daß er unfähig ist zu hören oder gar zu reden. Haben Sie doch Mitleid mit seiner Schwäche.“

„O, mein gnädiges Fräulein,“ flüsterte der Kaplan, seine glühenden Augen fest auf sie gerichtet, „das wäre ein erbarmungsloses Mitleid. Der Herr Hauptmann hat heute nachmittag seine weltlichen Angelegenheiten geordnet. Sollen wir ihn dahinfahren lassen, ohne daß er auch seine geistlichen Angelegenheiten geordnet hätte? Ich meine, die seien doch wohl die wichtigeren.“

„Aber so warten Sie doch nur bis morgen vormittag," flehte Toinette ängstlich. „Sie sehen doch, er ist jetzt gänzlich erschöpft. Er wird jetzt gewiß schlafen, dann ist er morgen vormittag wieder kräftiger."

„Mein Fräulein, ich kenne meine Pflicht. Ich weiche nicht von diesem Sterbebette. Denken Sie bloß, wenn ihn der Tod noch heute nacht überraschte und er müßte ohne das Viatikum. . . . Nein, nein, ich bleibe."

„Ich verspreche Ihnen, sofort zum Herrn Benefiziaten zu schicken, falls in der Nacht eine gefährliche Wendung eintreten sollte. Lassen Sie mich nur jetzt allein mit ihm. Gönnen Sie ihm ein paar Stunden Schlaf."

„Zum Schlafen hat er in der Ewigkeit noch Zeit genug. Ich kann nicht — ich darf nicht gehen."

Seufzend fügte sich Toinette. Sie erfüllte sorgfältig alle Vorschriften des Arztes, dann ließ sie sich in einem Lehnstuhl zu Häupten des Bettes nieder, die abgeblendete Lampe auf einem Tischchen neben sich. Es war zu dunkel, als daß der Kaplan in seinem Brevier hätte lesen können, so sagte er denn auswendig lateinische und deutsche Gebete auf. Und als er mit seiner Wissenschaft zu Ende war, griff er nach seinem Rosenkranz und murmelte Aves und Paternosters in unermüdlicher Wiederholung vor sich hin. Der Kranke schien sich des Vorganges nur undeutlich bewußt zu sein. Das gleichmäßige eintönige Geraun schien sich mit den Vorstellungen eines angstvollen Traumes zu vermischen. Seine Hände fuhren in fieberhaftem Suchen auf der Bettdecke herum. Und wie Toinette, um ihn zu beruhigen, seine Rechte mit sanftem Druck ergriff, da klammerte er sich mit beiden Händen an sie fest und ein leises zufriedenes Stöhnen entrang sich seiner gequälten Brust. Toinette überließ ihm die Hand und saß geduldig, ohne sich zu rühren, in ihrem Lehnstuhl fast zwei Stunden

lang. Da hörte erst das unruhige Stöhnen auf, der Atem ging ruhig aus und ein. Er schlief.

Der Regulator im Wohnzimmer nebenan schlug elf. „Gehen Sie doch jetzt," flüsterte Toinette ganz leise. „Sie sehen doch, er schläft jetzt. Vielleicht kommt er doch durch. Sprechen Sie morgen früh wieder vor."

Der junge Mann erhob sich geräuschlos von seinem Platz am Fußende des Bettes. Seine hohe schlanke Gestalt, ganz schwarz in schwarz, ragte unheimlich wie ein gespenstiger Schatten in dem Dämmerlicht der Lampe zu der niedrigen Stubendecke empor. Über das Bett hinweg reckte er die gefalteten Hände wie beschwörend gegen das junge Mädchen aus. „Ich kann nicht gehen, Fräulein Toinette," flüsterte er mit heiserer, leicht bebender Stimme. „Ich kann wirklich nicht. Lassen Sie uns zusammen wachen und beten."

Toinette wurde ärgerlich trotz ihrer Angst. Das Gebaren dieses jungen Eiferers kam ihr so abstoßend theatralisch, so sinnlos phrasenhaft vor. „Was sollte ihm denn das helfen?" flüsterte sie achselzuckend.

Und ebenso leise gab er zurück: „Er hat doch noch nicht gebeichtet. Wir wollen für seine Seele beten."

„Sie haben ja schon soviel gebetet. Lassen Sie's doch jetzt genug sein, Herr Kaplan. Es ist doch wirklich wichtiger, daß er jetzt schläft."

Da schlich er auf den Zehen lautlos um das Bett herum und trat dicht vor sie hin. Ein Zittern lief über ihren Körper. Eine furchtbare Angst erfaßte sie vor diesen brennenden Augen, die zugleich flehten und drohten. Sie löste vorsichtig ihre Hand aus dem matten Griff des Schlafenden und sprang rasch, zur Abwehr bereit, auf ihre Füße. „Was wollen Sie von mir?" flüsterte sie hastig. Sie fühlte plötzlich ihr Herz im Halse schlagen.

Sein heißer Hauch traf ihr Gesicht, als er ihr nun kaum vernehmlich zuflüsterte: „Nehmen Sie es nicht so leicht.“

„Was denn?“ Sie war so verwirrt. Sie wußte nicht, was er meinte.

Er näherte seinen Mund ihrem Ohre. „Das mit der Seligkeit.“

Sie beugte sich unwillkürlich zurück, aber er griff nach ihrer Hand und umklammerte sie mit hartem zitternden Druck. „Fräulein Toinette, mein geliebtes Kind, Sie sollen es nicht so leicht nehmen. Ihr Sinn ist weltlich. Sie haben sich unsrer heiligen Kirche abwendig machen lassen durch Ihren schlechten Umgang — jawohl das sage ich: Ihren schlechten Umgang! Hören Sie auf mich. Ich bin ihr wahrer Freund. Ich liebe Sie wie . . . wie . . . Ich liebe Sie wie Gott eine Verirrte . . . . . . nein, nein, nein — das ist Lästerung. Ich bete zu Ihnen, ich . . . . Toinette, hier liege ich zu Ihren Füßen. Ich flehe Sie an, nehmen Sie's nicht so leicht! Ich will ringen um Ihre Seele, Toinette. Ich will nicht aufstehen, bis Sie . . . .“

Mehr verstand sie nicht von seinem leidenschaftlichen Gestammel. Er war wirklich vor ihr in die Knie gesunken, umklammerte mit aller Gewalt ihre Hüften und wühlte seinen Kopf in die Falten ihres Kleides.

In der Unschuld ihrer Sinne war sie nicht imstande, völlig zu begreifen, welch furchtbaren Kampf ein unglücklicher junger Mann da zu ihren Füßen auskämpfte. Zum erstenmal in ihrem Leben überfiel sie die zitternde Furcht vor dem wilden Tier im Manne. Aber sie blieb sich auch ihrer jungen Kraft bewußt. Sie schrie nicht kindisch um Hilfe, sondern packte vielmehr den toll gewordenen Priester an den Schultern und drückte ihn mit Aufbietung aller ihrer Kraft von sich ab.

Da ließ er sie los, schlug die Hände ineinander und hob sie in stummem Flehen zu ihr empor.

Sie war eben so wenig wie er eines Wortes mächtig. Sie konnte nur energisch nach der Tür weisen. Aber er kehrte sich nicht daran. Er blieb am Boden hocken, seine zuckenden Lippen schienen Liebesworte zu stammeln, und er streckte seine Arme nach ihr aus, als wollte er ihre Knie umfassen. Da kam ihr eine starke Hilfe. Ein neuer Hustenanfall rüttelte den Kranken aus seinem Schlummer empor. Und sie warf sich über das Bett, umfing ihn mit ihren Armen und richtete den leichten Körper in sitzende Stellung empor. Wie eine Mutter ihr Kind, so hielt sie den armen Dulder zärtlich an ihre Brust gedrückt, bis seine Qual vorüber war. Als sie dann endlich sich umzuschauen wagte, war der junge Geistliche verschwunden. Sie hatte nicht einmal die Tür gehen hören.

Mit der Sonne des nächsten Tages ging des Hauptmanns Berenbruch Seele zum Frieden ein. Toinette war nicht heimgekommen. Sie hatte den ganzen Tag am Lager gesessen und ihm ihre Hand gelassen, an die er sich noch im Todeskampfe klammerte. Alle waren sie um ihn versammelt, die letzten Freunde, die er in seinem einsamen Leben gefunden hatte. Die Gräfin, Benefiziat Wackes und der junge Arzt. Nachdem der Arzt bei seinem Morgenbesuch erklärt hatte, daß der Kranke schwerlich den Abend erleben werde, hatte Toinette die Magd zum Pfarrer geschickt und der hatte ihn mit der letzten Ölung versehen, ohne ihn weiter zu quälen. Den ganzen Tag über flackerte das Lebensflämmchen nur noch so schwach, daß er wohl kaum noch recht wußte, was um ihn her vorging. Was seine Lippen sich zu sprechen mühten, war nicht mehr zu verstehen, aber seine offenen Augen wanderten fortwährend von einem zum andern, und es lag ein Aus-

druck freudiger Genugtuung darin. Am längsten, am innigsten, am bewußtesten ruhten seine Blicke aber doch immer wieder auf Toinetten. Und als es gegen Abend überstanden war, da erwies sie ihm auch noch den letzten Liebesdienst und drückte ihm die Augen zu, die an ihrer Schönheit die letzte Lebensfreude gefunden hatten.

Der Kaplan hatte sich nicht wieder sehen lassen. Toinette hatte von dem Abenteuer dieser Nacht keinem Menschen etwas verraten. Vor der Majestät des Todes hatte sie tapfer ihr Menschentum bewahrt, und diese wohlbestandene erste große Prüfung wirkte auf sie mit der läuternden Kraft, die von der Erfüllung jedes menschlich tüchtigen, heiligen Werkes ausgeht. Für eine gute Weile wenigstens genügte solche Heiligung, um alle kleinlichen Regungen und Ängste ihrer unreifen Jugend von ihrer Seele fernzuhalten. Sie dachte nicht daran, den jungen Geistlichen noch unglücklicher zu machen, als er es gewiß schon war, und sie fürchtete sich auch nicht mehr vor ihm.

Es war eine stille, wunderliche Feier, dieses Begräbnis. Die Gräfin, die sich nicht mehr imstande fühlte, den ziemlich steilen Weg zum hochgelegenen Kirchhof zu Fuß zurückzulegen, hatte sich in der alten Portchaise hinauftragen lassen, und von Villa Selma waren die beiden Jean Jaques', Onkel und Neffe, im Automobil herübergekommen. Der Kriegerverein feuerte dem alten Soldaten die Ehrensalve über das offene Grab — und alle seine Flinten hatten das neue Reich aufrichten helfen unter der glorreichen Führung desselben Preußens, das dieser arme Tote da einst mit seinen Kanonen zu bekämpfen ausgezogen war. Der gute Benefiziat tat in seiner schlichten Grabrede der politischen Verhältnisse gar keine Erwähnung, sondern pries den Entschlafenen einfach als

einen guten Menschen, dem es nur nicht vergönnt war, die sittliche Bedeutung seiner Persönlichkeit anders an den Tag zu legen, als dadurch, daß er ein großes Unglück mit Würde ertrug.

Als die Feier beendet war, reichte der Pfarrer der heftig erschütterten Gräfin den Arm und geleitete sie zu der am Eingang des Kirchhofs harrenden Sänfte zurück.

„Die Nächste werde nun wohl ich sein," sagte die Gräfin mit zittriger Stimme. „Werden Sie mir dann wohl auch ein paar so herzliche Worte nachrufen, mein lieber Herr Pfarrer? Oder werden Sie's allen Leuten sagen, was ich für eine garstige alte Person gewesen bin — und daß ich meine besten ältesten Freunde aus meinem Hause hinausgekeift habe?"

Ein gütiges breites Lächeln spielte über das ehrliche grobe Gesicht des geistlichen Herrn. „Wie können Sie das denken, Frau Gräfin! Von mir haben Sie keine üble Nachrede zu befürchten. Ich meine, das frische Grab eines gemeinsamen Freundes wäre ein gar schicklicher Platz zur Versöhnung. Und überdies: das Gespenst, wegen dem wir uns gezankt haben, war ja gar nicht einmal ein richtiges Gespenst — also soll's auch kein richtiger Zank gewesen sein."

Die Gräfin drückte ihm dankbar die Hand. „Ich habe ja auch nicht mehr so viele alte Freunde, als daß ich so leichtsinnig damit umspringen könnte. Aber nun Sie mir verziehen haben, gehe ich getröstet heim."

Die beiden Stillings folgten in großem Abstand mit Toinetten. Jean Jaques, der Jüngere, drückte ihr herzlich die Hand und sagte leise: „Brav gemacht, Toinettchen. Diesmal hat sich ja die Guttat sofort belohnt. Ich gratuliere Ihnen aufrichtig. So glatt und gerecht geht's freilich nicht immer zu im Leben. Na, das werden Sie

auch selber nicht erwarten, nicht wahr? Aber Sie wissen jetzt aus Erfahrung, wie süß die Aufopferung sein kann. Sie haben ihr eigentliches Talent entdeckt, nicht wahr? Dazu gratuliere ich Ihnen noch herzlicher als zur Erbschaft."

Toinette wußte es natürlich bereits, daß Hauptmann Berenbruch ihr sein Haus und sein ganzes Vermögen, das durch die ihm zugefallene Hinterlassenschaft seiner Frau recht ansehnlich gewachsen war, vermacht hatte. Nach bescheidenem bürgerlichen Zuschnitt konnte sie samt ihrer grandmaman von den Zinsen allein sorgenlos leben. Der Arzt hatte es ihr verraten.

„Ach Gott, der liebe gute Hauptmann!" sagte Toinette und tupfte sich ein paar Tränen aus den Augen. Und dann huschte ein schelmisches Lächeln über ihr bleiches Gesicht, und sie flüsterte den beiden Stillings zu: „Um Gottes willen, bringen Sie's nur nicht gleich herum, daß ich jetzt eine ganz gute Partie bin, sonst fallen die Leutnants sämtlicher umliegenden Garnisonen wie die Heuschrecken über Raueneck her."

„Ich werde mich hüten," schmunzelte Jean Jaques, der Ältere. Er griff nach ihrer Hand, drückte einen flüchtigen Kuß auf den schwarzen Glacéhandschuh und sagte: „Darf ich das gnädige Fräulein ergebenst bitten, mich auf der Liste vorzumerken?"

„Und Jean Jaques, der Jüngere, küßte ebenso die andere Hand und flüsterte eifrig: „Mich auch, mich auch, bitte."

Sechzehntes Kapitel.

Es pflegt alten Leuten nicht gut zu tun, wenn sie an Begräbnissen teilnehmen. Sie kommen dann so schwer von dem Gedanken los, daß das nächste Mal für sie selber das Sterbeglöcklein läuten werde. Und das macht sie ängstlich und verzagt, also daß sie entweder gar zu krampfhaft sich wider die Gebresten ihres Alters stemmen und gerade damit ihre Kräfte übernehmen, oder zu bald mutlos jeden Widerstand aufgeben und damit das Ende beschleunigen. Auch die Raugräfin befand sich einige Tage lang in einer recht bedenklichen Verfassung. Sie sprach von nichts anderem als von ihrer Verlassenheit, Überflüssigkeit und aufrichtigen Sehnsucht nach dem endgültigen Frieden. Als aber die Testamentseröffnung erfolgt und die Überschreibung der Erbschaft in aller Form rechtlich vollzogen war, da fuhr plötzlich ein ganz neuer Geist in sie. Es gab natürlich nicht nur zwischen ihr und der glücklichen Erbin, sondern auch unter Hinzuziehung ihrer paar wohlmeinenden und zuverlässigen Freunde, des Benefiziaten und des Onkels Jean Jaques, verschiedene ernsthafte Beratungen über die Art und Weise, wie man das Erbe zum besten Vorteil für Toinetten anlegen und verwalten solle. Und an diesen verständigen Erörterungen entzündeten sich die Lebensgeister der Greisin aufs neue, und es kam eine Unternehmungslust über sie, die sie für einige

Zeit geradezu jugendlich lebhaft und beweglich machte. Toinette war mit Onkel Jean Jaques der Meinung, man solle die Burg zum Verkauf ausschreiben und in das kleine bescheidene, aber recht behagliche Häuschen ziehen. Aber diesem Plane widersetzte sich die Gräfin mit wahrer Leidenschaft. Lieber wollte sie auf Schlo,, Rauheneck mit den Ratten gemeinsam von einem Zinnteller essen, als in der „kleinbürgerlichen Hundehütte“, in dem „spießigen Hinkelstall“ mit goldenen Löffeln von silbernen Tellern speisen. Wenn es nach ihr allein gegangen wäre, hätte sie das in sicheren Hypotheken und soliden Staatspapieren angelegte Vermögen am liebsten flüssig gemacht und dafür zunächst einmal die Burg ausgebaut und mit allen Erfordernissen eines hochadeligen Hausstandes neu ausgestattet, einen eleganten Landauer in die Remise, zwei flotte Karossiers in den Stall gestellt und die dazu gehörige tadellose Dienerschaft in neue reich galonierte Livree gesteckt, womöglich himmelblau mit orange.

Es war gut, daß Onkel Jean Jaques in Abwesenheit seines Neffen in mancher heimlichen Zwiesprache dem Schloßfräulein den Nacken steifte, sonst hätte sie vielleicht doch den Verlockungen der Raugräfin nachgegeben. Daß sich ihre jugendliche Phantasie an den Bildern feudaler Herrlichkeit begeisterte, die die Greisin mit grellsten Farben auszutuschen liebte, war am Ende nur zu natürlich; und wenn es ihrem wohlmeinenden Berater überhaupt gelang, sie für seine vernünftigen Anschauungen zu gewinnen, so verdankte er das dem Umstande, daß sie in kleinbürgerlichen Verhältnissen aufgewachsen war und daher ein sorglos bescheidenes Dasein im schuldenfreien eignen Hause schon als ein Endziel menschlicher Begehrlichkeit anzusehen gewohnt war. So viel wußte sie außerdem von Geld und Geldeswert auch schon, um zu begreifen, daß sie es von

den Zinsen von 70000 Mark nicht etwa den reichen Kaufmanns- und Fabrikantentöchtern gleichtun konnte, mit denen sie zusammen in Pension gewesen war.

Es gab jetzt manchmal recht heftige Szenen zwischen der Raugräfin und dem schönen Schloßfräulein, Szenen, die einen unbeteiligten Zuhörer weidlich ergötzt hätten. Die Rollen waren völlig vertauscht. Die alte Dame mußte sich mit ihrer kindlichen Phantasie von dem jungen Geschöpf zurechtweisen lassen, und wenn sie dann ganz böse wurde über diese erbärmliche moderne Jugend, die keinen Sinn mehr hätte für vornehmen Stil und adligen Lebensgenuß, dann wurde sie von dem strengen Urgroßnichtchen entweder unbarmherzig ins Bett geschickt oder aber durch Versprechungen eines hübschen Geschenkes begütigt. Schließlich wurde durch Zugeständnisse von beiden Seiten ein einigermaßen friedlicher Zustand erreicht. Toinette verweigerte zwar strikte den Verkauf auch nur eines einzigen Papieres von dem Erbteil des Hauptmanns Berenbruch, erklärte sich dagegen damit einverstanden, in Raueneck weiter zu hausen und lieber die kleine Villa zu vermieten, und außerdem gab sie den Rest ihres mütterlichen Erbteils, immer noch ein paar tausend Mark, zu Neuanschaffungen her. In der Gräfin erwachte auf ihre alten Tage eine wahre Leidenschaft für das shopping, und um ihr zu frönen, überwand sie sogar ihren Widerwillen gegen die Eisenbahn. Ganze Tage brachte sie in Mainz zu und war unermüdlich von früh bis Abend auf den Beinen, um einzukaufen, was zum einigermaßen standesgemäßen Haushalt auf Raueneck wirklich unerläßlich erschien und was ein heiratsfähiges Mädchen vom Stande und eine gräfliche Großmama nach vernünftigen Begriffen von Schicklichkeit und gutem Geschmack an Toiletten brauchten.

Die Gräfin sah jetzt den rechten Zeitpunkt für gekommen an, um ihren sehnlichsten Herzenswunsch zur Erfüllung zu bringen. Sie wollte ihr Toinettchen persönlich an Hof führen. Und wenn sie es gar noch erlebte, daß ihr Herzepuppele vor den Augen eines ganz hohen, womöglich gar eines regierenden Herren Gnade fand, daß ein Serenissimus ihrem Liebling Liebe flötend nahte, dann wollte sie sich gerne abrufen lassen. Der Gothaische Hofkalender bildete jetzt fast ihre einzige Lektüre. Und so oft Toinette sie darüber erwischte und fragte, was sie denn schon wieder darin zu suchen habe, steckte sie das Buch immer verlegen wie eine verbotene Lektüre beiseite und erwiderte errötend: „Ach nichts. Ich wollt' als emal was nachsehen."

Toinette hatte ihr schon lange angemerkt, daß sie sich mit einem bedeutsamen Plane tragen müsse, aber sie hatte nicht mit der Sprache herausrücken wollen. Mehr als geheimnisvolle Andeutungen, daß sie Tag und Nacht an nichts anderes als an ihres Lieblings Glück und Zukunft denke, war nicht aus ihr herauszubringen.

Bis dann eines Tages ein Brief großen Formates, sehr elegantes Papier mit einer Fürstenkrone auf dem Verschluß des Umschlages, eintraf. Toinette selbst übergab den Brief der Gräfin und fragte neugierig, was sie denn da für hohe Beziehungen angeknüpft habe.

„Endlich!" flüsterte die Gräfin und riß mit zitternden Fingern den Umschlag auf. Toinette lief nach der Brille und als die alte Dame die auf der Nase hatte, flogen ihre Augen mit gieriger Hast über die Zeilen hin. Wie sie ans Ende gekommen war, führte sie den Briefbogen an die Lippen und drückte einen Kuß auf die Unterschrift, dann reichte sie strahlend der ungeduldig harrenden Toinette das Schreiben hin. „Lies laut, bitte."

Und Toinette las:

„Hochverehrte gnädigste Gräfin!“

Ihr freundliches Schreiben wurde mir hierher nachgeschickt, wohin ich mich auf etliche Wochen zurückgezogen habe, um mich von den Alterationen zu erholen, die diese jüngst vergangenen Wochen mir gebracht haben. Nach den Andeutungen, die Sie mir machen, darf ich wohl vermuten, daß der Besuch, den Sie mir in Aussicht stellen, in irgendeiner Weise mit diesen bedauerlichen Ereignissen in Zusammenhang stehe. Es wird mir eine Ehre und ein Vergnügen sein, Sie und das junge gnädige Fräulein hier in Ippesheim zu empfangen, und bitte ich Sie nur, mir Tag und Stunde Ihrer Ankunft gütigst vorher anmelden zu wollen, womit ich, gnädigste Gräfin, die Ehre habe zu sein

Euer hochgeboren ganz ergebenster
Elimar, Fürst von Lorch, I. P.“

„Aber grandmaman, was hast du denn da gemacht?“ rief Toinette, indem sie ratlos erstaunt das Schreiben zurückreichte. „Das ist doch der Vater von dem Prinzen, der uns mal hier besucht hat, nicht wahr?“

„Freilich, freilich,“ erwiderte die Greisin aufgeregt. „Also schau, laß dir erzählen. Ich hab' gemeint, jetzt, wo du so plötzlich in gute Verhältnisse gekommen bist, wär's an der Zeit, entscheidende Schritte für dich zu tun. So schwer mir's auch ankommen wird, hier noch einmal wieder allein hausen zu müssen, ich seh's doch ein, daß ich es dir schuldig bin, zunächst für deine Karrière zu sorgen. Bist gerade in dem richtigen Alter, in dem ein hübsches Mädchen sein Glück machen kann. Du mußt dich bei Hofe sehen lassen. Mein erster Gedanke waren natürlich meine alten Wiener Beziehungen. Ich habe gleich an die Fürstin

Paula und an noch ein paar überlebende Bekannte aus der guten alten Zeit geschrieben. Einige haben mir nicht geantwortet, werden also wohl tot sein — lieber Gott, ich habe mich ja seit so vielen Jahren auch nicht mehr um die Welt gekümmert. Was brauchen sie mir ihre Todesanzeigen zu schicken! Sie werden glauben, ich modere auch schon längst. Bloß die Fürstin Paula hat mir geantwortet. Sie meint, für eine preußische Offizierstochter wären keine Chancen in Österreich. Und außerdem dokumentieren die Erzherzöge neuerdings einen so inferieuren Geschmack. Die Liaisons im guten alten vornehmen Stil wären schier démodé, und falls ja noch irgendwo Bedarf in dem Genre wäre, so gäb's in der ungarisch-böhmisch-polnisch-kroatischen Aristokratie immer noch bildsaubere Komtesseln genug. Na, hab' ich mir gedacht, da müssen wir eben auf den Kaiserstaat verzichten und es mit dem sogenannten deutschen Reich versuchen. Darum hast du mich so oft über dem Gotha getroffen. Aber ich kenne mich rein gar nicht mehr aus. Seit meiner Zeit hat sich rein alles verändert. Und persönliche Beziehungen fehlen mir auch. Da bin ich denn schließlich auf den Elimar Lorch verfallen. Wir haben seinem Sohne Gastfreundschaft erwiesen, das ist doch immer ein Anknüpfungspunkt. Und dann — er ist ein Mann in den besten Jahren, 44 geboren, sehr reich, gänzlich unabhängig von den verflixten Preußen, ohne Staatsanstellung, nur in seiner Jugend mal Attaché gewesen — also man kann nicht wissen! Und wenn er schließlich nicht selbst in Betracht kommt, so kannst du doch wenigstens durch seine Vermittlung oder meinetwegen auch durch seine Frau irgendwo Hofdame werden. Hauptsache ist doch jetzt, daß du in den Kreisen bemerkt wirst. Sollst mir keinen Vorwurf machen dürfen, wenn ich mal plötzlich abgerufen werde. Was an mir

liegt, deine Zukunft zu sichern, das wird geschehen. Nicht wahr, jetzt verstehst du auch, warum ich so eifrig für deine Ausstattung gesorgt habe, und warum ich so eigensinnig darauf bestehen mußte, daß die alte Kutsche neu lackiert und gepolstert würde? Hast mal wieder deine arme alte grandmaman für kindisch gehalten, gelt? Hast gedacht, ich wollt' auf einmal in der Staatskarosse mit zwei ‚Galonierten hintenauf auf der Chaussee zwischen Biebrich und Bingerloch spazieren fahren. O nein — hähä! — die alte Jugenheim hat ihre Augen weit offen. Sie denkt an alles, wo's sich um ihres Herzepuppele Glück handelt. Nu, he? Was sagst du nu?"

Toinette streichelte nachdenklich die welke Hand der Greisin. „Grandmamili, liebes, du meinst es so gut mit mir," versetzte sie zögernd. „Ich weiß wirklich selbst nicht recht, ob ich noch an Hof möchte. Jetzt habe ich doch meine Freiheit. Ich brauche doch eigentlich gar nicht in Dienst zu gehen — ich habe nämlich schon sagen hören, der Hofdienst wär für unsereins eine schlimmere Sklaverei als wenn man als Stütze oder Gesellschafterin in fremde Häuser gehen muß."

„Ach was, Hofdame!" schmunzelte die Gräfin pfiffig. „Damit fängt man an, damit das Kind einen Namen hat, hähä! Du weißt doch ganz gut, wo ich hinaus will mit dir."

Toinette wurde rot und guckte verlegen auf ihre Schuhspitzen. „Das ist's ja eben," sagte sie leise. „Wenn man so etwas absichtlich vorbereitet, kommt man sich so — so merkwürdig vor. Wenn sich's zufällig macht — das ist ja was anderes. Du mußt nicht denken, daß ich so beschränkt bin. Ich würde natürlich gerne — eine Rolle spielen in der Welt. Lieber als so einen Offizier heiraten oder einen Beamten und dann in Gott weiß

was für Nester verschickt werden; aber ... ach Gott, du mußt das doch verstehen!"

„Freilich, freilich, alles versteh' ich. Ich denk' schon für dich. Laß du's nur ruhig laufen," sagte die Gräfin, in heißem Eifer zärtlich des blühenden Mädchens Wange streichelnd. „Du weißt von gar nix, als daß du jetzt mit deiner grandmaman auf Besuch nach Ippesheim fährst und dir ein paar schöne Kleiderchen ins Köfferchen packst — hähä! Und übermorgen wird die Staatskutsche angespannt, und wir fahren lustig los. Hochfeudal, wie sich's gehört für unsereins. Basta! Streusand!"

Und sie fuhren wirklich zwei Tage später los, sozusagen heimlich, das heißt ohne den paar Intimen des Hauses von ihrer Absicht etwas zu verraten. Toinette hatte auch kein ganz gutes Gewissen, denn sie wußte bestimmt, daß ihre Jean Jaques' und überhaupt alle vernünftigen Leute diese abenteuerliche Fahrt an Hof für ein sehr törichtes und vermutlich auch moralisch bedenkliches Unternehmen erklären würden. Aber gerade das Abenteuerliche daran reizte sie. Uijeh! Wie würden die Leute die Hälse recken, wo immer diese aus dem Altertumsmuseum entliehene Staatskarosse mit dem papageibunten Livreediener, der uralten Dame und dem strahlenden jungen Mädchen an ihrer Seite vorbeirollte. Sie hatte dafür Sorge getragen, daß die Gräfin nicht in einem grotesken Kostüm wie früher sich auf die Reise machte, sondern ihrem Alter und Range entsprechend in vornehm einfachem Aufzuge. In dem stahlblauen Seidengewand mit der feinen Spitzengarnitur, eine Straußfederboa lose über den leichten seidenen Paletot gelegt und ein fast kokettes Capottehütchen auf dem ehrwürdigen weißen Scheitel — so sah sie wirklich hochvornehm aus. Und das blühende elegante Fräulein an ihrer Seite konnte

man gut und gern für eine Prinzessin halten. O, Toinette hatte sich ihre grandmaman etwas kosten lassen! Dafür gab sie aber auch nun eine Folie ab, wie man sie nicht besser wünschen konnte. Die ganze Expedition hatte jetzt Stil. Der leuchtend blau lackierte, vermittels starker Riemen in gewaltigen C-Federn hängende Wagenkasten mit der blauen Altaspolsterung und den hohen gelblackierten Rädern, der alte Adam, der mit Hilfe eines schwarzen Fracks, einer hohen weißen Binde, schwarzer Samtkniehosen, schwarzer Strümpfe und Schnallenschuhe zu einem ehrwürdigen Haushofmeister umgestaltet war, dazu die Greisin in ihrer fürstlichen Haltung — das gab ein Ensemble, in dem sich ein anmutiges blutjunges Prinzeßchen nur um so reizvoller ausnahm. Nur der Kutscher störte ein wenig. Es war der Besitzer der Pferde, die man sich ausgeliehen hatte. Man hatte ihn nehmen müssen, wie er war, obwohl er in die neu aufgefrischte gerolsteinische Hofkutscherlivree keineswegs tadellos hineinpaßte und auch mit seinem ganz unvorschriftsmäßigen Bartwuchs eine unanständig demokratische Nuance in das feudale Gesamtbild brachte.

Als sie nicht nur Villa Selma, sondern auch Eltville glücklich passiert hatten, ohne jemandem von den Stillings zu begegnen, atmete Toinette erleichtert auf und gab sich erst jetzt dem abenteuerlichen Unternehmen in voller Genußfreudigkeit hin. Es war wirklich zu spaßhaft, die erstaunten Gesichter der überraschten Menschheit unterwegs zu sehen. Die Gassenbuben machten zwar zu wiederholten Malen den Versuch, dem seltsamen Gefährt mit johlenden Ovationen zu folgen; aber wenn sich dann das scharfe Adlerprofil der vornehmen Greisin oder das holde Köpfchen des allerreizendsten Prinzeßchens am Fenster sehen ließ, stellten sie alsbald beschämt ihr dummes Hohngeschrei ein.

Nachdem sie so ein paar Stunden in flottem Tempo gefahren waren, begannen sich doch die Unbequemlichkeiten dieser überwundenen Beförderungsart fühlbar zu machen. Das Rückenpolster war recht steil, und selbst wenn man sich möglichst bequem in die Ecken schmiegte war man immerhin noch fast aufrecht zu sitzen gezwungen, so daß sich die Ermüdung im Rückgrat bald recht unangenehm fühlbar machte. Auch war das Wagendach nicht zu öffnen. Hielt man die Fenster geschlossen, so wurde die Luft bald unerträglich bedrückend in dem engen Kasten, und die Scheiben klapperten entsetzlich. Ließ man aber die Fenster herunter, so zog es wieder unangenehm. Das Stoßen wurde zwar durch die freie Aufhängung des Wagenkastens vermieden, dafür aber konnte man durch dieses beständige Hin- und Herschaukeln die Annehmlichkeiten einer Seefahrt bei kurzem Wellenschlag vollkommen auskosten. Toinette begriff schlechterdings nicht, wie die grandmaman das aushalten konnte. Sie für ihre Person hatte vollkommen genug, als sie glücklich bis Mainz gelangt waren, wogegen die Gräfin behauptete, sich ganz frisch und munter zu fühlen und die Reise mindestens bis Darmstadt fortsetzen zu wollen. Während Toinette vor Übelkeit nicht imstande war, dem vorzüglichen Diner in dem ersten Mainzer Hotel auch nur einigermaßen Ehre anzutun, ließ die Gräfin keinen Gang vorübergehen und trank eine halbe Flasche Sekt fast allein aus. Ha, dieses Kind der neuen Zeit sollte es einmal inne werden, welch ein anderes Geschlecht die Frauen von 1820, 30, 40 gewesen waren! Selbstverständlich taten ihr alle Knochen erbärmlich weh und kostete ihr die Heuchelei des glänzenden Appetites und allgemeinen Wohlbefindens eine Anstrengung, mit der sie Krieg, Pestilenz und Hungersnot hätte überwinden können; aber über das starke junge

Mädel zu triumphieren, das war ihr ein Genuß, der ihr das Opfer ihrer letzten Kraft wert dünkte.

Es stellte sich dann noch eine Schwierigkeit heraus, an die die gute Gräfin vorher nicht gedacht hatte. Es war nämlich nicht möglich, wie einst zu ihrer Zeit auf den Relaisstationen, frische Pferde zu bekommen. Der Kutscher hatte bereits nach diesen ersten dreißig Kilometern die Überzeugung gewonnen, daß seine Pferde die ganze Tour hin und zurück nicht aushalten würden, denn die alte Karosse war verteufelt schwer. Nun hätte er ja wohl in den größeren Städten überall gute Wagenpferde zu leihen bekommen, aber die Besitzer stellten dann die Bedingung, daß sie selbst oder ihre eignen Kutscher auch kutschieren müßten. Sie einem Fremden anzuvertrauen, dazu hätte sich wohl schwerlich einer verstanden. Dann hätte aber auch, damit das ganze Unternehmen sein feudales Ansehen behielt, einer dieser Kutscher nach dem andern ohne Rücksicht auf Leibesumfang und Länge in dieselbe Livree hineinkriechen müssen. Die Gräfin war entsetzt über diese Idee, als der Fuhrherr sie ihr vortrug. Es blieb also nichts übrig, als sich nach den Kräften der Pferde zu richten, Station zu machen, wo sie der Ruhe bedurften und geduldig so lange zu harren, bis ihr Herr es für möglich erklärte, ihnen eine neue Anstrengung zuzumuten.

„Siehst du, grandmaman, da haben wir's nun," sagte Toinette, als der Mann endlich gegangen war. „Denk' dir bloß, was das jetzt kosten kann! Der Mensch hat's ja in der Hand, die Reise nach seinem Belieben zu verlängern. Wir müssen ihn tageweise bezahlen und alles, was er und seine Gäule verzehren. Wenn's ihm irgendwo gefällt, sagt er einfach, die Gäule könnten nicht mehr laufen, und wir können nichts dagegen ausrichten, müssen

im Wirtshaus sitzen, warten und unser Geld verbrauchen. Warum sind wir nun nicht einfach mit der Eisenbahn gefahren? Der Fürst hätte uns doch gewiß seinen Wagen an die Station geschickt."

„Natürlich," fuhr die alte Dame verärgert auf, „du bist mal wieder viel klüger wie ich altes Weib. Du hast ja auch so reichliche Erfahrungen im Umgang mit fürstlichen Personen. Du weißt natürlich auch viel besser, wie man solchen Herrschaften imponiert."

„Ach Gott, wenn du's für durchaus notwendig hältst, daß wir mit eigner Equipage vorgefahren kommen," versetzte Toinette, „dann können wir ja meinetwegen Wagen und Pferde hier auf die Bahn laden lassen und auf eine Station in der Nähe von Ippesheim vorausschicken. Wir bleiben ruhig so lange hier, bis wir die Nachricht bekommen, daß die Equipage dort eingetroffen ist. Ist doch höchst einfach und kostet immer noch weniger als so."

„Faul seid ihr bloß, verzärtelt, verpimpelt, ihr modernen Mädels, das ist die ganze Geschichte". fuhr die Gräfin heftig heraus. „Die gebratenen Tauben sollen euch nur so ins offene Mäulchen fliegen. Ich sollte meinen, man könnte sich schon ein paar Stündchen durchschütteln lassen, wenn man die Aussicht hat, dafür Prinzessin zu werden oder so was. Ich trage meine alten Knochen willig zu Markte, wenn sich's um dein Lebensglück handelt, und dir tut's um dein Sitzfleisch und um die paar Mark leid! Also fahre du meinetwegen mit der Bahn — ich weiß, was ich meinem Range schuldig bin. Eine Gräfin Jugenheim läßt sich nicht mit Krethi und Plethi ins Coupé stopfen, wenn sie zu einer Durchlaucht auf Besuch fährt."

Gegen solche Hartnäckigkeit war nichts auszurichten. Toinette fügte sich seufzend in ihr Schicksal. Glücklicherweise

empfanden der Rauenecker Kutscher und seine Rosse auch das Bedürfnis einer mehrstündigen Ruhe nach der reichlichen Fütterung, so daß sie, als es nachmittags gegen fünf Uhr weiter ging, sich immerhin wieder einigermaßen in Form fühlten. Sie gelangten an diesem Abend bis Darmstadt und kehrten im alten Hotel zur Traube ein.

Toinette dankte Gott, daß sie wenigstens am nächsten Tage aus Darmstadt fortkamen und daß das großherzogliche Paar zufälligerweise gerade an diesem Morgen die Stadt verlassen hatte. Die Gräfin hatte nämlich nach dem Abendbrot den Wirt beiseite genommen und bei ihm Erkundigungen über die junge regierende Herrschaft eingezogen, welche das eheliche Idyll im Fürstenschlosse als recht fragwürdig erscheinen ließen. Daraufhin hatte sie sofort den Entschluß gefaßt, dem regierenden Herrn Gelegenheit zu geben, ihr charmantes Urgroßnichtchen kennen zu lernen und sollte sie darüber eine ganze Woche in Darmstadt verweilen müssen. Als sie aber am andern Morgen erfuhr, daß die allerhöchsten Herrschaften in entgegengesetzten Richtungen ihre Residenz verlassen hätten, beschränkte sie sich darauf, sich in das Visitenbuch des Hofmarschallamtes einzuschreiben.

Sie schafften am folgenden Tage nur 25 Kilometer und erst am dritten spät abends gelangten sie bis etwa eine Stunde Wegs vor Ippesheim. Da sie doch zu einer anständigen Besuchszeit und in bezug auf ihre Toilette und Frisur in möglichst untadelhafter Verfassung eintreffen mußten, so blieben sie lieber kurz vor dem Ziele noch einmal über Nacht, wenn es auch ein höchst bescheidenes, altertümliches Wirtshaus mit unmöglichen Federbetten und derber Landkost war, bei dem ihr Tyrann, der Rosselenker, sie absetzte.

Von ihrer letzten Mittagstation aus hatte die Gräfin Seiner Durchlaucht ihre Ankunft für zwölf Uhr mittags

angemeldet, und nun saßen sie seit acht Uhr morgens in dem Staatszimmer des wunderlichen alten Gasthauses, der Stunde harrend, zu der sie nach Ippesheim aufbrechen mußten. Die halbe Bevölkerung des Fleckens war zusammengelaufen, um die wunderbare alte Karosse anzustaunen, die eben jetzt für den feierlichen Einzug in der Residenz Seiner Durchlaucht auf der Straße vor dem Hause mit Wasser abgespült, blank poliert und frisch geschmiert wurde. Der alte Adam führte in Hemdsärmeln die Oberaufsicht und nahm sich mit seinen Sammethosen und vertrockneten Waden höchst seltsam dabei aus. Die höchsten Honoratioren des Fleckens verschmähten es nicht, den Herrn Haushofmeister über seine Herrschaft auszufragen. Aber Adam hatte den strengen Befehl bekommen, Namen und Herkunft nicht zu verraten, weil es in Ippesheim nicht bekannt werden sollte, daß die Gräfin Jugenheim in diesem Nest und in dieser unmöglichen Ausspannung übernachtet habe. Man hatte ihm aber nicht gesagt, was er auf etwaige Fragen für Auskunft geben sollte, und ein lustiges Märchen aus dem Ärmel zu schütteln, dazu reichte seine Phantasie längst nicht mehr hin. Er begnügte sich also damit, den Fragern grimmig seine gelben Zahnstumpen zu zeigen und sie dahin zu bescheiden, daß seine hohe Herrschaft incognito zu reisen wünsche. Etwas anderes war absolut nicht aus ihm herauszubringen. Der Kutscher aber, schon eher einem guten Spaß geneigt, verriet einem besonders glaubensstark dreinschauenden Bürgersmann unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit, daß seine Herrschaft die Großherzogin-Witwe von Gerolstein und unterwegs nach Konstantinopel sei, um ihre Prinzessin Enkelin dem türkischen Thronfolger als Gemahlin zuzuführen.

Die geheimnisvollen Damen hatten mittlerweile mit großen Schwierigkeiten ihre Toilette vollendet, denn das

Waschen in den elenden flachen Näpfen war ebenso-wenig leicht zu bewerkstelligen gewesen, wie das Frisieren vor dem blinden Spiegel, der in unmöglicher Höhe dicht unter der niedrigen Decke in einer finsteren Ecke ihres Prunk-zimmers hing. Geschlafen hatten sie alle beide miserabel, teils der zentnerschweren Federbetten, teils der nervösen Abspannung wegen. Stumm und innerlichst gereizt saßen sie auf zwei wackeligen schäbigen Plüschsesseln einander gegenüber und harrten ungeduldig der elften Stunde. Endlos dehnte sich ihnen der Vormittag. Sie gähnten einander an und tauschten alle Viertelstunde eine gleich-gültige Bemerkung aus. So dicht vor dem Ziele wäre wohl Toinettens Lust an dem seltsamen Abenteuer wieder erwacht und sie hätte wohl auch für die wunderliche Lage, in die sie ihre eigensinnige, unmoderne Reiseart gebracht hatte, den nötigen Humor besessen, wenn nicht die üble Laune der Raugräfin gar zu niederdrückend ge-wirkt hätte; aber die alte Dame war offenbar am Ende ihrer Kräfte. Die lächerliche Demütigung des letzten Nachtquartiers hatte eine zu hohe Anforderung an die Spannkraft ihres Geistes gestellt. Sie konnte einfach nicht mehr und vermochte das Gefühl ihrer Ohnmacht nur noch hinter einer boshaften Schweigsamkeit zu verstecken.

Als es endlich elf schlug, mußten Toinette und Adam sie fast die Treppe hinuntertragen und dann wie ein willenloses Bündel in den Wagen heben. Durch ein dichtes Spalier neugierig herzudrängender Gaffer mußten sie von der Tür bis zu ihrer Karosse schreiten. Und als Toinette ihr Kleid lüpfte, um den hohen Schritt auf den dreistufigen herunterklappbaren Tritt zu tun, fühlte sie mehrere Dutzend dumm glotzender Augen auf ihren zier-lichen Fuß gerichtet. Noch nirgends während der ganzen Fahrt war ihr das Absonderliche ihres Aufzuges so

stark zum Bewußtsein gekommen, wie in diesem abgelegenen Spessartwinkel. Und als sie sich mißmutig in ihre Ecke drückte, flüsterte sie mit einer höhnischen Grimasse vor sich hin: „Fehlt wirklich nur noch der Mohr und der Kakadu!"

Als sie aber dann das entsetzliche Pflaster glücklich überwunden hatten und auf glatter Chaussee durch herrlichen Laubwald rollten, da ermunterten sich ihre Lebensgeister doch wieder, und sie wandte sich fast übermütig heiter an die ganz in sich zusammengesunkene Urgroßtante: „Eh bien, petite grandmaman, reveillons-nous! Nous-y-sommes enfin."

„He?" machte die Greisin, verstört aus ihrem Halbschlummer emporschreckend.

Und Toinette, ihr freundlich zuredend: „Wir werden gleich da sein. Jetzt heißt's, sich zusammennehmen. Weißt du, ich meine, es wäre das Gescheitste, wir nehmen die Sache von der komischen Seite und erzählen Seiner Durchlaucht, wie übel wir es mit dem letzten Nachtquartier getroffen haben und bitten vor allen Dingen einmal um ein zweites Frühstück und ein menschliches Bett. Dann schläfst du erst ordentlich aus und auf den Abend erscheinen wir in unwiderstehlicher Pracht vor Seiner Durchlaucht und du, grandmami, bezauberst ihn mit dem Brillantfeuerwerk deines Geistes."

„Ach, willst du mir sagen, wie ich mich zu verhalten habe!" murmelte die alte Dame übellaunig. „Immer alles besser wissen mußt du. Kümmere dich nur nicht um mich. Gib nur acht, daß du dich einigermaßen anständig benimmst. Das sage ich dir, wenn du mich blamierst, dann désavouir' ich dich!"

Und wieder verfiel sie in Stillschweigen. Toinette ließ sich aber jetzt ihre Laune nicht mehr trüben. All

ihre Nerven waren gespannt auf den Ausgang des seltsamen Abenteuers. Sie reckte den Hals bald rechts, bald links zu beiden Seiten des Weges, um möglichst viel von dem Bilde der Landschaft zu erhaschen, in der sich vielleicht ein bedeutsames Stück ihres Lebens abspielen sollte. Der außerordentlich sorgfältigen Forstkultur war es anzumerken, daß man sich in fürstlichem Privatbesitz befand. Der Wald und die Wiesenflächen, die ihnen hie und da reizende Ausblicke auf eine freundliche hügelige Ferne eröffneten, waren parkmäßig gehalten. Einzelne Baumgruppen auf den frischgrünen Wiesenplänen schienen von einem kunstgeübten Gärtner mit feinem Bedacht hingesetzt, und die Waldparzellen waren alle durch Wildgatter eingehegt.

Nun teilte sich die Straße. Geradeaus, sanft bergab führte sie nach dem in Obstpflanzungen versteckten Örtchen Ippesheim, während der Weg zum Schloß nach links abbog und, bei einem kokett idyllischen Försterhaus durch ein schönes schmiedeeisernes Tor abgeschlossen, in eine prachtvolle, tiefschattige Kastanienallee überging. Nun befanden sie sich also im fürstlichen Park. Toinette schüttelte die grandmaman sanft bei den Schultern, und die alte Dame raffte ihre letzten Kräfte zusammen, um in würdiger, steif aufrechter Haltung ihren Einzug zu halten. Das war endlich die Umgebung, die der altmodischen Pracht ihres Aufzuges angemessen war. Und froh bewegten Herzens genoß die Raugräfin dieses letzte Aufleuchten glorreicher Erinnerung an den längst verloschenen Glanz ihrer Jugendtage. Sie drückte Toinettens Hand und ihre Augen leuchteten triumphierend auf, als sie ihr zuraunte: „He? Was sagst du nun? Das hat doch wohl ein anderes Ansehen, als wenn wir auf solcher blökenden neumodischen Rattermaschine hier hinaufstänkern wollten!“

„Ja, grandmaman, es ist prachtvoll," gab Toinette aus voller Überzeugung zurück.

Schloß Ippesheim war kein sehr alter Bau, aber mit viel Geschmack im alten Burgcharakter angelegt. Ein stattlicher Turm und zahlreiche kleinere Türmchen, Balkone, Zinnen, hohe und niedre Spitzgiebeldächer ergaben durch ihre krausbewegte heitere Linienführung gleich beim ersten Anblick eine höchst reizvolle Profilwirkung. Über einen trocknen Graben führte eine feste Burgbrücke und dann ging's durch eine offene Tordurchfahrt in den Schloßhof hinein. Die gräflich Jugenheimsche Kutsche rasselte auf das Pflaster des Schloßhofes, der blau-orangene Leibkutscher knallte keck mit der Peitsche, Hunde schlugen an und dann hielt die Staatskarosse vor der überdachten Freitreppe. Ehe noch der alte Adam mit seinen steifen Beinen vom Bock herunterklettern konnte, war schon ein fürstlicher Lakai zugesprungen, hatte den Wagenschlag aufgerissen und die Trittstufen heruntergeklappt.

Toinette sprang leichtfüßig hinaus und sah sich sofort von einer ganzen Meute von Hunden umringt. Zwei schneeweiße Barsois jagten in großen Sätzen über die Treppenstufen und um die fremde Equipage herum. Ein wundervoll gepflegter Kolli und ein temperamentvoller Gardonsetter konnten von dem Lakaien nur mit Mühe verhindert werden, mit übermütigem Gebläff an ihr emporzuspringen, und ein älterer deutscher Vorstehhund schnupperte sie teilnahmsvoll an und äugte mit seinem treuen Geschau zu ihr empor.

Während Adam und Toinette gemeinsam der alten Dame aus dem Wagen halfen, sagte diese, das Haupt mit vornehmer Herablassung gegen den Lakaien neigend, in unnachahmlich großartigem Tone: „Melden Sie Seiner

Durchlaucht die Gräfin Jugenheim und das Fräulein de Rège."

„Durchlaucht erwarten die Herrschaften bereits," erwiderte der Lakai, sich mit dem tiefsten Respekt verneigend.

Fast in demselben Augenblick erschien in dem offnen Portal Fürst Lorch-Ippesheim-Prozelten in eigner Person. Er war ein breitschultriger, wenig beleibter Herr von etwas über Mittelgröße. Seine kavalleristisch geschweiften Beine steckten in schwarz-weiß karrierten weiten Pantalons, sein kräftiger Oberkörper in einem langen offnen Gehrock. Den sehr charakteristischen aristokratischen Kopf hielt er ein wenig vorgeneigt, aber die Farbe seines spärlichen, geschickt über die Glatze verteilten Haupthaares, ebenso wie die der buschigen Brauen und des üppigen Knebelbartes war so hochblond, daß man die starke Beimischung von weiß darin beim ersten Ansehen gar nicht bemerkte. Er eilte die Freitreppe hinunter und rief mit kurzem scharfem Kommandoruf die Hunde ab, die auch sofort sich um ihren Herrn scharten, während sich ihnen, aus dem Inneren des Schlosses auftauchend, noch die beiden Leibdackel hinzugesellten, überaus echte Exemplare dieser wunderlichen Rasse, unerhört krummbeinig, langgestreckt, spitzköpfig und schlappöhrig.

Auf der vorletzten Treppenstufe blieb Seine Durchlaucht stehen, zog die buschigen Brauen hoch und musterte mit einem baß erstaunten Blick das seltsame Fuhrwerk, das ihm seinen Besuch dahergebracht, dann trat er vollends die Stufen hinunter und führte ehrerbietig die Hand der Greisin an seine Lippen. „Meine gnädigste Gräfin, ich heiße Sie willkommen auf Ippesheim. — Gnädiges Fräulein, ich bin entzückt, Sie bei mir zu sehen." Dann bot er der Greisin galant den Arm und führte sie vorsichtig die Freitreppe hinauf, während

Toinette inmitten der Hundemeute, unter die sie ihre Liebenswürdigkeiten möglichst gerecht zu verteilen suchte, nachfolgte. In der hohen weiten Vorhalle, die mit alten Waffenstücken und Jagdtrophäen prunkvoll ausgeschmückt war, half Seine Durchlaucht den Damen eigenhändig aus den Überkleidern und wandte sich dabei sehr interessiert an die Gräfin: „Sie gestatten mir die Frage, gnädigste Gräfin, wo haben Sie denn dieses wunderbare Museumstück von einer Karosse aufgetrieben?"

„Es ist mein eigner Reisewagen, Durchlaucht. Ich kann mich an diese modernen Verkehrsmittel nicht gewöhnen. Ich reise nie anders, als in eigner Equipage."

„Was?! Den ganzen Weg von Raueneck bis hierher? Aber da müssen sie ja gerädert sein!"

„Durchaus nicht, Durchlaucht. Ich fühle mich vollkommen frisch und mein Nichtchen auch. Ich finde, das bleibt immer noch die anständigste und bequemste Art zu reisen. Ich habe noch nie in meinem Leben eine Eisenbahn bestiegen."

„Ah sapristi, ist's die Möglichkeit?!" rief der Fürst mit einer Miene, die deutlich ausdrückte, wie sehr ihm solch eigensinniger Konservatismus imponierte, und auch Toinette warf mit verhaltenem Lächeln einen bewundernden Seitenblick auf die grandmaman. Stilvoller konnte man nicht schwindeln.

Sie waren gerade zur rechten Zeit zum Gabelfrühstück gekommen und nahmen dankbar den Vorschlag des Fürsten an, sich zunächst einmal in ein Zimmer zurückzuziehen, um ihre Toilette ein wenig aufzufrischen. Ein sehr nettes Hausmädchen geleitete sie in ein prächtiges Schlafzimmer zu ebener Erde, von dessen Fenstern aus man eine reizende Aussicht auf das im Tale anmutig hingebettete Ippesheim und in die weite waldige Hügel-

landschaft genoß. Die Raugräfin sah sich flüchtig um in dem wundervoll behaglichem Gemach, nickte befriedigt, verlor aber im übrigen kein Wort über solch gänzlich ungewohnte Pracht. Kein Mensch hätte ihr angemerkt, daß sie jemals in ihrem Leben weniger üppig und vornehm gehaust hätte. Und Toinette kam aus dem Staunen über ihre grandmaman gar nicht heraus.

„Nun sag' mir doch endlich," bat Toinette nach Beendigung ihrer Toilette, die Gräfin am Arm fassend, „nun sag' mir doch endlich, was du dem Fürsten eigentlich geschrieben hast? Sieh mal, ich weiß doch gar nicht, wie ich mich zu verhalten habe, wenn du mich nicht in deine Pläne einweihst. Er schrieb doch in seinem Brief etwas von Andeutungen, die du ihm gemacht hättest und die mit bedauerlichen Ereignissen zusammenhängen sollen."

Die Gräfin zuckte die Achseln. „Er meint wahrscheinlich Sechsundsechzig," versetzte sie kurz angebunden. „Wir erwidern Seiner Durchlaucht einfach den Besuch des jungen Herrn bei uns. Das übrige wird sich schon finden." Damit schritt sie, auf ihren Bambus gestützt, eilfertig, wie um weiteren neugierigen Fragen zu entgehen, zur Tür. Das Mädchen erwartete sie bereits auf dem Korridor und geleitete sie nach der nahgelegenen ebenerdigen Halle, in welcher der Lunch eingenommen werden sollte.

Seine Durchlaucht kam ihnen einige Schritte entgegen und winkte drei junge Damen in weiß heran, die bereits harrend hinter ihren hochlehnigen Stühlen an der Tafel standen. „Gestatten Sie, meine Damen, daß ich Ihnen meine Töchter vorstelle: Prinzeß Mimi, Prinzeß Lolo, Prinzeß Dodo."

Die Gräfin wie Toinette standen einen Moment sprachlos, bevor die erstere sich zu den zweckentsprechenden

Redensarten, die letztere sich zu dem wohleinstudierten Hofknix aufraffte. Diese drei jungen Mädchen nämlich, die im Alter von 25—32 Jahren stehen mochten, wären selbst in ganz kleinbürgerlichen Verhältnissen durch ihre Garstigkeit aufgefallen; für Prinzessinnen waren sie nun vollends skandalös wüst. Die Älteste, Mimi, war überaus hager und balancierte auf einem langen dürren Halse den Kopf eines Lamas, mit stark vorgeschobener seltsam beweglicher Unterlippe. Die zweite, Lolo, zeigte mehr den gedrungenen Körperbau ihres Vaters und fiel durch ihren froschartig in die Breite gezogenen Mund und ihre entzündeten blaßbraunen Augen auf, während die Jüngste, Dodo, zur Fettsucht neigte und bei sonst normalen, überaus gutmütigen und nichtssagenden Gesichtszügen ein Näschen aufzuweisen hatte, das durch einen heftigen Schlag eine Einknickung in der Mitte und eine energische Aufwärtsrichtung der Spitze erfahren zu haben schien.

Die Prinzessinnen verneigten sich respektvoll vor der Gräfin und schüttelten dann eine nach der andern Toinetten kräftig die Hand, aber sagen taten sie vorläufig nichts. Man setzte sich sofort zu Tische. Dem Fräulein de Rège war ganz wehleidig ums Herz geworden. Sie begriff gar nicht, wie es möglich war, daß richtige Prinzessinnen so unerlaubt häßlich sein konnten. Und sie schämte sich diesen armen Geschöpfen gegenüber fast ihrer strahlenden Jugend. Die Raugräfin vollends war durch das unvermutete Erscheinen der drei durchlauchtigen Garstigkeiten völlig aus dem Konzept gebracht worden. Drei überreife unvermählte Töchter paßten durchaus nicht in das Programm, das sie für ihren Liebling entworfen hatte. Und sie konnte sich nicht enthalten, während sie zerstreut den Bemühungen des Fürsten, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, folgte, von Zeit zu Zeit immer

wieder einen feindseligen Blick auf Mimi, Lolo und Dodo zu werfen.

„Verzeihung, Durchlaucht,“ sagte die Gräfin nach einer Weile gänzlich bedeutungslosen Austausches von Redensarten, „werden wir nicht auch die Ehre haben, die Frau Fürstin begrüßen zu dürfen?“

„Pardon, ich bin seit siebzehn Jahren Witwer,“ erwiderte Seine Durchlaucht, die buschigen Brauen in komischem Erstaunen hochziehend.

„Ach!“ rief die Gräfin sichtlich enttäuscht. „Ja, mein Gotha ist allerdings vom Jahre achtundsechzig. Die jungen Prinzessinnen stehen noch gar nicht drin.“

Der Fürst lachte ein wunderbares, heiser bellendes Lachen. „Ja, meine gnädigste Gräfin, seit den Zeiten haben sich allerdings die Dinge in Deutschland gründlich verändert. Da es mir nicht vergönnt war, eine politisch bedeutende Rolle im neuen Reiche zu spielen, so habe ich mich doch wenigstens dadurch betätigt, daß ich einige Beiträge für die neuen Auflagen des Hofkalenders lieferte. Hähähä! Weiter hat man ja auch schließlich keinen Zweck. Man braucht sich nicht einmal mehr anzustrengen, seine Untertanen zu beglücken, denn man hat keine. Wenn man nur Staffage bildet, wo's verlangt wird und im übrigen mit Anstand seine Renten zu verzehren versteht, dann hat man genug getan.“

„O, Durchlaucht sind bitter,“ erwiderte die Gräfin lebhaft. „Was sollte ich da erst sagen? Ich, die ich einem regierenden Herrn so nahe gestanden bin! Gott sei Dank, daß die Mauern meiner alten Burg so dick sind, daß kein Hauch aus dieser neuen Welt hereindringen kann, sonst hielte ich es einfach nicht aus, so mitten unter diesem preußischen Raubgesindel . . . .“

Erschrocken legte ihr der Fürst die Hand auf den Arm und flüsterte ihr rasch zu: „Bitte, die Domestiken!“

Es entstand eine Verlegenheitspause. Toinettens Nachbarin zur Linken, das Nesthäkchen Dodo, brach mitten in einer Wendung ab, die die wichtige Frage, ob die Herrschaften eine angenehme Reise gehabt hätten, einer endgültigen Lösung zuführen sollte. Ein anderes Unterhaltungsthema war bisher noch keiner der drei Prinzessinnen eingefallen. Toinette empfand sichtlich die Pause peinlich. Um der Gräfin, die natürlich gleich mit ihrem unglückseligen Preußenhaß anstoßen mußte, zu Hilfe zu kommen, wandte sie sich laut und lebhaft an ihre Nachbarin. „Darf ich fragen, Prinzessin, wie es ihrem Bruder, Prinz Egon geht? Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß wir das Vergnügen haben, ihn zu kennen."

Seine Durchlaucht räusperte sich sehr vernehmlich, ließ zwischen dem Kammerdiener und dem Lakeien ängstlich besorgte Blicke hin und her schießen, und die drei Prinzessinnen zogen, eine jede ihrer individuellen Disposition gemäß, ihre Gesichter in die Länge und in die Quere, und sagten nichts, sondern guckten nur verstohlen nach ihrem durchlauchtigten Papa.

Aber Toinette merkte nichts. Sie war froh, ein Thema gefunden zu haben, über das sich mühelos etwas sagen ließ und plauderte munter drauf los. „Mit seinem Universitätsstudium wird Prinz Egon wohl jetzt fertig sein, nicht wahr? Gott, war das lustig, wie die jungen Herren bei uns einfielen! Und ich habe mich so blamiert als Rheinnixe. Denken Sie bloß, Prinzessin, ich bin stecken geblieben in einem Begrüßungsgedicht, das ich selbst mit verfaßt hatte. Und meine Jungfer mußte mir soufflieren. Aber Prinz Egon war so liebenswürdig, die dummen Verse trotzdem innig, sinnig, minnig zu finden. Dann wurden die jungen Herren so fidel, und meine Jungfer deklamierte ihnen die Jungfrau von Orléans in

einem rostigen Harnisch von Ritter Brömsels Zeiten her. Es war furchtbar lustig. Ich wurde leider ins Bett geschickt, weil ich noch zu jung war. Hat Ihnen das Prinz Egon nicht einmal erzählt?"

„O nein," erwiderte Prinzessin Dodo mit steinerner Miene, ohne die Augen von ihrem Teller aufzuheben. Seine Durchlaucht, die Toinetten zur Rechten saß, näherte seinen Mund ihrem Ohr und flüsterte ihr ganz verstört zu: „Pardon, mademoiselle, les domestiques — prenez garde!"

Toinette wurde blutrot. Was in aller Welt konnte sie denn verbrochen haben, daß sie alle starr und stier wie Götzenbilder dasaßen, kein Wort redeten und nur aus den Augenwinkeln heraus scheue Blicke auf die Bedienung richteten. Der Kammerdiener und der Lakei walteten mit untadelhaft ernster Miene ihres Amtes. Ihnen war nichts anzusehen.

Nur wenige gewaltsam angebrachte Redensarten unterbrachen das peinliche Schweigen, bis die beiden Diener die Teller abgeräumt hatten und das Zimmer verließen, um den nächsten Gang zu holen. Dann erst wandte sich der Fürst mit gedämpfter Stimme an die beiden fremden Damen und sagte: „Pardon, meine verehrten Damen, daß ich Sie unterbreche — Sie haben da ein Thema berührt, das in meinem Hause und besonders in Gegenwart der Domestiken . . . . Ja, wissen Sie denn nicht?"

„Was sollen wir wissen?" fragte die Gräfin verwirrt. „Betrifft es Prinz Egon?"

„Allerdings," erwiderte der Fürst und ließ seine buschigen Brauen drohend emporzucken. „Ich glaubte, Ihr Schreiben dahin verstehen zu müssen, daß Sie in dieser Angelegenheit zu mir kämen; aber die Affaire ist

derart peinlich, daß sie sich unmöglich vor den Ohren junger Damen erörtern läßt."

Die Dienerschaft trat wieder ein und mit krampfhafter Anstrengung wurde ein unanstößiges Gespräch in Gang gesetzt. Alle atmeten wie erlöst auf, als endlich die kurze Mahlzeit genossen war und der Fürst sich von der Tafel erhob. Er gab seinen Töchtern einen Wink, sich mit der jungen Dame anderswie zu beschäftigen, reichte der Gräfin den Arm und geleitete sie in den daneben liegenden Salon.

Es war der alten Dame unmöglich, ihre brennende Neugier länger zu zügeln. „Aber Durchlaucht, was ist denn bloß in aller Welt mit Prinz Egon los? Ich verstehe ja kein Wort von dieser geheimnisvollen Affaire."

„Ist das denkbar?" rief der Fürst vorsichtig gedämpften Tones. „Sie wissen wirklich nicht, daß mein übel geratener Sohn die Per ... Pardon — das Fräulein geheiratet hat?"

„Was für ein Fräulein denn?"

„Nun, das Fräulein Kätchen Leydig, Ihre Gesellschafterin, die er in Ihrem Hause kennen gelernt hat."

„Das Kättche?" rief die Gräfin fast kreischend und fiel dabei in den nächsten Sessel, indem sie sich wie Hilfe suchend an die Armlehnen klammerte. „Das Kättche? Meine Gesellschafterin! He! Das Frauenzimmer! Die Zofe, die Hausmagd, die ... Durchlaucht belieben doch wohl zu scherzen? Ich verstand: geheiratet!"

„Allerdings — geheiratet hat er sie. Ganz legaliter und kirchlich, in London. Auf seine Kosten hat er die Person in Musik unterrichten lassen. In Singspielhallen soll sie aufgetreten sein, im Hamburger Schifferviertel — ich habe die ganz Affaire erst erfahren, als es schon zu spät war. Bedenken Sie, gnädigste Gräfin,

mein einziger Sohn! Der Letzte meines Hauses! Diese Blamage! Es ist einfach dégoûtant. Ich habe selbstverständlich alle Hebel in Bewegung gesetzt, um die Ehe annullieren zu lassen, aber die Herren Juristen machen mir wenig Hoffnung auf Erfolg."

„Also ich bin starr!" keuchte die Gräfin, indem sie mit ihrem Stock gegen den Boden stieß. „Also ich überlebe das nicht. Dieses Weibsbild, mit Schimpf und Schande aus meinem Hause gejagt — diese Komödiantin, diese ... Was hat er gesagt? Meine Gesellschafterin wäre sie gewesen?"

„Jawohl, ein feingebildetes Mädchen."

„Hehe! Ein feingebildetes Mädchen! Wissen Sie, Durchlaucht was sie war? Eine — eine Bahnwärters- — eine Weichenstellerstochter. Und so was wird eine richtige Prinzessin! Aus meinem Dienst heraus wird's geholt und auf den Thron gesetzt. Und das muß mir passieren!"

„Ich bitte Sie, Gräfin, nicht so laut!" flehte die Durchlaucht, nach der Tür eilend und hinaushorchend, ob nicht etwa die Schritte der Dienerschaft auf dem Korridor zu hören seien. „Die blamable Geschichte hat ja in den Zeitungen gestanden. Seit drei Tagen gaudieren sich diese verdammten liberalen Blätter an der Schande meines Hauses. Aber ich will nicht, daß die Welt mir etwas anmerken soll. Dieser mißratene Sohn darf für seine Familie nicht mehr existieren. Und die Domestiken besonders dürfen nicht merken, daß wir uns darüber aufregen."

„Ich rege mich aber darüber auf!" polterte die Greisin rücksichtslos, indem sie auf die Armlehnen ihres Sessels trommelte und die Augen in dem wackelnden Raubvogelköpfchen wild rollen ließ. „Allerdings sollten

Prinzessinnen hervorgehen aus meinem Hause— aus meiner Zucht; aber ich bin doch keine Kupplerin für Dienstboten!"

„Mein Gott, mein Gott, gnädigste Gräfin, was alterieren Sie sich so sehr?" suchte die ängstliche Durchlaucht sie zu beruhigen. „Niemand wird Ihnen daraus einen Vorwurf machen. Ich hoffte, Sie würden vielleicht in der Lage sein, mir irgend einen Grund zur Anfechtung der Ehe an die Hand zu geben. Unglücklicherweise sind auch noch beide Teile katholisch."

„Ei zum Teufel, warum hat er dann nicht lieber mein Toinettchen entführt!" rief die alte Dame, ohne auf die Anregung des Fürsten einzugehen.

„Das wäre mir allerdings auch sympathischer gewesen," lächelte die arme Durchlaucht.

„Nicht wahr? Mein Toinettchen habe ich für den Thron erzogen. Keine Majestät brauchte sich ihrer zu schämen. Keine Dynastie hätte sie in Verlegenheit gestürzt, denn mein Kind hätte sich à deux mains gebrauchen lassen — zur rechten oder zur linken Hand — je nachdem. — Und dieses Frauenzimmer kriegt ohne weiteres eine Fürstenkrone aufgesetzt! — Toni! — Toinette! — Toinettchen! — Wo bist du?" Sie hatte sich eilfertig emporgerafft, stapfte nach der Tür und rief laut in den Gang hinaus.

Die Durchlaucht ganz verstört hinter ihr her. „Aber Gräfin! Gräfin! Sie werden doch nicht dem Fräulein so etwas . . . Meine Töchter haben ja keine Ahnung. Sie dürfen keine Zeitungen lesen. Ich habe ihnen die Sache so dargestellt, als ob . . ."

„Meine Tochter ist aber kein solch Quak," fuhr die Gräfin rücksichtslos heraus. Und dann rief sie wieder, des erschrocken zurückprallenden Fürsten nicht achtend, mit lauter Stimme nach ihrem Kinde.

Da ging irgendwo eine Tür auf und Toinette, gefolgt von den drei Prinzessinnen, erschien in der langen Galerie.

Als ob eine scharfe Briese sich ihr voll in die Segel gesetzt hätte, so flog die kleine Dame auf die Gruppe zu und rief in kreischendem Tone: „Mädele, halt' dich fest! Das Prinzle, der Egon hat's Kättche geheiratet. Unser Kättche! Richtig geheiratet am rechten Vorderfuß."

Toinette stand starr. Und während sie noch nach Worten rang, eilte der entsetzte Fürst seinen unschuldigen Kindlein zu Hilfe, indem er sie mit beschwörender Gebärde wie die Küchlein vor sich her in die nächste Stalltür trieb.

Und wie die Damen von Raueneck allein im Korridor beieinanderstanden, da packte die Alte die Junge fest um den molligen Arm und schüttelte sie heftig, bitterböse. „Da — da hast du's nun!" knirschte die Raugräfin. „Wozu hab' ich dich die Memoiren der Lichtenau lesen lassen? Die war erst dreizehn, wie sie sich den Kronprinzen eingefangen hat. Aber du natürlich läßt lieber deiner Jungfer den Vortritt und absentierst dich für ein paar Jahre nach der Schweiz. Jetzt haben wir die Bescherung! — Sag' nichts. Sag' gar nichts. Blamiert hast du mich. Unsterblich blamiert. Seine Durchlaucht hat selbst gesagt, daß du ihm als Schwiegertochter äußerst sympathisch gewesen wärst. Wie stehe ich jetzt da vor Seiner Durchlaucht?"

Verwirrt, empört, außer sich riß Toinette sich endlich aus dem festen Griff der alten Dame los und lief den langen Korridor hinunter, bis wo sie eine Tür ins Freie fand. Und dann irrte sie barhaupt im Hofe umher und rief nach ihrem alten Adam. Sie hatte ja sonst keinen Menschen, kein fühlendes Herz in der Nähe, an

das sie sich klammern konnte. Und wie sie den alten Mann endlich in der Kutscherstube fand, da fiel sie ihm, ohne die Anwesenheit des fremden Dienstpersonals zu beachten, um den Hals, ließ den Kopf auf seine Schulter sinken und ihre Tränen strömen.

Adam zitterte vor Schreck am ganzen Leibe. Er drückte seine Arme an die Seite und wagte seine junge Herrin nicht zu berühren. „Um Jesus Gottes willen, was hat's denn nur gegewe?" stammelte er. „Aber gnädig Fräuleinche, so rede se doch! Is der Frau Gräfin ebbes zugestoßen?"

Da raffte sich Toinette zusammen, trat einen Schritt zurück und trocknete sich die Augen. Eine heiße Blutwelle schoß ihr in die Wangen, als sie die neugierig dreinstarrenden Bedientengesichter um sich herum gewahr ward. Sie würgte ihre Tränen hinunter und rief in leisem, aber festem Befehlston: „Anspannen! Sofort anspannen!"

Eine halbe Stunde später rumpelte die blaulackierte Karosse zum Schloßtor hinaus. Sämtliche Dienerschaft und sämtliche Hunde waren Zeuge des seltsamen Schauspiels, wie das schöne junge Fräulein und der wackelige alte Haushofmeister im Frack die Gräfin Jugenheim mit sanfter Gewalt in den schwankenden Wagenkasten hinaufhob — aber niemand von den durchlauchtigten Lorch-Ippesheim-Prozeltischen Herrschaften war dabei!

Und am Tore hatte sich die Greisin zum Fenster hinausgebeugt und der hinterdreingrinsenden Dienerschaft zugerufen: „Sagt eurer Herrschaft einen Gruß von der Großherzogin von Gerolstein und eure Herrschaft dürfte . . ."

Das Gepolter unter der Tordurchfahrt verschlang das weitere.

Siebzehntes Kapitel.

Nur bis zur nächsten Bahnstation war die Fahrt in der Kutsche gegangen. Dort hatte Toinette die rabiate grandmaman gezwungen, den Zug zu besteigen. Mit der Eisenbahn waren sie noch am selben Abend in Rauen-eck eingetroffen und hatten die Staatskarosse samt dem blau-orange livrierten Kutscher ihrem Schicksal überlassen.

Und nun gab's böse Tage, ungemütliche Wochen auf Schloß Raueneck. Zunächst freilich machte sich die Übermüdung durch die überstandene Anstrengung und die Nervenabspannung nach der gehabten Aufregung bei der greisen Dame durch eine Schlafsucht geltend, die sie für alle Eindrücke schier unempfindlich machte. Sobald sie sich aber gehörig ausgeruht fühlte, begann ihr Geist wieder hartnäckig um den einen Punkt herumzukreisen, von dem die ganze Aufregung ausgegangen war. Sie zeigte ihrem Herzepuppele ein so böses Gesicht, als ob das gute Kind wirklich daran schuld gewesen wäre, daß jene sinnige kleine Durchlaucht am Kättche hängen geblieben. Toinette ihrerseits war nicht imstande, die Kränkung, die ihr die grandmaman in ihrer sinnlosen Raserei angetan hatte, so rasch zu überwinden. Wohl sah sie ein, daß das arme greise Dämchen geistig nicht mehr normal war, und daß sie es darum eigentlich für seine leidenschaftlichen Ausbrüche nicht mehr verantwort-

lich machen könne; aber sie brachte es dennoch nicht fertig, den angetanen Schimpf so bald zu vergessen und zu den feindseligen Angriffen, denen sie täglich und stündlich ausgesetzt war, ein freundliches Gesicht zu machen. Daß sie obendrein noch die enormen Kosten dieser blamablen Fahrt an Hof aus ihrer eigenen Tasche bezahlen mußte, trug auch nicht gerade dazu bei, ihre Stimmung zu verbessern. So ging sie denn der gereizten Raugräfin so viel wie möglich aus dem Wege, und setzte, wenn sie ihrer Gesellschaft nicht entgehen konnte, ihren boshaften Bemerkungen ein eisiges Schweigen entgegen.

Inzwischen war die Kunde von der sensationellen Mesalliance des Stammhalters Lorch-Ippesheim-Prozelten durch die Zeitungen überall hingedrungen und alles, was in dem gesegneten Rheingau dem hübschen Kättchen Leydig jemals begegnet war, fand an dessen pikanten Abenteuern hochwillkommenen Stoff für den Schwatz und Tratsch der Bierbänke und der Kaffeekränzchen. Die fremdesten Leute ergriffen die lächerlichsten Vorwände, um sich, da die Raugräfin leider gänzlich unzugänglich war, wenigstens an das Fräulein de Rège heranzumachen, um von ihr womöglich pikante Details zu erfahren. Die einen gratulierten ironisch zu der glänzenden Karriere ihrer Zofe, die andern heuchelten schadenfroh eine sittliche Entrüstung über so viel abgefeimte Koketterie auf der einen und so viel Mangel an Standesgefühl auf der andern Seite. Der Lohnkutscher, der die Jugenheimschen Herrschaften nach Ippesheim gefahren, hatte natürlich auch nicht reinen Mund gehalten, sondern über die seltsamen Umstände dieser überstürzten Abreise eine Schilderung gegeben, welche die bösartigsten Ausdeutungen zuließ. Das arme Schloßfräulein von Raueneck war wirklich in einer bedauerns-

werten Lage. Im Hause das stumme feindselige Aneinandervorbeigehen und draußen die hämischen neugierigen Blicke und impertinenten Zudringlichkeiten der Menschen. Dabei wußte sie keinen Menschen, dem sie ihr Herz ausschütten, den sie um Rat fragen konnte. Am liebsten wäre sie abgereist. Aber wohin? Wer wollte sie haben? Wo hatte sie etwas zu suchen? Dem guten Onkel Jean Jaques getraute sie sich nicht unter die Augen zu treten. Denn der konnte sie doch nur mit Fug und Recht gehörig ausschelten für ihre eitle Schwäche, auf die närrischen Ideen der Raugräfin so ohne weiteres einzugehen. Der junge Jean Jaques war wieder auf Reisen abwesend. Mit Alix war sie immer noch böse, und Kaspar .....? Sie würde sich wohl hüten, sich dem Hohne dieses anmaßenden Jünglings auszusetzen.

Da erschien eines Tages ganz unvermutet das Fräulein Alix auf Burg Raueneck, schwänzelte vergnügt in Toinettens Mädchenstübchen herein und begrüßte sie leichthin, als ob gar nichts gewesen wäre.

„Mädchen, warum läßt du dich denn gar nicht mehr bei uns sehen?“ begann sie heiter scheltend.

„Ich bei euch?“ fragte Toni verwundert zurück. „Du hast dich ja verleugnen lassen. Hast du vergessen, was du mir für alberne Vorwürfe gemacht hast?“

„Ach, du meinst wegen Frerich?“ warf Alix achselzuckend ein. „Ach Gott, das war natürlich nicht so gemeint. Ich weiß nicht, was mir eingefallen ist. Ich war halt ein bißchen kribbelig in den Tagen. Hat er sich inzwischen wieder bei dir sehen lassen?“

„Ach wo!“

„Na also! Bei uns auch nicht. — Du, hör' mal bloß, das sind ja tolle Sachen, was man von deinem verflossenen Kättche hört!“

„Ach, nu fang' du auch noch davon an! Natürlich — sonst wärst du wohl nicht zu mir gekommen. Aber jetzt sind wir aktuell geworden, nicht wahr?"

„Ja, Toni, wie bist du denn?" rief das junge Mädchen erstaunt, indem es den Arm wie begütigend um die Schultern der Freundin legte. „Du bist so schrecklich nervös. Nun sag' mir doch bloß, was dir eigentlich passiert ist. Wir haben's natürlich auch gehört, daß ihr bei dem Fürsten in Ippesheim wart. So sprich dich doch aus! Ich bin doch deine beste Freundin."

„So?" fuhr Toinette gereizt auf. „Das ist mir eigentlich noch nicht aufgefallen. Besonders in letzter Zeit nicht. Wenn irgend ein gleichgültiger Herr, in den du dich verschossen hast, ein paar freundliche Worte zu mir spricht, machst du mir eifersüchtige Szenen, und wenn du glaubst, interessante Geheimnisse aus mir herausholen zu können, da besinnst du dich wieder auf deine Freundschaft."

„Was fällt dir denn ein?" fuhr die kleine Alix in schwer gereiztem Tone auf. „Du denkst wohl, weil du jetzt ein bißchen was geerbt hast, brauchtest du dich nicht mehr daran zu erinnern, was du von uns gehabt hast? Ich sehe, ich habe mich in deinem Charakter nicht getäuscht. Du bist immer hochmütig und undankbar gewesen. Ich habe jetzt den ersten Schritt getan, weil ich damals bei der Geschichte mit Frerich im Unrecht war; aber aufdrängen tu' ich mich niemandem. Das habe ich, Gott sei Dank, nicht nötig. Adieu!" Und weg war sie. — —

Ein neckischer Zufall fügte es, daß die letzte Post an diesem Tage der Raugräfin ein Briefchen zutrug, in welchem der Herr Oberleutnant von Frerich anfragte, ob er den verehrten Damen an einem der nächsten Tage seine Aufwartung machen dürfe.

Gleich zu Beginn ihres schweigsamen Abendbrotes gab die Raugräfin Toinetten das Schreiben hin und verfolgte, während sie es las, ihre Miene mit boshaften Blicken.

„Aber natürlich, wird uns sehr angenehm sein," sagte Toinette möglichst gleichgültig.

„Uns?" höhnte die Gräfin, „mir nicht. Was will der aufdringliche Mensch?"

Toinette mußte sich Gewalt antun, um nicht gleich beleidigt herauszufahren. „Na, weißt du," versetzte sie so ruhig wie möglich, „wir hätten alle Ursache, den paar Menschen dankbar zu sein, die jetzt noch von uns etwas wissen wollen."

Die Gräfin murmelte etwas undeutlich vor sich hin und machte sich dann mit verbissenem Eifer über ihr Essen her. Erst als sie damit fertig war und das Mädchen den Tisch abgeräumt hatte, fing sie wieder von der Sache an. „Ehrgeizig bist du nicht."

„Wieso?"

„Zum Techtelmechtel scheint dir der unbedeutendste Leutnant gut genug zu sein. Auf mich wird natürlich keine Rücksicht genommen."

In Toinette kochte der Zorn heiß auf, aber noch nahm sie sich zusammen und fragte ganz freundlich: „Warum sollte dir denn der unbedeutende Leutnant so unangenehm sein?"

Und bissig fuhr die Gräfin heraus: „Ich mag einmal keine Preußen in meinem Hause leiden."

„Er ist doch kein Preuße. Er ist doch Hesse."

„Er trägt aber die verflixte Banditenuniform."

„Die hat mein lieber Papa auch getragen."

„Der ist tot. Der geht mich nichts mehr an," brummte die Alte, indem sie sich wandte und an ihrem

Stock nach ihrem Schreibtisch humpelte, als wollte sie damit das Gespräch für beendigt erklären.

Eine ganze Weile rang Toinette mit ihrem gerechten Grimm, dann schritt sie der alten Dame nach, blieb hinter ihrem Stuhl stehen und sagte leise, aber scharf betonend: „Das muß ich dir doch sagen, grandmaman: wenn ich jetzt den ersten besten nehme, der mich haben will, bist du ganz allein dran schuld.“

Die Gräfin lachte laut und gekünstelt heraus. „Ach, du denkst, der wird gleich um dich anhalten? Mach' dich doch nicht lächerlich! Die kleine Stilling kriegt doch mehrere Hunderttausend mit. Er wird nur die kleine Stilling damit scharf machen wollen, daß er unterwegs noch bei andern hübschen Mädchen vorspricht. Willst du dich noch einmal so blamieren, wie mit dem Kättche? — Na, was fährst du denn so auf? Du verstehst ja doch nicht, wie man Männer fängt. Aber so lange ich lebe, werde ich auch für dich die Augen offen halten und für dich sorgen. Im übrigen muß ich dir sagen, daß ich in den nächsten Monaten überhaupt für niemand zu sprechen bin. Ich habe keine Zeit. Ich gedenke jetzt, meine Memoiren zu schreiben. Und ich kann dir sagen, die von der Lichtenau werden die reine Limonade sein gegen die meinigen. Jedenfalls wird sie sich der Deutsche Kaiser nicht hinter den Spiegel stecken. Hehe!“

Toinette zuckte nur die Achseln und verfügte sich mit einem kurzen: „Gute Nacht!“ auf ihr Zimmer. Den Brief des Oberleutnants hatte sie mitgenommen und stilisierte sofort eine zierliche Antwort des Inhaltes, daß sie sich sehr freuen würde, Herrn von Frerich bei sich zu sehen, und ließ das Briefchen alsbald von dem Mädchen nach dem Postkasten hinuntertragen. Ihr ganzes Innere war in Aufruhr. Oho! sie wollte es der boshaften

närrischen alten Dame schon zeigen, ob sie Männer zu fangen imstande sei! Die Persönlichkeit des Herrn von Frerich war ihr gänzlich gleichgültig. Aber sie wäre mit Wonne schon übermorgen mit ihm zum Altar getreten, bloß um Alix zu ärgern und aus dieser gräßlichen Gefangenschaft herauszukommen. Sie haßte Raueneck. Sie haßte die grandmaman. Sie verwünschte ihr ganzes überflüssiges, zielloses Dasein. Sie verwünschte sich selbst, ihre Unfähigkeit, ihre Jugendkraft zusammenzunehmen und sich selber ein würdiges Schicksal zu gestalten. Warum fand sie nicht den Mut, einfach auf und davonzugehen, sich in einem anständigen Beruf ihr Brot zu verdienen, wie so viele andere tüchtige Mädchen, die vielleicht weniger gelernt hatten als sie, und sich tapfer durchzuschlagen, bis sie großjährig und damit unabhängig wurde? Warum äußerte sich ihr Temperament, ihre Energie nur in der bösen Laune, mit der sie der verrückten Greisin und der kindischen Alix gegenübertrat? Sie war sich wohl bewußt, daß sie sich dem Mädchen gegenüber ins Unrecht gesetzt hatte und daß sie es lediglich ihrer Torheit zu verdanken hätte, wenn etwa jetzt die ganze Familie Stilling, ihre einzigen zuverlässigen und wertvollen Freunde, sich von ihr zurückziehen sollten. Ein Tränenstrom löste endlich die schmerzhafte Spannung ihrer Gefühle. Sie ließ die Stirn auf ihre gefalteten Hände sinken und wimmerte leise vor sich hin: „Ach, lieber Gott, hilf mir doch! Hilf mir doch bloß heraus!“

Am übernächsten Tage, zur festgesetzten Stunde, nachmittags um fünf, erschien Herr von Frerich und wurde von Toinette allein empfangen. Nicht im Salon der Gräfin, sondern in jenem an den Rittersaal angrenzenden Turmgemach, von dem aus man den reizenden Durchblick durch die Mauern der Ruine auf die Häuser

von Raueneck und nach dem Rhein genoß. Sie hatte Korbmöbel dort aufstellen und einen Gartentisch mit ihrem hübschen neuen Service und selbstgesticktem Tischzeug anmutig zum Kaffee decken lassen. Der grandmaman hatte sie nach der Mittagsmahlzeit so ganz beiläufig mitgeteilt, daß sie den Herrn Oberleutnant heute erwarte. Die hatte darauf mürrisch weiter nichts erwidert als: „Meinetwegen. Geht mich nichts an. Ich komme nicht. Habe wichtigeres zu tun.“

Und tatsächlich hatte die alte Dame alsbald den Adam zum Herrn Benefiziaten geschickt, um ihn zu ersuchen, um vier Uhr auf dem Schloß zu erscheinen und der Raugräfin bei einer wichtigen Arbeit behilflich zu sein.

Toinette hatte sich sehr hübsch gemacht; ganz in weißem Battist mit einer spinnwebdünnen durchbrochenen Bluse — und die Frisur war ihr auch besonders gut gelungen. Herr von Frerich nahm die Nachricht, daß die Schloßherrin eines heftigen Katarrhs wegen um Entschuldigung bitten lasse, mit dem gebührenden Bedauern, doch mit nicht zu verhehlender Genugtuung auf. Er hatte darauf gerechnet, wie bei seinem ersten Besuch, sich auf ein Viertelstündchen von der Gesellschaft der wunderlichen alten Dame absentieren und mit dem schönen Fräulein unter dem Vorwande seines Interesses für Altertümer auf den grünen verwilderten Söller hinaufsteigen zu können. Und nun sah er seine kühnsten Träume übertroffen. Ganz allein mit der Reizenden, im geborstenen Turm tête-â-tête vor dem romantisch eingerahmten Landschaftsbilde an einem warmen strahlenden Nachmittag sitzen zu dürfen, volle Stunden vor sich, die er ausnützen konnte, wie seine Kühnheit und das Glück der Stimmung es fügte — konnte der ungeduldigste Liebende es sich

besser wünschen? Es war, als ob ihn sein unerhörtes Glück zunächst schier schwindeln machte, denn es wollte dem gewandten Salonmann gar nicht gelingen, die übliche fließende Unterhaltung in Gang zu bringen. Und als er dann versuchte, der romantischen Gelegenheit entsprechend, poetisch zu werden, versagte seine Phantasie und seine wohldressierte Zungengeläufigkeit vollständig. Er errötete vor Ärger über seine Dummheit und wagte nur einen scheuen Seitenblick auf das schöne Schloßfräulein zu werfen. Gott sei Dank! er konnte kein Hohnlächeln um ihren weichen lockenden Mund entdecken. Wohl aber schien ihm das feuchte Leuchten ihrer blauen Augen aufmunternd zuzufunkeln: So laß doch alle überflüssigen Vorreden, lieber junger Mann. Komm' zur Hauptsache! Siehst du nicht, wie ungeduldig ich darauf warte?

Und als er in ahnungsschwüler Schweigsamkeit seinen Kaffee eingeschlürft und seinen Kuchen hinuntergewürgt hatte, strich er sich seinen blonden Schnurrbart und räusperte sich vielversprechend.

Toinette erhob sich und lehnte sich mit verschränkten Armen auf das eiserne Geländer, träumerisch auf den ruhig fließenden Strom hinausblickend.

Er trat an ihre Seite, beugte seinen Kopf ihrem Ohr ein wenig näher und flüsterte in verhaltener Erregung: „Mein gnädiges Fräulein, ich bin heute offen gestanden nicht nur hierhergekommen, um Ihrer Frau Urgroßtante und Ihnen eine steife Visite zu machen. Ich — ich — ich halte es einfach nicht länger aus. Seit dem Fest im Hause Stilling und ganz besonders seit meinem ersten flüchtigen Besuch hier auf Rauneck hat mich Ihr Bild Tag und Nacht verfolgt. Ich — ich konnte nicht anders — ich mußte mir ein Herz fassen und herkommen, um Sie geradezu zu fragen, ob ich . . .

also mit einem Wort: ob ich hoffen darf, Ihnen nicht ganz unangenehm zu sein."

Toinette hatte sich eine feurige Liebeserklärung sehr anders vorgestellt, aber da dieser Oberleutnant in allen Dingen so überaus normal und korrekt verfuhr, so nahm sie an, daß dies wohl auch die normale und korrekte Einleitung zu einem soliden Heiratsantrag sein müßte. Tiefere seelische Erregungen blieben bei ihr aus, aber der Stolz, mit achtzehn Jahren bereits von einem ansehnlichen Manne ihres Standes zur Ehe begehrt zu werden, ließ immerhin ihr Herz ein wenig höher schlagen. Lieblich errötend, aber nicht besonders verwirrt, erwiderte sie dem bescheidenen Werber: „Aber Herr von Frerich, warum sollten Sie mir denn gleich ausgerechnet ganz unangenehm sein? Es wundert mich nur, offen gestanden, daß Sie mir so freundliche Sachen sagen — ich dachte, Sie interessierten sich für Alix Stilling."

„Aber das war doch wohl nicht sehr auffallend," sagte der junge Offizier verlegen lächelnd. „Mein Gott, ich bin in dem Alter, wo man sich nach dem häuslichen Herd zu sehnen pflegt. Und da habe ich halt angefangen, mich unter den Töchtern des Landes umzusehen. Sie können sich denken, daß ich im Laufe der Jahre, die ich bereits in Mainz stehe, eine erhebliche Anzahl von jungen Damen unserer Kreise kennen gelernt habe, und Sie wissen, es gibt gerade hier bei uns am Rhein viel hübsche, angenehme und auch sehr wohlhabende Mädchen. Fräulein Stilling war mir unter diesen vielleicht eines der angenehmsten — ehe ich Sie kennen lernte."

„Ach, wirklich?" rief Toinette geschmeichelt.

„Ja wirklich — es ist keine Redensart," beteuerte er warm. „Sie haben einen so tiefen Eindruck auf mein Herz gemacht, wie nie eine junge Dame . . . Sie

lächeln. Nun ja, Sie haben freilich recht: das ist einigermaßen selbstverständlich. Sie werden wahrscheinlich noch auf sehr viele Männer denselben Eindruck machen, und es werden vermutlich auch in jeder Beziehung bedeutendere Leute als ich darunter sein. Aber warum soll ich andern die Chance gönnen? Jetzt sind Sie eben erst in die Gesellschaft eingetreten und haben noch nicht viel Männer kennen gelernt, vermute ich. Können Sie mir's verargen, wenn ich mich beeile? Ich finde, in Liebessachen hört die Gemütlichkeit ebenso auf wie in Geldsachen. Mag ja sein, daß irgendwo in der Welt ein Prinz oder ein Milliardär existiert, der sich auch rasend in Sie verlieben würde, wenn er Ihnen zufällig begegnete. Aber ich bin jetzt hier zur Stelle, und ich habe den Mut der Rücksichtslosigkeit."

Toinette zog sich von der Balustrade zurück und ging um den Kaffeetisch herum in die Schattenecke des offnen Turmgemaches. Von dort äugte sie, den Kopf über die Schulter werfend, kokett zu ihm hinüber und sagte lächelnd: „Also jetzt haben Sie's gesagt, Herr von Frerich! Sie sind also rasend in mich verliebt?"

Er trat zwei rasche Schritte auf sie zu, dann blieb er zögernd stehen und sagte leise: „Ja, das bin ich. Rasend verliebt — auf Wort! Ach, gnä . . . Toinette, wenn ich mir Hoffnung machen dürfte!" Und er streckte erwartungsvoll seine beiden Hände nach ihr aus.

Sie legte die ihrigen auf den Rücken, blickte errötend vor sich nieder und sagte immer noch lächelnd: „Wären Sie damals schon, wie Sie das erste Mal hier auf Raueneck waren, imstande gewesen, mir — einen ernsthaften Antrag zu machen?"

„Ja gewiß. Der Tag hat ja für mich die Entscheidung gebracht."

„Ja, wußten Sie denn nicht, daß ich so arm wie eine Kirchenmaus war? Nichts zu erwarten, als dies alte Gerümpel hier und die paar Weinberge dabei."

„Aber danach habe ich doch gar nicht gefragt," erwiderte er ohne jede Verlegenheit. „Ich bin selbst nicht ganz unvermögend und mache mir aus Luxus nicht viel."

„Wirklich?" rief Toinette mit einem fröhlichen Aufleuchten ihrer blanken Augen. „Haben Sie auch nicht gehört, daß ich inzwischen geerbt habe — eine kleine Villa und ein nettes Vermögen? Natürlich mit Alix Stilling und den reichen jungen Damen von Mainz kann ich mich nicht messen. Aber ich bin doch wenigstens unabhängig, wenn ich mal großjährig bin."

„Ich versichere Sie, ich hatte keine Ahnung," rief er fröhlich. „Aber selbstverständlich geniert mich dieser Glücksfall auch nicht weiter — haha! Aber nun sagen Sie mir, Toinette, darf ich hoffen? Sind Sie mir ein wenig gut? Darf ich gleich mit der Frau Gräfin ..."

„Ach, du lieber Gott!" Toinette fuhr ganz erschrocken zusammen. „Die grandmaman! Das ist eine große Schwierigkeit. Sie ist gerade augenblicklich so furchtbar böse. Wir haben uns nämlich ein bißchen gezankt, wissen Sie. Und außerdem kann sie doch die Offiziere nicht leiden."

Der Oberleutnant lachte leichtsinnig. „Ach ja, ich weiß. Sie macht jeden einzelnen von uns immer noch für Sechsundsechzig verantwortlich. Aber ich kann mir doch nicht denken, daß sie so hartherzig sein könnte, Ihnen irgend etwas abzuschlagen. Sie sind doch ihr ein und alles."

„Eben darum. Außerdem ist sie schrecklich eigensinnig. Ich weiß nicht, soll ich's mal versuchen? Soll ich mal zu ihr gehen?"

Er trat neben sie, bemächtigte sich ihrer Hand und bedeckte sie mit zärtlichen Küssen. „Ach ja, Toinette, bitte tun Sie das! Sie kann doch nicht widerstehen, wenn es Ihnen ernst ist."

„Na also, dann — erwarten Sie mich hier." Sie entzog ihm sanft ihre Hand, lächelte ihm ermunternd zu und schritt durch die schmale Pforte in den Rittersaal hinein. Da drin war es ganz dunkel und kühl.

Sie war noch nicht bei der gegenüberliegenden Tür angekommen, als der Oberleutnant sie mit wenigen großen Schritten einholte. Sie blieb unwillkürlich stehen, und er flüsterte dicht an ihrem Ohr in bebender Erregung: „Sag' mir erst, daß du mir gut bist."

„Ach Gott, Herr von Frerich," stammelte sie ein wenig bestürzt, „wir kennen uns eigentlich erst so wenig — aber ich glaube . . ." Dabei machte sie eine halbe Wendung nach ihm hin und schaute lächelnd zu ihm auf.

Und da nahm er sie beim Kopf und drückte ihr zart und schonungsvoll den ersten Kuß auf die Lippen.

Sie sagten beide nichts dazu, aber sie machte sich ziemlich eilfertig von ihm los und huschte davon, so rasch sie konnte.

In ihrem Zimmer angekommen, galt ihr erster Blick natürlich dem Spiegel. Sie fand sich in aller Aufrichtigkeit sehr hübsch und nicht im mindesten unanständig verzaust und erhitzt. Jetzt war sie also verlobt. Herrjeh! Schon zum zweiten Male verlobt! Ob sie nun eigentlich dem Kaspar erst einen offiziellen Absagebrief schreiben mußte? Oder ob sie die Kinderei einfach ignorieren könnte? — Und war sie nun eigentlich sehr glücklich? Hatte sie jemals sehnsuchtsvoll davon geträumt, die Gattin eines hübschen stattlichen Offiziers mit einem prachtvollen blonden Schnurrbart zu werden? Wenn er nun zum Hauptmann avan-

cierte und beispielsweise nach Butzbach oder gar in ein Nest an der russischen Grenze versetzt würde, und sie dort alle Jahr ein Kind bekäme! — Ach Gott, redete sie sich energisch zu, wenn man einen Mann über alles liebt, ist das alles ganz gleichgültig. — Aber sie konnte doch nicht gut behaupten, daß sie diesen netten Herrn von Frerich schon über alles liebte. Es war eigentlich auch komisch, daß der erste Kuß nicht stärker auf sie gewirkt hatte. Der Schnurrbart hatte sie nicht unangenehm gekitzelt, und sie hatte deutlich gerochen, daß in der Brillantine, die er zur Bartpflege benutzte, Resedaparfum vorhanden war. — Aber sie konnte nicht gerade sagen, daß in ihrer Seele das Unterste zu oberst gewühlt worden sei, wie es in den Romanen immer so aufregend beschrieben wird. Das machte sie stutzig. Am Ende war es doch besser, noch nicht gleich mit der grandmaman zu sprechen, sondern den guten Herrn noch ein Weilchen hinzuhalten. Sie mußte ihn doch erst besser kennen lernen. Und dann war's doch auch viel schöner, erst den süßen Reiz der Heimlichkeit mit postlagernden Liebesbriefen und Stelldicheins im Dunkeln kennen zu lernen, bevor sie aller Welt ihre Absicht auf die Nase band, sich in ihren jungen Jahren bereits in den Stand der heiligen Ehe zu begeben. — Aber dann fiel's ihr wieder schwer aufs Herz, daß sie zum Abwarten eigentlich gar keine Zeit habe. Sie mußte doch aus dem Hause. Lieber heute als morgen. Das Verhältnis zu der kuriosen Greisin war doch gar zu unerträglich. — Diese Überlegung war entscheidend. Ja, auf der Stelle wollte sie es der grandmaman ins Gesicht sagen. Entweder gab es dann eine wilde Szene, die zum gänzlichen Bruch führte, oder ihr Glück bei den Herren imponierte ihr, sodaß sie andere Saiten aufzog. Und dann bekam sie ja auch Zeit, ihr Herz zu prüfen und den Freier näher kennen zu lernen.

Entschlossen öffnete sie die Tür zu ihrem kleinen Boudoir und legte schon ihre Hand auf die Klinke der gegenüberliegenden Tür zum Salon der Gräfin, als die aufgeregten Laute eines heftigen Wortwechsels an ihr Ohr schlugen. Sie öffnete leise die Tür und trat über die Schwelle.

Der Herr Benefiziat Wackes stand schon am Ausgang zum Vorzimmer und rief, indem er seinen langen Priesterrock zuknöpfte: „Nein und nein und zum letztenmal nein! Ich lasse mich zu so etwas nicht gebrauchen, Frau Gräfin. Wenn Sie auch an Rang und Alter und Ansehen hoch über mir stehen — ich bleibe doch ihr Seelsorger, und ich kann nicht zugeben, daß Sie am Ende Ihrer irdischen Laufbahn alle Weltlust und Eitelkeit wieder aufrühren, statt sich auf ein christliches Ende . . . .“

„Dann lassen Sie's eben bleiben!“ fiel ihm die alte Dame wütend ins Wort. Sie stand hochaufgerichtet mitten im Zimmer und schlug mit ihrem Krückstock auf den Tisch. „Kreuzsapperment nochmal! Ich will doch mal sehen, ob ich mir von Ihresgleichen muß Vorschriften machen lassen! Das glaube ich, das könnte Ihnen wohl passen, Hochwürden, wenn ich der Kirche mein Hab und Gut vermachte und demütig im Glauben dahinführe. Ich ziehe es aber vor, der Welt meine pikanten Memoiren zu hinterlassen. Hat sich schon manche große Sünderin damit die Unsterblichkeit gesichert.“

„Frau Gräfin, ich bitte Sie um alles!“ mahnte der geistliche Herr mit aufgehobenen Händen. „Das gnädige Fräulein hört es ja. Schonen Sie doch wenigstens die Unschuld.“

Die Gräfin wandte sich um und schob alsbald mit ausgebreiteten Armen auf Toinetten zu. „Kommst gerade recht, mein Herzepuppele,“ rief sie aufgeregt. „Wozu

brauche ich fremde Hilfe? Orthographisch schreiben hast du ja schließlich auch gelernt. Ich ernenne dich zu meiner Geheimsekretärin. Dir werde ich meine Memoiren in die Feder diktieren. Kannst etwas bei lernen."

„Frau Gräfin!" rief der gute Benefiziat in komischem Entsetzen.

Da faßte die Greisin mit gespitzten Fingern ihr Kleid und vollführte einen neckischen Knicks gegen den hochwürdigen Herrn. „Herr Benefiziat — ich habe die Ehre. Wenn ich für geistlichen Zuspruch Verwendung habe, werde ich so frei sein, Sie zu bemühen. Aber es könnte sein, daß Sie noch einige Zeit warten müßten. Ich hoffe, neunzig zu werden — so jung, wie ich mich heute fühle. Tralalla! Ich könnte noch auf dem Hofball tanzen." Und sie machte tatsächlich einige hüpfende Menuettschritte auf den Benefiziaten zu.

Der schüttelte den Kopf und vermochte nur „Oh — oh!" zu rufen. Dann verließ er eiligst das Zimmer.

Die Raugräfin warf sich, in ein unheimliches Gelächter ausbrechend, in den nächsten Lehnsessel und schlug sich, als ob sie ein unbändiges Vergnügen über die prompte Abfuhr des alten Hausfreundes empfände, auf die Knie.

Toinette wartete ab, bis sie die Glastür des Vorzimmers klirren hörte und die alte Dame sich einigermaßen wieder beruhigt hatte, dann nahm sie all ihren Mut zusammen, reckte sich stramm auf und sagte ganz ruhig: „Also Herr von Frerich hat soeben um meine Hand angehalten. Er wartet drüben auf deine Antwort."

Einen Moment nur starrte die Greisin das kecke junge Ding verdutzt an, dann raffte sie sich empor, griff nach ihrem Stock und humpelte eilfertig aus dem Zimmer, indem sie mit grimmiger Entschlossenheit vor sich hinmurmelte: „Soll er haben. Soll er sofort haben."

Durch Toinettens beide Stübchen, über den schmalen Korridor und die Stufen hinaus stürmte sie vorwärts und kümmerte sich nicht im mindesten um die ängstlichen Zurufe, mit denen das Mädchen sie zum Innehalten zu bewegen suchte. Endlich, wenige Schritte vor dem Eingang zum Rittersaal, hielt sie sie mit Gewalt fest und raunte ihr aufgeregt ins Ohr: „Was hast du vor? Ich bitte dich! Du kannst doch mit dem Herrn nicht umspringen, wie mit unserm Pfarrer."

„He!" fuhr die Gräfin höhnisch auf, „ich habe Generale abfallen lassen. Denkst du, ich werde mit einem Leutnant nicht fertig werden? Laß mich los, Mädel!"

Herr von Frerich war wieder ins Freie zurückgekehrt und schritt in dem engen Gelaß, aufgeregt wie ein gefangenes Tier der Wildnis, hin und her, als die kleine Gestalt der Raugräfin in dem offnen Pförtchen sichtbar ward. Er nahm sofort seine Hacken zusammen und führte eine ehrerbietige Verbeugung aus. Bevor er aber noch ein Wort äußern konnte, redete ihn die alte Dame bereits an.

Ihr Atem ging kurz, ihre Stimme klang scharf. Es war ein Ton, der keinen Widerspruch aufkommen ließ. „Mein Kind hat mir gesagt. Meine Hochachtung, Herr von — Herr von na, wie Sie nun heißen . . . . . Aber ich sage nein — nein — nein! Bedaure sehr. Ich habe nichts gegen Sie persönlich — aber meine Grundsätze! So lange ich etwas zu sagen habe, kriegen Sie's net. Hören Sie? Sie kriege's net, Sie kriege's net, Sie kriege's net! Meine Hochachtung, lieber Herr. Empfehle mich."

Ein rascher Knicks, eine kurze Wendung und hinaus war sie. Toinette war gar nicht mehr über die Schwelle getreten. Im Rittersaal hatte sie das Urteil mit an-

gehört. Und nun fühlte sie sich hart um den Arm gepackt und von der grandmaman mit fortgerissen. Es gab kein Widerstreben. In ihrem Stübchen schloß die alte Dame sie ein.

Eine Minute später verließ Herr von Frerich das Haus. Toinette lehnte zum offenen Fenster hinaus, und wie sie ihn aus dem Burgtor treten sah, rief sie hinunter: „Warte einen Moment!" Sie raffte rasch ein paar Rosen, die sie in einer Vase auf dem Tisch zu stehen hatte, heraus und warf sie ihm hinunter. Aber sie waren schon halb verblüht gewesen — entblättert fielen sie zu Boden.

Mit einem bitteren Lächeln blickte er darauf nieder und nahm sie nicht auf. Da stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Sie drückte ihr Tüchlein hinein und sah gerade noch, wie er militärisch zu ihr hinaufgrüßte und dann mit raschen Schritten um die Ecke verschwand.



Achtzehntes Kapitel.

Toinette hatte sich an diesem Abend in einen wütenden Trotz hineingeweint und gebost. Oh, sie wollte der grandmaman schon zeigen, daß sie kein willenloses Kind mehr sei, das man einsperren konnte, wenn es nicht parierte und das jedes Los ohne Widerspruch hinnahm, wie man es ihm zudiktierte. Und ihren prächtigen, rasend verliebten Oberleutnant ließ sie auch nicht so mir nichts dir nichts beleidigen. Sie hatte, als die Gräfin zu Bett gegangen war, noch einmal ihre Lampe angesteckt und einen rührenden Brief voll heißer Beteuerungen ewiger Liebe und Treue an ihn geschrieben. Sie wolle die Seine sein, wann immer er sie haben wolle und sei bereit, mit ihm bis ans Ende der Welt zu fliehen.

Es war nur gut, daß sie den Brief nicht noch in der Nacht zum Postkasten getragen hatte, denn am andern Morgen kam ihr das Geschreibe doch recht überspannt und gefährlich vor. Sie vergegenwärtigte sich noch einmal die ganze Werbung, alle Gespräche, die sie früher mit Herrn von Frerich geführt und das wenige, was sie sonst über ihn erfahren hatte, und mußte sich gestehen, daß das doch eigentlich nicht genüge, um sich gerade diesem Manne auf Gnade oder Ungnade zu überliefern. Die Leidenschaft, in die sie sich gestern nacht hineingewühlt, war schon durch einen gesunden Schlaf über-

wunden. Sie brachte es im hellen Tageslicht zu keinem andern Gefühle, als zu dem befriedigter Eitelkeit und des Mitleids wegen der schlechten Behandlung, die er ihretwegen hatte erleiden müssen. Und wenn sie an seinen ersten Kuß dachte, wurde sie vollends unsicher und ängstlich, denn sie hatte wahrhaftig weniger dabei empfunden, als damals bei den wilden Küssen des Heldenjünglings Kaspar in jener denkwürdigen Gespensternacht. Und damals war sie doch erst fünfzehn Jahre alt gewesen. Jetzt als vollerblühtes junges Weib mußte ihr Blut doch wohl ganz anders in Wallung geraten unter den Schauern des ersten Manneskusses. Aber sie verspürte diesen Schauer in der Erinnerung ebenso wenig, als gestern in der Wirklichkeit. — Und dann zerriß sie das Schreiben in kleine Fetzen, steckte diese ins Ofenloch und zündete sie an.

Nach dem Frühstück kam die Gräfin zu ihr herein, war überaus zärtlich und redete ganz vernünftig zu ihr. Sie gab ihr lauter Dinge zu erwägen, die sie sich im Grunde alle schon selbst gesagt hatte; daß sie doch von diesem jungen Offizier so gut wie gar nichts wisse und daß es doch ein sträflicher Leichtsinn wäre, mit ihren blühenden achtzehn Jahren und wo sie doch nun vermögend sei und die Auswahl haben könnte, sich dem ersten besten Mann auszuliefern, der zufällig die Keckheit gehabt hatte, die Hand nach ihr auszustrecken. Sie solle doch nur noch ein oder zwei Jahre Geduld haben. Es solle ihr auch an nichts fehlen, was sie als junge heiratsfähige Dame von Adel billigerweise verlangen könne. Sie würden sich's jetzt sehr gemütlich auf Raueneck machen. Und das Verfassen der Memoiren würde für sie beide nicht nur eine interessante Arbeit, sondern geradezu ein Vergnügen sein. Außerdem wolle sie, die Gräfin, ihre Menschenfeindschaft ihr zu Liebe zu bekämpfen

suchen und ihr angenehme Gäste einladen, so oft sie es wünschte, ja sogar mit ihr auf Reisen gehen, damit sie in eleganten Badeorten oder auch in Großstädten sich ausleben und Menschen kennen lernen könnte.

Toinette setzte all diesen liebreichen Bemühungen der alten Dame ein trotziges Schweigen entgegen, so daß diese es für die nächste Zeit aufgab, weiter in sie zu dringen. Mit dem Diktat der Momoiren wurde wirklich ernst gemacht. Aber die Gräfin, die sich nie in ihrem Leben schriftstellerisch versucht hatte, kam mit dem Formen ihrer Sätze nur äußerst schwierig vorwärts, und Toinette fand ihre Arbeit entsetzlich langweilig. So wenig sie selbst von der Kunst erzählender Darstellung verstand, fühlte sie doch, daß das, was die Raugräfin von ihrer Kindheit zu erzählen wußte, schwerlich andere Menschen interessieren könnte; wenigstens nicht in der Form, wie sie es tat. Und so wuchs die nervöse Ungeduld, die üble Laune, die brennende Sehnsucht nach einer starken, einschneidenden Veränderung ihres Daseins, die sie seit dem verunglückten Abenteuer jener Fahrt nach Ippesheim nicht losgelassen hatte, zu immer grausamerer Pein für sie heran. Von Villa Selma war seit jenem Auftritt mit Alix kein Lebenszeichen mehr gekommen. Daß sie jetzt wieder dorthin ginge, schien ihr ausgeschlossen. Und daß von den Herren niemand mehr etwas von sich hören ließ, war ihr ein sicheres Zeichen dafür, daß sie von dem Zerwürfnis Kenntnis und sich auf Alixens Seite gestellt hätten. Jetzt kam ihr erst so recht deutlich zum Bewußtsein, wieviel der Verkehr mit Stillings für sie bedeutet hatte. Eigentlich waren doch die beiden Jean Jaques', der Ältere mit seinem geistvollen Humor, und der Jüngere mit seiner ein bißchen schulmeisterlich ernsten Art, die einzigen Menschen, von denen sie etwas lernen

und bei denen sie in allen Nöten ihres Geistes und ihres Herzens Verständnis und wertvollen Rat finden konnte. Wenn sie sich ganz ehrlich prüfte, mußte sie sogar gestehen, daß der jüngere Jean Jaques derjenige war, zu dem sie von allen Männern, die ihr bisher begegnet, mit dem wärmsten Gefühl und der innigsten Verehrung sich hingezogen fühlte. Wenn auch der sie aufgab, weil sie sein dummes Schwesterchen in kindischer Laune gekränkt hatte, dann stand sie ja völlig verlassen in der Welt da. Sie mußte sich irgendwie Gewißheit verschaffen.

Der dumme Junge, der Kaspar, hätte sich doch wenigstens nach ihr umschauen können! Er war doch sonst nur froh, wenn er seinem Schwesterchen eins auswischen konnte. Sollte bei dem plötzlich auch der Familiensinn ausgebrochen sein? Sie setzte sich kurz entschlossen hin und schrieb ein paar Zeilen an den jüngsten Stilling:

„Lieber Kaspar!

Lasse Dich doch einmal bei mir sehen, ich habe Dir eine wichtige Mitteilung zu machen und möchte gerne wissen, was Du davon hältst.

Herzlichen Gruß
Deine Toinette de Rège.“

Sie wußte, es würde ihm schmeicheln, wenn sie ihn als Autorität anrief.

Und er ließ nicht lange auf sich warten. Am Samstag nachmittag, gleich nach seiner Ankunft aus Wiesbaden, mußte er das Billett bekommen haben, und am Abend fand er sich bereits in Raueneck ein. Es gelang Toinetten zufällig, ihn abzufangen, bevor noch der Besuch der Gräfin gemeldet worden war. Sie ergriff ihn kordial am Arme und sagte: „Lieb von dir, daß du kommst, Kas-

par. Komm', wir steigen auf den Söller hinauf, da sind wir ganz ungestört."

„Ei, was hast du denn für große Geheimnisse? Ich bin mächtig gespannt."

Es konnte für ein verliebtes Pärchen kein romantischeres Plauderplätzchen geben, als die reizende grüne Wildnis da oben auf dem Dache. Zu ihren Füßen das freundliche Örtchen, wo in den Fenstern allmählich die abendlichen Lichter aufzuflammen begannen, weiterhin der freie Blick über den mächtigen Strom, der auf seinem breiten Rücken so viel Leben, weinseligen Übermut, blasierten Stumpfsinn und sorgenvolle Energie in seinen glänzend erleuchteten Salondampfern, und ungeheure Reichtümer in seinen langen Schleppzügen talwärts und bergwärts trug, über sich die Riesenwölbung des in mattem Rot still in die Nacht hinüberdämmernden Himmels und sie selbst, die beiden jungen Menschenkinder, in froh entrückter Zweisamkeit, mitten zwischen der stummen Unendlichkeit des Himmels und dem brausendem Strome des Lebens schwebend — konnte es eine stimmungsvollere Szenerie für das Seel-in-Seeletauchen junger Liebe geben?

Kaspar Stilling war denn auch ganz erfüllt von dem Zauber der Stunde. Sein heute mehr denn je bepickeltes Knabengesicht glühte vor Erwartung, und seine glänzenden Augen saugten sich gierig an der schlanken Gestalt seiner reizenden Gefährtin fest. Sie hatten sich auf die Brustwehr geschwungen und saßen auf der breiten bemoosten Mauer dicht nebeneinander.

„Also denke dir, Kasperl, ich bin verlobt!" begann Toinette das Gespräch.

Kaspar, aus allen Himmeln fallend, erbleichte jäh. Das Blut stockte ihm im Herzen. Er schlug mit der

Faust auf die Mauer, und ein lauter Fluch fuhr ihm unwillkürlich heraus. „Jawohl, das weiß ich,“ fügte er, sich zusammennehmend, leiser hinzu. „Aber mit mir, mein gnädiges Fräulein! Ich hoffe, Sie haben noch nicht vergessen, was Sie mir geschworen haben.“

Sie strich ihm begütigend über den Arm. „Du mußt nicht gleich so auffahren, lieber Junge. Hör doch erst. Also, der Oberleutnant von Frerich hat um meine Hand angehalten — ganz regelrecht, aber die grand-maman hat ihm solche Grobheiten an den Kopf geworfen, daß er tiefgekränkt abgezogen ist und nun nichts weiter von sich hat hören lassen.“

„Na, denn sei doch froh, Mädchen!“ rief Kaspar mit einem tiefen Seufzer der Erlösung. „Die Raugräfin ist eine mächtig vernünftige Dame. Was sollst du denn auch mit einem so gänzlich farblosen Kommißonkel?“

„Na, erlaube mal,“ ereiferte sich Toinette, „über einen soliden reiferen Mann, wie Herrn von Frerich nimmst du dir besser kein Urteil heraus. Dazu habe ich dich auch nicht herzitiert.“

„Wozu denn? Wolltest du vielleicht um meinen Segen bitten? Ist nicht, mein Goldchen. Aber nu erzähl' doch mal erst. Wie ist denn das alles gekommen? Und was fällt denn dem biederen Krieger überhaupt ein, erst meiner Schwester den Mund wässrig zu machen und dann mir nichts dir nichts zu dir abzuspringen?“

Und Toinette berichtete mit aller Ausführlichkeit.

Der Jüngling legte seine Denkerstirn in Falten und besann sich eine ganze Weile. „Weißt du,“ sagte er endlich, „der Herr von Frerich ist ja immerhin ein anständiger Mensch. Ich bin durchaus dafür, daß man in solchen Fällen die Form wahrt. Deine Alte hat ihn ekklig gekränkt. Also mußt du ihm ein bißchen Öl auf

die Wunde gießen. Setz' dich hin, gleich heut' abend, und schreibe ihm einen netten Brief. Du bedauertest das rücksichtslose Verfahren deiner Alten von Herzen, wenn du auch freilich einsehen müßtest, daß sie in der Sache recht hätte. Nicht vonwegen weil er ein Offizier in Reichsdiensten, sondern vielmehr, weil du noch ein halbes Kind wärest und ja auch noch gar nicht die Ehre hättest, ihn näher zu kennen. Du danktest ihm aufrichtig für seine freundlichen Gefühle und würdest dich immer freuen, ihn am andern Orte wiederzusehen."

„Na, weißt du, Kasperle," rief Toinette mit maliziösem Lächeln, „du magst ja in vielen andern Dingen ein ganz gescheiter Kopf sein; aber wie einem jungen Mädchen zumute ist, das einen Heiratsantrag bekommen hat und sogar schon daraufhin geküßt worden ist, davon hast du doch keine Ahnung."

„Was fragst du mich denn, wenn du's besser weißt?" gab Kaspar patzig zurück.

Und Toinette wieder nervös gereizt: „Ach Gott ja, es ist auch ein Unsinn, daß ich dich frage. Es ist doch bloß, weil ich gar keinen jungen Menschen, keine Freundin, und rein gar niemanden habe, dem ich sagen kann, wie mir zumute ist. Ich halt's einfach nicht mehr aus mit der grandmaman allein im Hause. Ich glaube wirklich, sie ist seit dem letzten Anfall nicht mehr normal. Und die Memoirenschreiberei ist auch ein Wahnsinn. Außerdem werden die nie fertig werden — und ehe sie nicht fertig sind, will sie mich nicht unter die Leute nehmen. Na, und wenn sie auch wirklich mal mit mir nach Wiesbaden oder im Winter nach Köln geht, wie sie mir versprochen hat — ein Vergnügen ist das doch auch nicht, mit so einer hilflosen alten Dame herumzuziehen. Gott, ich habe sie ja sehr lieb! Sie meint's ja gewiß

furchtbar gut mit mir; aber das ist doch mal sicher: wenn ich mit der angezogen komme, traut sich doch keiner an mich heran. Das ist doch auch der einzige Grund, weshalb ich mit Vergnügen gleich morgen Frau von Frerich werden möchte. Ich könnte jeden heiraten oder gar lieben, der in der Lage ist, mich stante pede von hier fortzunehmen."

„Na, siehste, das war alles deutlich. Das verstehe ich auch, obwohl ich kein junges Mädchen bin. Aber weshalb bist du denn da unglücklich? Du hast ja alles, was du brauchst. Der Mann, der dich morgen von hier entführt, ist doch da."

„Wieso? Wer denn?"

„Na, ich doch selbstverständlich!"

„Du?" Toinette schlug eine lustige Lache an. „Kasperle, du bist zu niedlich! Eben hast du mir erst sehr verständig geraten, ich soll dem Oberleutnant schreiben, ich wäre noch ein halbes Kind und jetzt bietest du dich zum Entführer an. Großartig! Was glaubst denn du, was du bist?"

„Na, denn nicht!" knurrte Kaspar, sprang von der Mauerbrüstung herunter und machte Miene, sich ohne Gruß zu entfernen.

Toinette erwischte ihn gerade noch am Rockzipfel. „Herrjeh, bist du schon wieder gekränkt?" Sie trat dicht vor ihn, legte ihre beiden Hände um seine Schultern, schaute ihm in die Augen und redete ihm freundlich zu wie ein Mütterchen. „Schau, lieber Bub, du mußt doch wirklich einsehen, daß wir uns wegen der Kinderei von damals keine Verpflichtung gegeneinander auflegen können. Ich bin ein heiratsfähiges Mädchen, und für mich wäre ein Herr so in den Dreißigern gerade der Richtige. Aber du bist doch noch lange kein heiratsfähiger Mann. Ehe du so weit bist, bin ich schon eine angesäuerte alte Jungfer."

„Was redest du denn immer so dumm vom Heiraten?“ platzte er wütend heraus. „Wenn man jung ist, hat man sich eben nur um die Liebe zu bekümmern.“

„Was willst du denn damit sagen?“ fragte sie naiv.

Und er mit verächtlichem Stirnrunzeln: „Ich dachte, du wolltest ein modernes Weib sein? Wenn du nicht mal den Mut zur Sünde hast, wird daraus wohl nichts werden.“

Toinette lachte unbefangen. „Warum denn Sünde? Ist denn Liebe ein Verbrechen?“

Kaspar zuckte ungeduldig die Achseln. „Ach, weißt du, mit dir ist wirklich gar nicht zu reden. Es scheint wirklich, daß noch gar kein Hauch der Moderne bis zu dir gedrungen ist.“

Toinette sah ihn verständnislos an. Und da versenkte er die Hände in die Hosentaschen, wandte sich achselzuckend ab und begab sich auf einen kleinen Solospaziergang der Mauer entlang. Toinette ließ ihm Zeit, sich über ihren Mangel an Modernität zu beruhigen, und es dauerte auch nicht lange, so kam er mit lebhaften Schritten wieder zu ihr.

„Du, ich habe eine Idee. Jean Jaques ist wieder unterwegs. Sein Auto steht zu meiner Disposition. Ich hole dich morgen früh zu einem großen Ausflug ab. Dazu wirst du ja wohl Urlaub kriegen.“

„Ach ja, natürlich,“ sagte Toinette. „Aber weißt du, nach meinen Erfahrungen von der ersten Fahrt mit dir habe ich Bange, mich dir anzuvertrauen.“

„Ach wo! Brauchst gar keine Furcht zu haben. Du mußt dich nur vernünftig zurecht machen — den Hut mit dem Schleier festbinden. Hast du einen Staubmantel oder so was überzuziehen?“

„O ja, das wohl.“

„Na also. Die Maschine beherrsche ich jetzt vollkommen. Das Ding läuft fein. Wir können in einem Tage bis Düsseldorf fahren."

„Herrjeh! So weit? Ich kann doch nicht über Nacht fortbleiben!"

„Warum denn nicht? Packe dir das Notwendige zusammen in ein kleines Köfferchen und dann . . . . Ach du, übrigens, da fällt mir ein — bei Königswinter wohnt ja Fräulein Oberkamp. Die können wir ja besuchen."

„Ach, das ist eine großartige Idee!" Nun ging Toinette mit Begeisterung auf den Plan ein. Sie verabredeten alle Einzelheiten und schieden dann in bester Freundschaft für diesen Abend.

Die Gräfin machte zwar ein etwas saures Gesicht zu Toinettens Bitte und sprach auch geradezu den Verdacht aus, daß es sich um einen Vorwand handelte, sich mit dem Oberleutnant zu treffen. Als ihr aber Toinette lachenden Mundes vorstellte, daß der eifersüchtige Kaspar doch gewiß der letzte wäre, der sich für solchen Zweck zum Vermittler hergeben würde, gab sie nach vielem Seufzen ihre Zustimmung.

Am andern Morgen um acht Uhr hielt das Auto vor dem Burgtor und ließ lockend seine lieblichen Hupentöne erschallen. Die Gräfin, Adam und die Köchin waren mit vors Tor gekommen, um die Abfahrt des Fräuleins mit dieser neumodischen Höllenmaschine zu schauen. Und die Greisin war so aufrichtig bekümmert wie ein gutes Huhn, das sein mitausgebrütetes Entlein zum erstenmal in den Teich hinausrudern sieht.

„Ach Gott, ach Gott, was hat man alles erlebt!" rief die alte Dame, sich über die feuchten Augen fahrend, „von der Portschäs' bis zum Auto! Wie ich so alt war wie du, waren wir noch auf unsere Eilpost stolz,

und jetzt schaffen sie wohl bald die Pferde ganz ab. Die stehen sich die Beine steif im Stalle und kriegen das Gnadenbrot — und all unsere alten Ideale und Gefühle und Vorstellungen auch. Ich komme mir auch vor wie ein alter Karossier. Am Ende werdet ihr mich noch zu Wurst verarbeiten, wenn auch das Gnadenbrot zu teuer wird. — Junger Mann, daß Sie mir mein Herzepuppele in acht nehmen! Wenn ihm was passiert, das überlebe ich nicht. Und diesen stinkigen teuflischen Ratterkasten traue ich nicht über den Weg."

„Keine Sorge, Frau Gräfin," versetzte Kaspar übermütig. „Das Ding hat keinen eigenen Kopf, scheut vor nichts und geht nicht durch. Jede Gefahr ausgeschlossen. Ich bürge Ihnen mit meinem Kopf für Toinette."

„Was tu' ich mit Ihrem Kopf, Herr Stilling!" wehrte die alte Dame ab, mühsam ihre Aufregung hinunterkämpfend. „Fahrt nur hin, junges Volk! Es muß euch wohl so im Blute liegen heutzutage, daß ihr am Leben vorbeirasen müßt."

Und dann umarmte sie ihr geliebtes Kind und empfahl es dem Schutze des Himmels, als wollte es sich in einer Nußschale auf den Ozean begeben.

Toinette setzte sich neben Kaspar auf den Vordersitz und dann ging die Fahrt los, ganz vorsichtig gebremst den abschüssigen Weg bis zur Chaussee hinunter. Toinette winkte fröhlich mit dem Taschentuch so lange noch ein Stein von ihrer Burg zu sehen war.

Sobald sie aber aus dem Orte heraus waren, stellte Kaspar die dritte Geschwindigkeit ein. Toinette begann es dabei schon angst zu werden, aber Kaspar lachte nur. „Das ist noch gar nichts, mein Engel. Wir haben noch eine vierte Geschwindigkeit. Die stelle ich ein, sobald wir gerade Strecke vor uns haben."

„Um Gottes willen nicht! Ich kann ja jetzt schon kaum atmen. Kaspar, ich bitte dich, sei doch gut. Sonst fahre ich nicht weiter mit — dann mußt du umkehren."

„Gibt's nicht, mein Engel. Mitgefangen, mitgehangen."

Und immer toller raste das ratternde Fahrzeug dahin. Als es um die erste Kurve ging, klammerte Toinette in ihrer Angst beide Arme um Kaspar, so daß er sie laut anschnauzen mußte. „Zum Donnerwetter, laß mich los! Wenn du mir in die Arme fällst, kann ich das Rad nicht regieren. Willst du vielleicht hier an der Felswand zerschmettert werden? Halt' dich doch am Sitz fest, dummes Ding!"

Sie war dem Weinen nahe und wimmerte: „Ach Kaspar, liebster Kaspar, sei doch barmherzig! Das ist doch kein Vergnügen, so wahnsinnig zu rasen. Bitte, bitte, kehr' doch um. Oder fahre wenigstens langsamer."

Er lachte höhnisch. „Bei einer Entführung nimmt man doch immer das schnellste Tempo."

„Mache bitte keine schlechten Scherze."

„Ei, woher denn? Ich entführe dich doch jetzt. Sitz' still, sage ich! Wehe dir, wenn du mich anrührst! Du hast nach dem Retter gerufen, der dich aus deiner elenden Gefangenschaft in dem alten Mauerloch erlösen soll — eh bien, schöne Prinzessin, hier ist er! Wir sitzen zusammen auf dem schnaubenden Renner, wie sich's gehört. — Aufgepaßt: Kurve! Festhalten!"

Toinette kreischte laut auf. Und ohne zu bremsen nahm der tolle Junge die Biegung. Mit knapper Not gelang es ihm, herumzukommen, ohne umzuwerfen oder über die tiefe Böschung weg in den Strom zu stürzen.

„Was schreist du denn, Mädel? Das ist doch lustig," lachte Kaspar, sobald die Gefahr vorüber war.

Die Straße führte jetzt unmittelbar am Strom, nur etwa drei oder vier Meter darüber erhöht, dahin und lief bis zum nächsten Bergvorsprung schnurgerade.

„Liebst du mich, Toinette?“ raunte Kaspar mit heißer Leidenschaft dem entsetzten Mädchen ins Ohr.

„Nein, nein, nein!“ knirschte sie hinter zusammengebissenen Zähnen hervor. „Du bist gräßlich! Du hältst dein Wort nicht. Ich hasse dich.“

„Liebst du mich, Toinette?“ wiederholte er. „Ich stelle jetzt die vierte Geschwindigkeit ein.“

Sie griff nach seiner Hand. „Nicht, nicht, nicht!“ schrie sie laut. „Ich flehe dich an, sei doch barmherzig!“

„Ich sage dir,“ schrie Kaspar, um das Geratter des Wagens zu übertönen, „ich liebe dich wahnsinnig! Und ich lasse dich nicht. Ich nehme dich jetzt mit mir in die Welt. Wir kommen heute noch über die Grenze. Und wenn mir mein Vater kein Geld geben will, dann werden wir arbeiten. Und du wirst mein Schicksal teilen, wenn du mich liebst. Hörst du?“

„Kaspar, du bist ja wahnsinnig!“

„Schon möglich — wahnsinnig vor Liebe. Jetzt sage endlich, daß du mich liebst, sonst — vierte Geschwindigkeit! Damit kommen wir nicht um die Nase da herum. Entweder an den Fels oder in den Rhein. Liebst du mich?“

Keine fünfzig Meter vor ihnen ragte die mächtige Felsmauer fast senkrecht in die Höhe und neben ihnen rauschte der gewaltige Strom, der hier an seiner engsten Stelle, dicht vor dem Loreleifelsen, kreiselte und quirlte, als hätte er knapp eine Tagesreise von den Alpen her hinter sich. Da klammerte sich Toinette fest an die Lehne, schloß die Augen und rief: „Ja — ja — ja — alles, was du willst!“

Da lachte der wilde Junge triumphierend auf, setzte die Bremse in Tätigkeit und stellte die zweite Geschwindigkeit ein. Glatt nahmen sie die scharfe Kurve, und jenseits der gefährlichen Stelle ging es in gemütlichem Tempo weiter.

Er stieß sie neckend mit dem Ellbogen an. „Na Schatz, schau' dich doch um. Ist das nicht schön? Einen köstlicheren Tag hätten wir zu unserer Hochzeitsreise gar nicht erwischen können. Brauchst gar keine Angst mehr zu haben. Wenn du mich liebst, bin ich ganz friedlich. Du hast das Tempo in deiner Hand. Liebst du mich?"

„Ja, Kaspar, ja," sagte sie, ganz demütig in ihrer jammervollen Angst.

Und nun ging die Fahrt in flottem Tempo, aber ohne halsbrecherische Verwegenheit weiter von Ort zu Ort, von Stunde zu Stunde. Er fuhr ohne anzuhalten durch Koblenz durch und vergönnte ihr erst eine Stunde später in einem kleinen Nest eine Frühstückspause. Aber er ließ sie keinen Moment aus den Augen. Auch als er die Maschine untersuchte und neues Benzin auffüllte, mußte sie dabei stehen und durfte sich nicht von der Stelle rühren. Während der Mahlzeit wagte sie kein Wort zu sprechen, aber daß ihr von Zeit zu Zeit eine Träne über die Wange rann, vermochte sie nicht zu verhindern.

„Was heulste denn bloß, Mädel?" flüsterte er ihr grimmig zu. „Die Leute schauen ja her."

Und sie flüsterte zurück: „Laß sie schauen. Es ist einfach schändlich, wie du mich behandelst. Wo willst du denn hin mit mir?"

„Na, über die belgische Grenze, denke ich."

Und Toinette lauter werdend: „Nein, nein, nein, ich tu's nicht. Wenn du dein Wort halten willst und mich zu Erdmute bringen, dann will ich weiter mit dir fahren und nichts sagen von deiner Schändlichkeit."

„Toinette, was fällt dir denn ein? Nicht so laut, sage ich. Die Philister spitzen schon die Ohren."

„Mir ganz gleich," knirschte sie mit bebenden Lippen und griff dabei nach dem Brotmesser, dessen Schärfe er eben erst beim Abschneiden einer Brotschnitte gelobt hatte. „Hier auf der Stelle schneide ich mir vor allen Leuten die Kehle durch, wenn du mir nicht dein heiliges Ehrenwort gibst, mich sicher zu Erdmute zu bringen."

Er tat einen raschen Griff nach ihrem Handgelenk, um ihr das Messer zu entwinden, aber sie war geschwinder als er und hatte es schon unter der Tischplatte geborgen.

Die Gäste am Nachbartisch waren wirklich schon auf das Pärchen aufmerksam geworden und steckten tuschelnd die Köpfe zusammen.

Toinette beugte sich ganz dicht an den wütend an seinen Lippen nagenden Kaspar heran und flüsterte ihm ins Ohr: „Was hättest du davon, wenn du mich mit brutaler Gewalt über die Grenze schleppen wolltest? Ins Gefängnis würdest du dich bringen. Das sage ich dir: in jeder Stadt, durch die wir kommen, erhebe ich ein mörderliches Geschrei, bis die Polizei dich abfaßt. Also willst du dein Ehrenwort geben?"

Er ballte die Fäuste und schnauzte sie kurz an: „Meinetwegen, temperamentloses Ding, du!"

Ihre Drohung hatte ihn doch ernstlich eingeschüchtert. Er wagte kein dreistes Wort, keine gewaltsame Überrumpelung mehr, sondern führte sie sicher nach Königswinter. Es war am Spätnachmittag, als sie am Institut Oberkamp die Glocke zogen. Sie gaben dem Mädchen ihre Namen an. Eine Minute später stand Erdmute auf der Schwelle ihres Hauses, und Toinette stürzte sich, in einen heißen Tränenstrom ausbrechend, schluchzend und lachend durcheinander ihr um den Hals.

„Ihr, Kinder?!“ rief Erdmute vor Erstaunen überwältigt. „Ja, was ist denn? Toinette, mein Liebling, was hat's denn gegeben? Fasse dich doch! Um Gottes willen, bist du krank?“

„Frage mich nicht. Bringe mich zu Bett. Setz' dich zu mir. Gib mir deine Hand. Morgen sage ich dir alles.“



Neunzehntes Kapitel.

Die Gräfin Jugenheim hatte den ganzen Tag in zitternder Unruhe um ihren Liebling zugebracht. Böse Ahnungen quälten sie, und aus ihrem Nachmittagsschlummer hatte sie ein greifbar deutlicher Traum von einem Unglücksfall aufgeschreckt. Abends um zehn, als Adam just das Tor für die Nacht schließen wollte, langte ein Telegramm an, in dem Fräulein Oberkamp die glückliche Ankunft der beiden jungen Leute mitteilte und gleichzeitig die Bitte um Urlaubsverlängerung um einige Tage für Toinette aussprach. Die Gräfin atmete wie erlöst auf und depeschierte am andern Tage zurück, Toinette dürfe gerne noch zwei Tage ausbleiben. Am dritten Tage aber traf statt des Fräuleins selber ein Brief ein, der folgendermaßen lautete:

„Chère petite grandmaman!

Ich danke Dir sehr, daß Du so freundlich warst, mir noch zwei Tage hier bei meiner geliebten Erdmute zu bewilligen. Aber damit ist es nicht getan — ich muß Dir heute mit einer weit größeren Bitte kommen. Ich fühle, ich stehe vor einer nervösen Krise. Erdmute meint es auch. Ich sei ganz aus dem seelischen Gleichgewicht gebracht, sagte sie. Und ich weiß, daß das nicht nur durch die Aufregung der Fahrt kommt — Kaspar ist nämlich streckenweise wie ein Wahnsinniger darauf

los gerast — sondern es steckt schon lange Zeit in mir — offen gestanden seit der Blamage in Ippesheim. Du wirst es ja auch empfunden haben, geliebtes grandmamichen, daß ich diese ganze Zeit über nicht mehr wie früher zu Dir war. Ich konnte beim besten Willen nicht, wenn ich mir auch immer vorzuhalten versuchte, daß Du es gewiß gut mit mir gemeint hast. Und dann kam noch die Geschichte mit dem Herrn von Frerich dazu. Daß diese beiden Affären mein Herz mit Bitterkeit erfüllen mußten, wirst Du doch wohl begreifen, wenn Du vielleicht auch von Deinem Standpunkt aus meinen Groll unverständlich nennen magst. Aber so in dem einsamen alten Schlosse ohne Freunde, mit denen man sich aussprechen kann, ohne Altersgenossen zur Gesellschaft und ohne Ablenkung durch eine richtige Arbeit, allein mit dem Menschen zu hausen, den man für die Ursache seines Unglücks hält, das kann unmöglich guttun. Ich weiß nicht, wozu die krankhafte Gereiztheit mich noch treiben könnte, unter der ich in den letzten Wochen gelitten habe. Aus diesem Grunde — wirklich nur aus diesem, damit mein gutes grandmamichen wieder ein freundliches und gehorsames Nichtchen bekomme, bitte ich Dich von Herzen, laß mich ein paar Wochen hier. Für ein krankes Gemüt kann es keine bessere Kur geben, als unter Fräulein Oberkamps Anleitung arbeiten zu lernen. Ihr Institut ist wundervoll, auf ganz neuen Erziehungsgrundsätzen beruhend. Die Knaben und die kleinen Mädchen hier — viele sind es ja noch nicht, aber für den nächsten Winter sind wieder neue angemeldet — sind wirklich wie lauter Geschwister untereinander und verehren in Fräulein Oberkamp ihre Mutter. Dabei wird ihnen nicht nur Lernstoff ins Gehirn gepfropft, sondern sie werden an Leib und

Seele durch Liebe und verständige Anleitung zu tüchtigen und glücklich harmonischen Menschen geformt. Nun will es der Zufall, daß gerade die Mademoiselle, die den französischen Unterricht gibt, erkrankt ist und auf ein paar Wochen zu ihrer Erholung fortgeschickt werden mußte. Da soll ich nun aushilfsweise an ihre Stelle treten. Liebste, beste grandmaman, eine Gelegenheit wie diese, unter Anleitung von Erdmute zu lernen, was ideale Kindererziehung heißt, darf ich nicht versäumen. Diese Wochen werden mir einen Gewinn fürs Leben bedeuten. Ich bin überzeugt, daß auch Du das einsehen und mir freudig Deine Zustimmung geben wirst. Bitte sende mir also meinen neuen Reisekoffer mit Wäsche und Garderobe für vier bis sechs Wochen umgehend hierher. Wenn ich gesund an Leib und Seele zu Dir zurückkehre, sollst Du wieder, das verspreche ich Dir, Deine Freude haben an Deiner Dich innig liebenden

Toinette de Rège."

Je weiter die Gräfin in der Lektüre dieses Schreibens gelangte, einen desto röteren Kopf bekam sie. Und als sie damit fertig war, bearbeiteten ihre schwachen Fäustlein die Platte ihres Schreibtisches wie ein Paukenfell. Sie fluchte wie ein Korporal aus der guten alten Zeit der hohen Tschakos mit den mächtigen Kanonenwischern darauf. „Himmelkreuz heiliges Gift und Oppement nochmal! Fräulein Oberkamp — Erdmute hinten und vorn, und mitten drin nichts wie Erdmute. Diese Schlange, hat sie mir doch das Mädelchen ganz und gar umwickelt! Ich kann sehen, wo ich bleibe. Ich soll es krank gemacht haben! Die Person schreibt einfach sechs Wochen Erholung in ihrem Hause vor. Wie komme ich dazu? Will ich mein Kind französische Gouvernante werden lassen?"

So tobte sie in lautem Selbstgespräch noch eine ganze Weile weiter. Dann nahm sie den Brief wieder vor, und jedesmal, wenn sie auf den Namen der verhaßten Nebenbuhlerin stieß, lief ein Zittern über ihren ganzen Körper, und sie hielt jedesmal ein Weilchen inne, um sich auszuknurren. Sie brachte es aber doch nicht fertig, gleich eine Antwort aufzusetzen. Die Hände zitterten ihr so vor Aufregung, daß sie die Feder nicht zu führen vermochte. Und so verschob sie es denn auf später. Sie griff nach ihrem Stock, wanderte ruhelos im ganzen Hause herum, fand überall haarsträubende Unordentlichkeiten und ließ ihre üble Laune gründlich an den beiden Dienstboten aus. Am andern Morgen nach dem Frühstück setzte sie sich wieder an den Schreibtisch; aber es wollte ihr nicht gelingen, den richtigen Ton zu finden. Schimpfen, wie ihr ums Herz war, das ging nicht, denn dann würde diese gerühmte Erdmute mit ihrem verwünschten überlegenen Lächeln sie für eine ungebildete alte Person erklären. Toinette schrieb einen so flüssigen gewandten Stil — gewiß hatte ihr diese superkluge Gouvernante dabei geholfen. Die alte Dame bekam vor dieser Antwort eine Angst wie vor einer Examenarbeit. Sie sah die gescheite Lehrerin mit der roten Tinte darübersitzen und ihr die Stilfehler anstreichen. Mit der neuen Rechtschreibung wußte sie auch nicht Bescheid. Sie stocherte sich eine halbe Stunde lang mit dem Federhalter in dem dünnen silbernen Scheitel herum; das war alles, was sie vorläufig zu leisten vermochte. Dann klingelte sie dem Mädchen und gab mit stumpfer Ergebung in ihr Schicksal den Befehl, den Reisekoffer herunterzuholen. Sie suchte selbst aus Toinettes Schrank und Kommode Wäsche und Kleider zusammen und ließ das Mädchen einpacken; aber nicht allzuviel, bloß was

eine bescheidene junge Dame so etwa für vierzehn Tage nötig hat. Die paar Sachen füllten den Koffer noch lange nicht aus. Da ließ sie alles wieder herausnehmen und in einen großen Karton verpacken. Und während das Mädchen den postfertig machte, kam ihr plötzlich eine Erleuchtung. Sie verfügte sich hurtig an ihren Schreibtisch und kritzelte mit hastiger Feder ihre Antwort aufs Papier.

„Meine geliebte Puppe!

Für gar so dumm darfst Du mich nun auch nicht halten. Mit Deiner Schwärmerei für die ideale Kindererziehung nach nagelneuen Grundsätzen streust Du mir keinen Sand in die Augen. Und was Du von der Blamage in Ippesheim sagst, das geht doch mehr mich an als Dich. Wenn eine junge Dame Deines Standes von nervösen Störungen alteriert wird und über ihren Seelenzustand tiefsinnige Betrachtungen anstellt, dann heißt es immer: cherchez l'homme! Du bist bloß deswegen so böse auf mich, weil ich mit Deinem Leutnant so derb abgefahren bin. Ich gebe zu, die Form war schroff. Wenn Dein Ehrgeiz wirklich nicht höher strebt, so habe ich am Ende kein Recht, Dir das momentan Erreichbare zu mißgönnen. Ich werde mich also bei dem Herrn von Frerich exküsieren und ihn bitten, uns recht häufig seine angenehme Gesellschaft zu schenken. Die Gelegenheit, ihn besser kennen zu lernen, sollst Du also wenigstens haben. Du brauchst mir nur zu telegraphieren, wann Du kommst, dann lade ich ihn gleich zum folgenden Tag zum Diner ein. Nun siehst Du, was Du für eine gute grandmaman hast. Während ich mein Mittagsschläfchen halte, könnt ihr ja dann auf den Söller

steigen und Euch über die ideale moderne Kindererziehung unterhalten.

Es küßt Dich herzlich

Deine Dich innig liebende
Euphemia Jugenheim."

Ohne es noch einmal durchzulesen, steckte sie das Briefchen in den Umschlag, leckte es zu und brachte mit Sorgfalt ihr großes Wappensiegel darauf an. Dann rieb sie sich vergnügt die Hände und murmelte schadenfroh vor sich hin: „So, Fräulein Erdmute, jetzt wollen wir einmal sehen, was Sie gegen einen Oberleutnant mit blondem Schnurrbart und ernsthaften Absichten ausrichten!"

Das Mädchen mußte den Karton noch einmal öffnen, um den Brief hineinzutun und dann damit zur Post eilen.

Von Tag zu Tage wartete die Gräfin mit fieberhafter Ungeduld auf ein Telegramm aus Königswinter, das ihr Toinettens Ankunft melden sollte. Aber es verging eine ganze Woche, ohne daß irgendein Lebenszeichen eintraf. Und dann war es wieder ein ausführlicher Brief, in welchem Toinette ganz begeistert von ihrer herrlichen Tätigkeit berichtete und den Wunsch aussprach, sich ganz und gar dem Berufe der Erzieherin zu widmen, vorausgesetzt, daß es im Sinne der von Erdmute gegründeten Anstalt geschehen könnte. Ganz zum Schluß kam dann erst eine kurze Bemerkung über ihren soi-disant Verlobten.

„Mit Herrn von Frerich war das doch eigentlich nur eine Überrumplung. Es ist mir ganz recht, wenn ich längere Zeit nichts von ihm höre und sehe, dann werde ich ihm bei gesellschaftlichen Begegnungen im Winter ganz unbefangen entgegentreten können. Und dann werden wir ja sehen." Das war alles.

Die Gräfin war einfach wütend über das undankbare verführte Kind und dachte im ersten Zorn daran, sich auf die Eisenbahn zu setzen und es persönlich heimzuholen. Andern Tags aber war ihr dieser Entschluß wieder leid. Sie fühlte sich solchen Aufregungen doch nicht mehr gewachsen. So würgte sie denn ihren Groll hinunter und nahm sich vor, das böse Ding durch Schweigen zu strafen. Wenn sich Toinette nicht bald auf ihre Pflicht besann, so wollte sie den Notar kommen lassen und ihren ganzen Besitz der Kirche vermachen. Da sie es mit dem guten alten Benefiziaten wieder einmal verdorben hatte, ließ sie sich den Kaplan kommen. Nicht so sehr, um mit ihm fromme Bußübungen zur Vorbereitung eines christlichen Abscheidens vorzunehmen, als vielmehr, um ihm ihre Memoiren in die Feder zu diktieren. In eigensinniger Versessenheit rannte sie sich in die Einbildung fest, daß sie der Welt dieses Dokument schuldig sei, und daß die Abwesenheit jeder Ablenkung als glücklicher Umstand zu begrüßen sei, der dem großen Werk nur förderlich sein könnte. Im Grunde ihres Herzens aber litt die Greisin entsetzlich unter der völligen Vereinsamung ihres Gemüts, und auch ihr Verstand versagte allmählich immer häufiger den Dienst. Auf Tage und Stunden, in denen sie von einer geradezu krankhaften Schwatzsucht befallen wurde und dem verwirrten Kaplan mit größter Zungenfertigkeit pikante oder boshaft witzige Anekdoten aus ihrem Leben zum besten gab, wechselten solche ab, wo sie vergeblich nach den einfachsten Worten suchen mußte und den erstaunten Dienstboten mit wunderlichem Eifer gänzlich unverständliche Befehle erteilte.

Eines schönen Tages zu Anfang Juli empfing die Raugräfin den Besuch des Herrn Ortsvorstehers von Raueneck. Sie befand sich juſt bei möglichst schlechter

Laune, denn es war an dem Morgen eine Karte von Toinette gekommen, in der sie, statt ihre bevorstehende Ankunft anzuzeigen, vielmehr mitteilte, daß sie noch einige Wochen bei ihrer geliebten Erdmute zu verweilen gedenke, weil die Krankheit der Mademoiselle sich unerwartet in die Länge ziehe. Die Dienstleute anbrummend und leise vor sich hin schimpfend war die Gräfin schon mehrere Stunden ruhelos in ihren sämtlichen Gemächern herumgehumpelt. Und da der Ortsvorsteher einer ihrer Pächter war und den Quartalszins noch nicht bezahlt hatte, durfte er sich auf einen besonders freundlichen Empfang gefaßt machen.

Mit einem tiefen Bückling näherte sich Herr Valentin Rindskopf, welchen schönen Namen der Podesta von Raueneck führte, der gefahrdrohend dreinblickenden Schloßherrin und begann auf die Frage nach seinem Begehr ein etwas zaghaftes Gestotter. „Es ist eine — wie soll ich sagen — etwas heikle Angelegenheit, gnädigste Frau Gräfin, die mich herführt. Es ist mir sehr leid, daß ich Hochdieselbe damit belästigen muß, aber . . . .“

„Ach larifari!“ unterbrach ihn die Greisin unwirsch. „Machen Sie keine Dinge — keine Ambulanzen, Sie wissen schon. Wollen wieder nicht zahlen, was?“

„Nein, nein, gnädigste Frau Gräfin, das ist es diesmal nicht,“ verteidigte sich Herr Rindskopf eifrig. „Die Zahlung erfolgt übermorgen — auf Wort! Diesmal ist es sozusagen eine — eine hochpatriotische Angelegenheit, die mich herführt.“

„So? Was Sie sagen! Oho, da bin ich neugierig! Ihr seid ja alle keine — keine solchen (es gelang ihr nicht, die beiden Silben „Patri“ herauszubekommen. Sie ersetzte sie durch ein Räuspern und fügte ein laut hervorgestoßenes „ioten“ daran) hier. Preußen seid ihr in

meinen Augen. Verdammte Preußen — jawohl Preußen, Preußen, Preußen!"

Der Ortsvorsteher erhob ängstlich abwehrend die Hände. „Oh, oh, wie können gnädigste Gräfin nur ... Ich, für meine Person wenigstens — als was man geboren ist, das vergißt man doch nicht, und das Herz bleibt sozusagen blau-orange. Aber deswegen kann man doch ein guter Patriot für das Deutsche Reich sein. Ich bin anno 70/71 mit gewesen und habe mir das Eiserne Kreuz erkämpft — und die Germania steht doch gerade über unserem Orte—wir halten hier die Wacht am Rhein, gnädige Frau, und da wäre es doch meiner Meinung nach eine Schande, wenn wir nicht gute Deutsche sein wollten."

„Ach papperlapapp!" fuhr die Gräfin auf, „wozu erzählen Sie mir das? Geht mich nichts an, das Deutsche Reich."

„Ja, es tut mir leid," hub der Ortsvorsteher wieder an, einen energischen Anlauf nehmend, „aber ich muß gnädigste Frau Gräfin darauf aufmerksam machen, daß morgen Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit der Kronprinz des Deutschen Reiches mit Gefolge und mit den Herren Borussen aus Bonn hier durchkommt. Als Ortsvorsteher habe ich für einen würdigen Empfang zu sorgen. Wir errichten eine Ehrenpforte am Eingang des Ortes und sämtliche Häuser werden im Flaggenschmuck prangen. Daher wollte ich gnädigste Frau Gräfin persönlich und amtlich ersuchen, sich bei dieser Gelegenheit nicht auszuschließen."

„Ei Potztausend!" fuhr die alte Dame auf, „Sie wollen wohl gar, ich soll einen schwarz-weiß-roten Lappen aushängen?"

„Allerdings. Es würde doch hier zu sehr auffallen, wenn justament unser Schloß nicht flaggen wollte."

„Ist mir tout égal. Ich besitze nur blau-orange. Das will ich meinetwegen dem jungen Herrn dicht vor der Nase baumeln lassen. Und wenn er fragt, wer ihm die Ehre erweist, dann sagen Sie ihm nur, das wäre die verwitwete Großherzogin von Gerolstein."

Herr Rindskopf starrte ganz entsetzt die ihn mit boshaften Augen anfunkelnde Greisin an. Ja wahrhaftig, die Leute hatten recht mit ihrem Gemunkel. Es war nicht mehr richtig mit der Alten, wenn sie sich schon selber für die Großherzogin von Gerolstein hielt. Er zuckte die Achseln und zog sich verzagt zurück. Dann aber trat er doch wieder einen Schritt vor und wagte den Vorschlag, daß die gnädige Frau sich doch vielleicht in die abgelegene Villa des verstorbenen Hauptmanns Berenbruch zurückziehen könnte, bis der Trubel vorbei sei. Er würde dann selbst dafür sorgen, daß das Unerläßliche geschähe, und die Frau Gräfin brauchte davon nichts zu wissen.

„Ich lasse mir keine Vorschriften machen," brauste die alte Dame auf. „Ich bleibe, wo ich bin und wo ich hingehöre bis zu meinem letzten . . . ." Mit äußerster Anstrengung würgte sie nach mehreren vergeblichen Anläufen das Wort „Atemzug" heraus. „Kein Kronprinz und kein Kaiser vertreibt mich von hier. Punktum— Streusand! Empfehle mich."

Da blieb dem Beherrscher von Raueneck freilich nichts anderes übrig, als unverrichteter Sache wieder abzuziehen. Er verfügte sich in seiner Kümmernis zu dem Herrn Benefiziaten Wackes. Und da heckten die beiden Männer auch einen Plan aus, wie sie ohne Vorwissen der rabiaten Schloßherrin die Ehre von Raueneck retten und einen unliebsamen Anstoß bei dem jugendlichen Thronfolger vermeiden könnten.

Aber auch für die Raugräfin war die Angelegenheit mit dem Abzug des Ortsvorstehers keineswegs erledigt. Den ganzen Tag über quälte sie ihr armes verwirrtes Hirn ab, um sich darüber klar zu werden, wie sie in ihrer Eigenschaft als verwitwete Großherzogin von Gerolstein bei dieser Gelegenheit sich zu verhalten habe. Die fixe Idee, daß sie tatsächlich bis zum Jahre 66 den gerolsteinschen Thron mit ihrem hohen Gemahl geteilt habe, hatte sich ihrer erst in allerletzter Zeit bemächtigt. Und unter dem Zwange dieser Idee brütete sie nun Stunde auf Stunde finster vor sich hin. Sie ließ ihre Mittagsmahlzeit unberührt hinaustragen und sättigte sich um die Vesperzeit mit mehreren Tassen Schokolade, die sie, trotzdem sie ganz allein war, mit einer wunderlichen Ziererei austrank. Von Zeit zu Zeit lachte sie unheimlich vor sich hin. Noch nie hatte ihr Raubvogelgesicht einen so scharfen, boshaften Ausdruck gehabt, noch nie ihre dunklen, beweglichen Augen in so triumphierender Entschlossenheit geleuchtet! Sie war jetzt mit sich ins Reine gekommen. Sie betrachtete es wie eine Erleuchtung von oben; der Kronprinz des Deutschen Reiches war vom Schicksal in ihre Hand gegeben. Ihre feste Burg beherrschte die Landstraße, auf der er mit seinen jugendlichen Kommilitonen, umbraust von dem Jubel eines schmachvoll vergeßlichen Volkes, dahinziehen sollte. Aber nicht lebendig sollte der Urenkel des Räubers von 66 an diesem letzten festen Bollwerk deutscher Treue vorüberkommen! Der Geist des vertriebenen Landesherrn, ihres edlen hohen Gemahls, rief sie auf zur Rache. Sie würde das Werk vollenden. Der jugendliche Hohenzollernsproß war in ihre Hand gegeben. Und ihre Hand sollte nicht zittern, trotz ihrer 78 Jahre!

Sie rief sich den alten Adam herbei.

„Adam, hast du gehört? Morgen kommt der Kronprinz von Deutschland hier durch, hehe! Wir müssen jubilieren. Heissasa! Verstanden?“

Über des alten Männchens faltiges Gesicht huschte ein freudig erstauntes Lächeln. „Frau Gräfin wollten wirklich? Der Herr Ortsvorsteher hat mir schon gesagt, wir sollten eine deutsche Fahn' auf dem Turm hisse'.“

„Ach was, der Rindskopf hat nix zu sagen! Wir hissen unsere Landesfarben; aber — die alte Kanone, den Böller, kannst du reinigen, verstanden? Und tüchtig laden. Kein Pulver sparen, hörst du? Ich habe noch davon. Ich gebe dir.“

Und während sie geschäftig aus der Kommode das Pulverhorn des hochseligen Großherzogs hervorsuchte, rief der alte Adam: „Ei, so wolle die Frau Gräfin Salut schieße lasse? Ja, des freit mich als doch. Ei, da wird der Herr Kronprinz die Ohre spitze! Die Bauern hawe doch all kä Kanone. Des will ich schon besorge, daß des mordsmächtig bummse soll.“ Und mit knabenhaftem Eifer nahm er das Pulverhorn in Empfang und trollte sich eilig hinaus, um sich über das alte vergrünspante Geschütz herzumachen.

Die Raugräfin hatte ihr Gehirn tagsüber dermaßen mit Denken ermüdet, daß sie in dieser Nacht fester und ausgiebiger als seit längerer Zeit schlief. Die Sonne stand schon hoch, als sie am andern Morgen erwachte. Es war ein Sonntag, und zwischen elf und zwölf Uhr wurde die Ankunft des Kronprinzen erwartet. In aller Runde erklangen die Glocken von diesseits und jenseits des Rheines in fröhlichem Durcheinander lärmend zusammen und riefen zum Hauptgottesdienst. Da wandelte die Gräfin ein starkes Gelüst an, noch einmal die Kirche zu besuchen, die sie seit Jahren nicht mehr betreten hatte.

Sie klingelte der Köchin und hieß sie das Staatsgewand herbeibringen, in welchem sie der Ippesheimer Durchlaucht ihre Aufwartung gemacht hatte. Und dann mußte ihr die ungeschickte alte Person beim Ankleiden helfen. Das ungeduldige Schelten der alten Dame beschleunigte das Verfahren keineswegs, aber schließlich steckte sie doch glücklich drin in der prächtigen hellen Robe, alle Haken waren richtig geschlossen und alle Bänder festgebunden. Da keine Zeit mehr für eine Frisur zu verschwenden war, so versteckte sie ihr weißes Haar völlig unter einer frisch gewaschenen Spitzenhaube und so schritt sie, von Adam im Frack, Kniehosen und Zylinder geleitet, feierlich zur Kirche. Ein ungemein eindrucksvolles Bild altmodischer Vornehmheit.

Die Predigt war schon vorbei, doch kam sie gerade noch zum Hochamt zurecht. Ihr Eintritt in das so lange verödete Herrschaftsgestühl, in welchem Adam erst den fingerdicken Staub vom Sitzpolster und von dem Betbänkchen mit seinem Sacktuch entfernen mußte, erregte ein solches Aufsehen, daß die ganze Gemeinde mit starrer Neugier ihre Blicke und Gedanken vom Hochaltare weg und der seltsamen Schloßherrin von Raueneck zuwendete. Der Herr Benefiziat selber, der das Hochamt zelebrierte, ertappte sich auf allerlei Zerstreutheiten. Der Herr Kaplan setzte mit den Responsorien falsch ein, der Meßnerbub verklingelte sich, und der Organist vergaß das Kalkantenzeichen zu geben, so daß er keinen Wind im Werke hatte, als er mit dem Offertorium einsetzen sollte.

Die Raugräfin erfüllte vorschriftsmäßig alle Gebräuche, dispensierte sich, wozu ihre Gebrechlichkeit sie wohl berechtigt hätte, von keinem Kniefall, und als das Allerheiligste gezeigt wurde, senkte sie demütig das trotzige Geierköpfchen, schlug sich an ihre Brust und murmelte

fortwährend, wie sie es schon fast während des ganzen Hochamtes getan hatte, wie eine gänzlich zerknirschte Sünderin vor sich hin: „Mea culpa! Mea maxima culpa!“ Und als die heilige Handlung vorüber war, blieb sie immer noch auf den Knien liegen und erflehte in eintönigem Gemurmel die Hilfe aller Heiligen beiderlei Geschlechts, deren Namen ihr gerade einfielen. Der Benefiziat hatte bereits in der Sakristei das Meßgewand abgelegt und der Herr Organist sein Nachspiel, das er heute besonders wirksam und kunstvoll zu gestalten sich bemühte, endlich mit einem triumphierenden Fortissimo zum Abschluß gebracht — und noch immer kniete die Gräfin Jugenheim auf ihrem verstaubten, mottenzerfressenen Betschemel. Der Benefiziat war ganz aufgeregt. Der unvermutete Kirchenbesuch der eigensinnigen Greisin mußte etwas ganz Besonderes zu bedeuten haben. Ob sie vielleicht beichten wollte? Er verfügte sich zu seinem Beichtstuhl und blieb wartend davor stehen. Niemand sonst aus der ganzen Gemeinde dachte daran, heute zu beichten, denn alt und jung war mit allen Sinnen bei dem Ereignis des Tages. Und auch die beiden geistlichen Herren, die an der Spitze der Schuljugend Spalier bilden wollten, hatten es heute besonders eilig, nach Hause zu kommen. Aber eine Seele in Not zu lassen, ging freilich nicht an, noch dazu eine Seele, die so von ungerechtem bitterem Haß erfüllt war, und überdies in jedem Augenblick zur Rechenschaft vor den Thron des Höchsten gefordert werden konnte.

So harrte denn der wackere Benefiziat aus, bis die Raugräfin sich endlich mühsam von ihrer langen Bußübung wieder aufgerichtet hatte und, von ihrem klapprigen Diener würdevoll gestützt, schlurrenden Schrittes als Letzte das Gotteshaus verließ. Der Pfarrer tat ein paar

rasche Schritte auf sie zu, um ihr einige freundliche Worte zu sagen, aber sie winkte ihm schon von weitem ab und humpelte gesenkten Hauptes davon. Vor der Kirche wartete doch noch eine ganze Menge Neugieriger, um die für die Jugend schon fast sagenhafte Raugräfin in ihrem ungewohnten Feststaate zu bestaunen. Und sie schritt durch die Schar der Gaffer wie eine geborene Fürstin, stolz und gebieterisch trotz ihrer gebeugten Haltung, und das leutselige Kopfnicken in Erwiderung der dargebrachten stummen Grüße hätte ihr in solch hohem Alter kaum eine wirkliche Großherzogin so gut nachgemacht.

Der kurze Weg bis zur Burg bedeutete für die Greisin eine sehr erhebliche Anstrengung, und als sie endlich oben anlangte, schien sie am Ende ihrer Kräfte zu sein. Sie ließ sich eine Flasche von ihrem besten Schloßabzug, 93er Auslese, heraufholen, rückte sich den bequemsten Sessel gerade vor das Ölporträt ihres hochseligen Herzensgebieters und trank ihm in stummer Huldigung zwei Römer voll des köstlichen goldnen Rebensaftes zu. Dann neigte sie das greise weißumrahmte Köpfchen in die Lehne des Sessels zurück und schaute wie verklärt hinauf zu dem Bilde ihres Herrn. In ihrem glänzenden starren Blick lag ein fanatisches Gelöbnis ausgedrückt. Die Balkontür stand weit auf. Der warme Sonnenglanz flutete voll herein und brach sich in blendenden Reflexen in den Falten ihres seidenen Gewandes.

Eine halbe Stunde mochte sie, träumend oder wach bewußt, ihrer wahnsinnigen Tat nachbrütend so dagesessen sein, als ein erneutes Zusammenklingen der Glocken von nah und fern sie emporschreckte. Sie griff nach ihrem Krückstock, verfügte sich an den Schreibtisch, schaute auf die Pendule, die auf der Konsole darüber stand, und sah, daß sie schon halb zwölf zeigte. Da erschrak sie, kramte

aus der Schreibtischschublade einen dort verborgenen, fest in Papier gewickelten Gegenstand hervor, den sie hastig in ihre Kleidertasche versenkte, dann holte sie einen tiefen Seufzer herauf und machte sich eilig auf den Weg, durch Toinettens beide Stübchen, über den schmalen Korridor bis zu dem Turmeingang; und dann begann sie, langsam Stufe für Stufe mühselig erklimmend und aller Minuten mit heftigem Herzklopfen nach Atem ringend, die ausgetretene steinerne Wendeltreppe hinaufzusteigen.

Der alte Adam traute seinen Sinnen nicht, als er plötzlich aus der Falltür die weiße Haube seiner Herrin auftauchen sah. „Frau Gräfin hier oben!" rief er schier entgeistert. Und dann reichte er ihr die Hand entgegen und half ihr vollends auf die Plattform hinauf.

Völlig erschöpft, alle Pulse fliegend und schwer keuchend, taumelte die Greisin gegen eine Zinne und klammerte sich mit beiden Händen an das Mauerwerk an, um nicht hinzustürzen. Aber dennoch hatte sie beim ersten Blick nach oben bemerkt, daß der Flaggenmast leer war. Mit ihrem letzten Atem knurrte sie den erschrockenen alten Diener an: „Die Flagge! Wo?"

„Wir hawe doch kä deutsche Fahn'," stammelte Adam verlegen.

Und die Gräfin keuchte pfeifend: „Unsere Farben, Esel! Sofort! Holla!" Ihr gebieterischer Blick duldete keinen Widerspruch, und das alte Männchen verschwand gesenkten Hauptes durch die Falltür.

Ganz allmählich kam die Greisin wieder zu Atem. Sie richtete sich in die Höhe, tastete sich an dem Mauerwerk und den zwischen den Zinnen angebrachten eisernen Stäben entlang, um die Aussicht nach der Landstraße zu gewinnen. Aber sie konnte nicht hinunterschauen — ihr schwindelte, und vor ihren Augen tanzten große bunte

Flecken, von schwarzen fadenförmigen Gebilden wunderlich durchzuckt. Es dünkte ihr eine Ewigkeit, bis der alte Mann mit der gerolsteinschen Flagge zurückkehrte.

Für Adam war es auch keine Kleinigkeit, mit den wackeligen Beinen die steile Turmtreppe so rasch hinunter und gleich wieder hinaufsteigen zu müssen. Ganz atemlos keuchte er: „Ach Frau Gräfin, gnädigste Frau Gräfin, lasse Se doch bloß heut' die Fahn' weg. Soll uns denn die Polizei übern Kopp komme?"

„Meine Sach'. Tu, was ich dich heiße. Zieh auf!"

Vor dem strengen, starren Blick gab es kein Entrinnen. Am ganzen Leibe zitternd, unter asthmatischem Husten und Keuchen befestigte der alte Diener die Farben von Gerolstein an dem Laufseil und zog sie hoch. Blauorange blähte sich lustig im Winde und knatterte um die morsche Stange herum.

Da schlich sich die Raugräfin unhörbaren Trittes im weichen Moose an Adam heran und zupfte ihn am Ärmel, so daß er erschrocken herumfuhr. Sie schlug mit ihrem Stock gegen das blitzblank geputzte Messingrohr des Böllers und sagte: „Gut geladen?"

„Zu Befehl, Frau Gräfin. Alles fertig. Es hat gerade zu einem Schuß gelangt. Das Pulver liegt auf dem Zündloch und die Lunt' ist parat." Er wies auf ein Stöckchen am Boden, an das ein Stück Zündschnur festgebunden war. Eine Schachtel Streichhölzer lag auch schon daneben.

Die Greisin schmunzelte unheimlich. „Gut, gut. Aber ein Schuß, das ist nix. Das muß eine ganze Kanonade geben, verstehst du? Spring hinunter. Kauf' Pulver, soviel du kriegen kannst. Fix, tummle dich, Alter!"

„Aber gnädige Frau," stammelte Adam entsetzt vor dem Gedanken, noch einmal die Treppe hinunter und

hinauf zu müssen, „ich komm' ja zu spät. Der Kronprinz kann doch jeden Augenblick komme."

„Geh nur! Dann tu' ich selbst den ersten Schuß."

Und da er mit offenem Munde zögernd stehen blieb, trieb sie ihn mit einer drohenden Gebärde hinunter.

Sie lauschte ihm nach und als sein Schritt verhallt war, hob sie mit unsäglicher Anstrengung die Falltür auf und warf sie zu. Dann kramte sie aus ihrer Tasche das kleine Paket hervor, kniete vor der Kanone nieder, schob es mitsamt der Papierumhüllung in die Mündung des Rohres und stopfte es mit Hilfe des Zündstöckchens vollends hinein. Und dann ruschte sie auf den Knien, des kostbaren Seidengewandes nicht achtend, hinter das Geschütz und schob es mit Anspannung aller ihrer Kräfte bis in die nächste Mauerlücke und richtete das Rohr geradeaus auf die Landstraße. Und so auf Knie und Arme gestützt, den dürren Hals gierig vorgestreckt, mit den Vogelaugen starr hinunterspähend, erwartete sie den richtigen Augenblick für die Rachetat, zu der sie sich berufen fühlte.

Sie brauchte nicht lange zu warten. Keine fünf Minuten hatte sie in ihrer unbequemen Stellung ausgeharrt, als sich da unten lautes Geschrei erhob. Ein eleganter offener Landauer mit zwei prächtigen Rappen bespannt rollte im flotten Trabe auf der Landstraße daher. Vor ihren Augen begannen wieder dic roten und grünen Flecken ihren Taumeltanz, und in ihren Ohren brauste das Blut; aber sie glaubte deutlich Hurrageschrei zu vernehmen. Da langte sie nach der Streichholzschachtel, setzte die Lunte in Brand, kroch auf allen Vieren so weit wie möglich rückwärts und versuchte mit ausgestrecktem zitterndem Arm das Zündloch zu treffen. Sie sah nichts mehr. Blindlings fuhr sie mit dem Zünder

auf dem blanken Rohre herum. Da plötzlich gab es einen furchtbaren Knall. Das Geschütz fuhr zurück — und die Schloßherrin von Rauenect warf die Arme in die Höhe und fiel mit einem dumpf röchelnden Laut mit dem Gesicht vornüber auf die bemoosten Steinfliesen.

Von unten erscholl ein lautes lustiges Hohngelächter. Mitten im Rheinstrom patschte, von niemandem bemerkt, ein schwerer Gegenstand ins Wasser. Es spritzte auf, wie wenn ein Fisch über die Oberfläche schnellt. Das war das Geschoß der Raugräfin gewesen, eine alte verrostete Schraubenmutter, die sie nach langem Suchen aus einem vergessenen alten Nagelkasten hervorgekramt hatte. Aber das Volk freute sich so unbändig, weil der Salutschuß zu früh losgegangen und weil es selber auch hineingefallen war, denn die elegante Equipage, die es im patriotischen Eifer angehurrat hatte, gehörte irgendeinem reichen Privatmann und hatte gar nichts mit dem Kronprinzen des Deutschen Reiches zu tun. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kaum zehn Minuten später wurde die schwere Falltür emporgestemmt und in der Öffnung tauchte, von dem geistlichen Hirtenhut gekrönt, das breite Antlitz des guten Benefiziaten Wackes auf. Der emporgeschlagene Türflügel verbarg die am Boden liegende Gestalt seinen Blicken. Als er sich aber glücklich auf die Plattform hinaufgearbeitet hatte, fiel ihm die Tür vor Schreck aus den Händen. Er traute seinen Augen nicht; die Greisin, die er eben noch den kurzen Weg bergan von der Kirche nach dem Schloß hatte hinaufschleichen sehen, hier oben auf dem Turm! Und hingeschleudert auf ihr Angesicht!"

Er kniete neben ihr nieder, berührte ihre Schulter und beugte sich dicht zu ihrem Ohr hinunter. „Frau Gräfin! Um Gottes willen, was ist Ihnen denn?"

Keine Antwort.

Da faßte er sich ein Herz, packte die Hingestreckte unter den Achseln und mühte sich ab, sie auf den Rücken herumzuwenden und in sitzende Stellung emporzuheben. Er hielt einen leblosen Körper in seinen Armen. Er legte das Ohr auf die Herzgegend — kein Schlag mehr hörbar. Er schaute in die offenen Augen — sie waren starr und glanzlos. Die Schloßherrin von Raueneck war tot. — Langsam ließ er sie auf den Moosboden zurücksinken und faltete die Hände zu einem stillen Gebet.

Da erhob sich von fernher ein brausender Chor von hundert und aberhundert Stimmen. „Hurra! Hurra! Hurra!" Und der Pfarrer sprang auf seine Füße, löste mit hastigen Fingern den Strick am Mastbaum und holte die blau-orangene Fahne nieder. Und dann knöpfte er seinen Priesterrock auf, brachte ein fest aufgerolltes schwarz-weiß-rotes Tuch zum Vorschein, befestigte es an der Laufschnur und zog es hoch — nicht ganz bis zur äußersten Spitze. Halbmast sollte des neuen Deutschen Reiches Flagge wehen über der toten Gerolsteinerin.

Hoch blähte ein frischer Windstoß vom Rhein her das neue Flaggentuch in den blauen Äther hinein, als unten der junge Sohn des dritten deutschen Kaisers mit seinen flotten Kommilitonen vorbeifuhr.

Die Hurrarufe verloren sich in der Ferne. Da deckte der Pfarrer von Raueneck die blau-orangene alte Fahne sorglich über die Leiche, machte das Zeichen des Kreuzes über sie hin und murmelte mit einem tiefen Seufzer: „Gott sei der armen Seele gnädig!"

Zwanzigstes und letztes Kapitel.

Die alte Dienerin, welche das Paket für das gnädige Fräulein zur Post gebracht, hatte glücklicherweise die Adresse im Kopfe behalten, so daß der Herr Pfarrer imstande gewesen war, es telegraphisch von dem plötzlichen Hinscheiden der Urgroßtante zu benachrichtigen. Am nächsten Vormittag traf Toinette in Begleitung von Fräulein Oberkamp in Raueneck ein, gerade als man damit fertig geworden war, die Leiche im Rittersaal aufzubahren. Der gute Benefiziat hatte für alles gesorgt. Er hatte das Bett der Gräfin, durch ein paar untergelegte Kisten beträchtlich erhöht, im Rittersaal zwischen den beiden schmalen Fenstern gerade unter der Waffentrophäe aufstellen lassen. Die Leichenfrauen hatten die Tote wieder mit dem hellseidnen Festgewand bekleidet, wie sie sie oben auf dem Turm gefunden hatten. In die gefalteten Hände hatten sie ihr ein kleines silbernes Kruzifix gesteckt und an die schöne weiße Haube, in der sie den letzten Kirchgang getan, breite weiße Atlasbänder genäht, die, zu einer festen großen Schleife unter dem Kinn zusammengebunden, das Herunterfallen der unteren Kinnlade verhinderte. Über das Fußende des Bettes war die gerolsteinische Fahne drapiert, an den Seiten verhüllten lang überhängende Laken das Bettgestell, und über dem Kopfende war eine Art Fächer aus Taxus und Zypressen-

zweigen gebildet. An allen vier Ecken dieses improvisierten Katafalkes brannten dicke Wachskerzen in hohen Kirchenleuchtern.

Der Herr Benefiziat hatte selbst die Damen vom Bahnhof abgeholt und auf dem Wege nach dem Schlosse der erschütterten Toinette die näheren Umstände des wundersamen Endes der Raugräfin mitgeteilt. Obgleich niemand dabei gewesen war, konnte man sich diese näheren Umstände unschwer zusammenreimen, selbst ohne daß man ahnte, welch fürchterlichen, wahnsinnigen Entschluß die Greisin während der letzten vierundzwanzig Stunden in ihrem kranken Hirn herumgewälzt hatte. Niemand ahnte auch, daß der alte Böller auf der Brömselburg scharf geladen gewesen war, wenn auch mit einem recht ungeeigneten Geschoß. Wohl aber konnten alle Leute, die letzter Zeit mit der Raugräfin zusammengekommen waren, bezeugen, daß sie einen mehr als wunderlichen Eindruck gemacht habe. Und im ganzen Orte Raueneck und Umgegend war man sich schon seit Wochen darüber einig gewesen, daß sie im Kopfe nicht mehr richtig sei, und hatte ihr ein baldiges Ende durch einen erlösenden Hirnschlag prophezeit. Der plötzliche Entschluß zum Kirchgang und ihre auffällige Zerknirschung während des Hochamtes deuteten darauf hin, daß eine starke seelische Erregung über sie gekommen sein mußte. Und wie sehr der kleine Weg von der Kirche bis zur Burg ihre körperlichen Kräfte anstrengte, das hatten viel Zeugen beobachtet. Dazu kam ferner die Aussage des alten Adam. Der Aufstieg zum Turm mit der Überanstrengung der Lunge und der übermäßigen Beschleunigung des Blutumlaufes war mit Berücksichtigung des hohen Alters und der besonderen seelischen und körperlichen Dispositionen der greisen Dame schon allein eine genügende Erklärung für

das Eintreten eines Hirnschlags. Aber dann hatte sie überdies noch ohne Hilfe die schwere Falltür zugeschlagen — zu welchem Zweck vermochte sich freilich niemand zu erklären — und schließlich, als sie das verfrühte Hurrageschrei von unten herauf gellen hörte, eigenhändig die Kanone abgefeuert, damit nur ja nicht der richtige Moment, dem Deutschen Kronprinzen den Salut darzubringen, versäumt würde. Möglich, daß das kleine Geschütz beim Rückprall sie umgerissen hatte. Möglich auch, daß der bloße Schreck über den Knall das letzte tödliche Aufbranden des Blutes in dem altersschwachen Herzen veranlaßt hatte — jedenfalls war das plötzliche Ende nichts weniger denn schwer erklärlich. Ein Rätsel für alle, die die Raugräfin näher gekannt hatten, bildete lediglich die seelische Verfassung, in der sie sich in ihrer Sterbestunde befunden haben mußte. Wie kam die wütende Preußenhasserin, die starre Legitimistin dazu, sich die unsinnige Anstrengung dieser Turmbesteigung zuzumuten, um nur ja dem Erben der deutschen Kaiserkrone rechtzeitig eine feudale Ehrenbezeigung erwiesen zu sehen? Und wie reimte sich mit diesem Eifer für das Salutschießen der heftige Trotz zusammen, mit dem sie Adam befohlen hatte, die gerolsteinische Flagge zu hissen? Man mußte es wohl aufgeben, in diesen sonderbaren Zwiespalt einen vernünftigen Zusammenhang zu bringen, und sich einfach dabei beruhigen, daß die alte Frau eben nicht mehr zurechnungsfähig gewesen sei.

Als die beiden Damen unter Führung des Pfarrers den Rittersaal betraten, fanden sie den Kaplan am Kopfende des Katafalkes kniend und in eifrigem Gemurmel Sterbegebete lesend. Toinette eilte mit raschen Schritten auf das Paradebett zu und sank, laut aufschluchzend, neben dem jungen Priester hin.

Ängstlich besorgt, das Fräulein nur ja nicht etwa mit einem Zipfel seines Gewandes zu berühren, rückte der Kaplan beiseite und erhob sich langsam auf die Füße. Sein Buch fest mit beiden Händen umschließend, blickte er mit starren Augen auf den aschblonden Scheitel der Weinenden hinab. Um seinen festgeschlossenen Mund zuckte die verhaltene Erregung. Der Pfarrer trat zu ihm, legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm zu, er möge jetzt gehen und die Trauernde mit ihrem Schmerz allein lassen. Gesenkten Hauptes, ohne die andere Dame zu beachten, schlich der junge Geistliche mit fast unhörbaren Schritten hinaus.

Fräulein Oberkamp und der Benefiziat ließen Toinetten reichlich Zeit, sich auszuweinen. Erst als sie gewahrten, daß sie aufschaute, um das Antlitz der Toten zu betrachten, traten sie zu ihr.

„Wie wunderbar vornehm sie aussieht!“ sagte Erdmute tiefbewegt. „Wie eine echte Fürstin.“

Toinette nickte bestätigend mit dem Kopfe. „So mild und versöhnt,“ flüsterte sie mühsam.

Da trat der Benefiziat hinter sie und legte seine Hand auf ihre Schulter. „Das ist sie auch,“ sprach er mit priesterlicher Ruhe. „Sie ist ohne die letzte Wegzehrung dahingeschieden, aber ich habe ihr guten Gewissens das absolve te als letzten Abschiedsgruß eines ehrlichen Freundes nachrufen dürfen, denn sie hat die heilige Messe noch kurz vor ihrem Ende in solcher Ergriffenheit und offenbarer Zerknirschung mit angehört, daß sie wohl der letzten Beichte entraten konnte. Gott selbst wird ihr letztes Schuldbekenntnis vernommen und sie gnadenreich absolviert haben. Ihre einzige Schuld auf Erden ist ja doch nur der Haß gegen die neue Ordnung der Dinge gewesen, in die sie sich nun einmal nicht hineinfinden

konnte. Aber auch dieser Haß war doch nur ein Ausfluß leidenschaftlicher Treue gegen den edlen Fürsten, dem sie ihr ganzes Leben, ihr ganzes Sein gewidmet hatte. Sie, mein liebes Kind, haben es doch wohl zunächst empfunden, wie dies selbe Herz auch zu lieben und sich für eine freudig übernommene Pflicht aufzuopfern verstanden hat. Ich meine, kein sündiger Mensch hat das Recht, dieser Toten eine üble Nachrede zu machen, und es will mich bedünken, als ob gerade am letzten Tage ihres Lebens eine wunderbare Klarheit von oben über ihr verwirrtes Denken gekommen wäre. In ihrem letzten Kirch- und Bußgang hat sie die Hilfe des Herrn in ihrer Seelennot anflehen wollen. Und dann hat sie ihre letzten leiblichen Kräfte zusammengenommen, um gewissermaßen ein Hochamt der Versöhnung zu feiern: mit dem Aufhissen der alten Fahne wollte sie ihre Treue an den Tag legen und mit dem Salutschuß ein lautes Bekenntnis ablegen, daß sie mit ihrem Haß auf einem Irrwege gewesen. So hat sie sich in Ehren den ewigen Frieden erkämpft."

Toinette erhob sich und drückte dem würdigen Pfarrer dankbar und gerührt die Hand.

Bald darauf ging die Tür auf und, von Adam hereingeleitet, erschien Jean Jaques Stilling, der Jüngere, auf der Schwelle des Rittersaales. Er begrüßte mit stummem Händedruck die beiden Damen und trat dann neben Erdmute an das Fußende des Katafalks.

Der Benefiziat näherte seinen Mund Toinettens Ohr und flüsterte ihr zu: „Sie sind dem jungen Herrn Stilling Dank schuldig für seine freundlichen Bemühungen. Er hat mir alles Notwendige in die Wege leiten helfen, die Bestellung des Sarges und alle diese äußeren Anordnungen, die Ihnen jetzt wohl Schmerz bereiten würden.

Das Begräbnis ist auf morgen nachmittag um fünf festgesetzt. Ich will die Herrschaften jetzt allein lassen." Und mit einer Verbeugung gegen die Anwesenden zog er sich still zurück.

Eine Viertelstunde später saßen die beiden jungen Damen mit Jean Jaques im Wohnzimmer bei einem einfachen zweiten Frühstück beisammen. Adam, der das Essen aufzutragen hatte, mußte ausführlich erzählen, was alles ihm in den letzten Wochen während Toinettens Abwesenheit an dem Benehmen seiner Herrin irgendwie aufgefallen war. Der alten treuen Seele rannen dabei fortwährend Tränen über die runzligen Wangen. Daß es mit seiner verehrten Herrin nicht mehr ganz richtig sei, hatte er, seit das Fräulein aus dem Hause war, von Tag zu Tage deutlicher empfunden. Im übrigen wußte er nichts wesentlich Neues zu berichten.

Als Adam hinaus war, brach Toinette aufs neue in Tränen aus. „Ich war so schlecht zu ihr, so hartherzig," klagte sie sich leidenschaftlich an. „Ich habe gar keine Geduld mit ihr gehabt. Die Fahrt nach Ippesheim habe ich ihr nachgetragen, als ob sie mich damit recht ausgesucht boshaft hätte kränken wollen. Nur an meine Bequemlichkeit und an mein Amüsement habe ich gedacht und mich für kreuzunglücklich gehalten, wenn nicht alles nach meinem Kopfe ging. Dann habe ich sie gar in ihrer Hilflosigkeit allein gelassen und bin feige davon gelaufen, bloß weil, weil . . ." Sie wurde dunkelrot und versteckte ihr Gesicht beschämt in ihr Taschentuch.

Erdmute setzte sich neben sie aufs Sofa und schlang zärtlich den Arm um sie. „Rege dich nicht so auf, liebes Kind," sagte sie freundlich. „Dieser plötzliche Tod war eine Erlösung, und du hättest ihn doch nicht verhindern können. Sieh, zwischen dem eigensinnigen Alter

und der eigenwilligen Jugend muß eine ewige gereizte Feindschaft herrschen, das ist nicht anders möglich. Du brauchst dir darum nicht so schwere Vorwürfe zu machen. Zwischen euren Anschauungen stand ja, das kann man wohl sagen, mehr als ein Jahrhundert. Du bist nur einem ganz natürlichen gesunden Instinkte gefolgt, wenn du dagegen revoltiertest, dich zu einer galanten Rokokkodame erziehen zu lassen. Gewiß hat dich die gute Gräfin in ihrer Art über alles geliebt, und es ist ihr sicherlich nah zu Herzen gegangen, das Bewußtsein, mit ihrer Portschäse das junge Blut nicht einholen zu können, das ihr im Auto durchbrannte; aber eine Schuld liegt da auf keiner Seite."

„Doch, doch," ereiferte sich Toinette, „ich bin immer undankbar gewesen. Alles Gute ist mir immer ohne jedes eigene Verdienst zugeflogen. Und wenn mir etwas nicht nach meinem Kopfe gehen wollte, habe ich andere dafür bös angeschaut. Wieso habe ich die Erbschaft von dem guten alten Hauptmann verdient? Seine Kirschen habe ich ihm gestohlen, und vor seiner Nase habe ich mich so gegraust, daß es mir immer eine gräßliche Überwindung war, in seiner Nähe sein zu müssen. Und weil's hier auf Rauenect manchmal recht einsam war, und man mit einer alten Dame nicht so wie mit seinesgleichen herumtollen und lachen kann, habe ich die gute liebe grandmaman angebrummt und bin ihr trotzig aus dem Wege gegangen, wenn ich übler Laune war. Und meine einzige Jugendfreundin, die Alix, habe ich auch aus reiner dummer Laune verjagt und mich schadenfroh damit gebrüstet, daß der Mann, für den sie sich erwärmt hatte, um meine Hand anhielt. Ich bin ein ganz elendes, schlechtes Geschöpf. Muß ich denn nicht der lieben grandmaman auf den Knien danken, daß sie diesen Herrn so

energisch verabschiedet hat? Was geht mich denn dieser Leutnant an? Was wußte ich denn von ihm? Rein gar nichts. Er machte mir einen ehrenvollen Antrag, und ich hörte ihn aus purer Eitelkeit mit Wohlgefallen an — aber sonst blieb ich ganz kalt dabei. Nichts, nichts, gar nichts empfand ich für diesen Menschen; und doch rannte ich der grandmaman davon, als hätte sie mein Lebensglück zerstört — wo sie mir doch bloß den Rückzug so prachtvoll bequem gemacht hatte!"

Jean Jaques mußte nun wirklich lächeln. „Aber Toinette," sagte er heiter, „Sie haben ihm ja auch schon selbst am Tage vor ihrer Flucht recht deutlich abgeschrieben."

„Woher wissen Sie das?" fragte Toinette erstaunt aufhorchend.

„Ich hab's auf Umwegen erfahren. Er hat einem gemeinsamen Bekannten sein Leid geklagt. Und außerdem habe ich doch auch unsern Kaspar gehörig ausgegepumpt. Er hat mir mit edlem Stolze mitgeteilt, daß er Ihnen den Wortlaut des Absagebriefes so quasi in die Feder diktiert habe."

„Das ist nicht wahr!" rief Toinette eifrig. „Das heißt, was ich geschrieben habe, weiß ich nicht mehr so genau, aber so, wie's Kaspar gesagt hat, war es gewiß nicht. Was hat Ihnen denn der verdrehte Bub sonst noch von mir erzählt?"

Jean Jaques zuckte die Achseln. „Ach Gott, er hat sich als Ihren Retter aufgespielt, als Ihren Beichtiger und Seelsorger. Und außerdem hat er recht kindisch damit renommiert, daß er Ihnen mit seiner Schnellfahrerei solche Angst eingejagt habe. Ich bin übrigens ziemlich unsanft mit ihm umgesprungen."

„Na, und?" forschte Toinette neugierig. „Hat er das ruhig eingesteckt? Was treibt er denn jetzt?"

„Ach, das wissen Sie noch gar nicht?!“ rief Jean Jaques überrascht. „Ich dachte, er würde es Ihnen in seiner prahlerischen Art sofort geschrieben haben. Eine fürchterliche Szene hat er uns gemacht, mir und dem Onkel und sogar den Eltern. Der Onkel und ich haben ihm mit sanfter Gewalt auf sein Penal zurückbringen müssen; aber drei Tage später war er wieder ausgekniffen. Denken Sie sich, wenige Monate vor dem Abitur! Einer reisenden Schauspielergesellschaft hat er sich angeschlossen. Der arme Papa ist so außer sich. Er will gar nichts mehr von ihm wissen. Er hat seine Hand ganz von ihm abgezogen, damit er durch Schaden klug werden soll. — Na, die Mama wird ihm doch heimlich etwas zustecken. Vielleicht wird er ein großer Künstler — wer weiß? Temperament hat er ja im Überfluß und dumm ist er auch nicht.“

Toinette war starr vor Staunen und vermochte nur stumm den Kopf zu schütteln. Dann sagte sie naiv: „Ich dachte, er würde Monist werden?“

„Was ist denn das für ein Beruf?“ verwunderte sich Jean Jaques.

Und Toinette mit einer unbestimmten Gebärde: „Ach Gott, das sind die Leute, die sich mit jedem Wurm eins fühlen. Er hat doch immer davon gesprochen und mir auch das rote Buch von Ernst Haeckel zu lesen gegeben. Ich hab's aber nicht verstanden. Und da dachte ich immer, er wollte ein Gelehrter werden und diesen neuen Glauben verbreiten helfen.“

Erdmute und Jean Jaques konnten sich nicht helfen, sie mußten trotz der Trauerstimmung laut auflachen.

„Verzeih', liebes Herzchen,“ sagte Erdmute, Toinettens Hand streichelnd, „aber das kam so komisch heraus. Und der gute Kaspar als Verkünder eines neuen

Glaubens, das ist auch eine so drollige Vorstellung. Ach, Gott, wer weiß?" wandte sie sich an Jean Jaques: „Wir brauchen an dem Jungen nicht zu verzweifeln. Es steckt doch was in ihm. Er ist jetzt in dem Alter, wo gerade die Begabtesten am häufigsten ihre Weltanschauung wechseln und neue Epochen inaugurieren. Vermutlich wird er auch die Schauspielerei bald genug überwinden und schließlich doch auf etwas Vernünftiges verfallen. Aus bloßer Faulheit und Examenfurcht ist der nicht durchgebrannt."

Und so beendeten die Drei in fast heiteren Gesprächen ihre einfache Mahlzeit und ließen zum Schluß ihre Gläser aneinanderklingen auf das Leben, auf die Jugend, auf die Kraft.

Sie gingen dann wieder hinüber in den Rittersaal. Sie standen eine kleine Weile in ernster Fassung vor dem letzten Ruhelager der Schloßherrin von Raueneck, ergriffen von ehrfürchtiger Bewunderung für den tiefen Frieden in diesem Angesicht, in dem 78 Jahre lang heiße Liebe und bitterer Haß abwechselnd hell aufgeleuchtet und finster gedroht hatten. — — —

„Nun bin ich ganz verlassen," seufzte Toinette in tiefer Wehmut.

„Nein, das bist du nicht," flüsterte ihr Erdmutens warme Stimme zu. „Der hier neben dir steht, wird immer dein treuster Kamerad bleiben, und dir gerne seine Hand reichen, wenn du sie brauchst."

Toinette fühlte, wie von der andern Seite ihre Rechte zwischen zwei starken Händen warm gedrückt wurde. „Ja, das will ich," sagte Jean Jaques. „Ich habe Sie immer schon herzlich lieb gehabt wie ein Bruder, liebe Toinette. Und jetzt ist es mir immer klarer geworden, daß ich Sie noch viel, viel lieber haben kann, wenn ich darf."

Mit erschrockenem Zusammenzucken entzog Toinette dem jungen Manne ihre Rechte und wandte sich jäh Erdmuten zu. „Was ist das?“ stammelte sie verwirrt. „Erdmute, hast du das gehört?“

Sie lächelte freundlich und strich ihr schwesterlich über die heiße Wange. „Gewiß habe ich das gehört, mein Liebling. Ich habe es lange kommen sehen. Wir haben auch schon früher darüber gesprochen. Folge du nur ruhig deinem Herzen. Kümmere dich nicht um mich. Du weißt, ich bin gut versorgt. Niemand braucht mich darüber zu trösten, daß ich eine alte Jungfer bin. Du hast es ja selbst erfahren, wie glücklich mein Beruf mich macht. Jean Jaques meint's gut mit mir. Er läßt mir meinen Frieden. — Und ich meine es auch gut mit ihm: ich gönne ihm das liebenswürdigste Mädchen meiner Bekanntschaft.“

Da fühlte sie, wohlig erschreckt zusammenzuckend, seinen Arm um ihre Schultern, und leise klang die Frage an ihr heißes Ohr: „Toinettchen, willst du mich haben?“

Ängstlich, ungläubig blickte sich Toinette nach ihrer geliebten Erdmute um — und die nickte ihr mit einem ermunternden Lächeln zu. Da schlug sie die Augen nieder und sagte in lieblicher Verwirrung: „Ich begreife euch gar nicht. Wie darf denn ich . . . . Ich bin doch gar nichts. Ihr habt mich doch beide immer wie ein Kind angesehen und nun soll ich auf einmal . . . .“

„Nun sollst du auf einmal deines großen Bruders Braut werden. Erschreckt dich der Gedanke so?“

Sie wagte immer noch nicht zu dem Sprecher aufzusehen. Er hatte ihre beiden Hände gefaßt, und sie ließ sie ihm. Plötzlich warf sie einen scheuen Blick auf die Tote und zog Jean Jaques rückwärts schreitend mit sich fort in eine dunkle Ecke. „Ich schäme mich so vor grand-

maman," flüsterte sie ihm mit verlegenem Lächeln zu. „Und dann ist es auch so komisch: hier in diesem selben Raume habe ich mich doch schon zweimal verlobt! Dem Kaspar habe ich ewige Treue schwören müssen zum Lohne für seine Tapferkeit, und der Herr Oberleutnant — der hat mich hier geküßt — aber nicht sehr. Es kommt mir so wunderbar vor, daß das alles mir widerfährt. Ich kann mir gar nicht denken, daß es diesmal Ernst sein sollte."

Er mußte gewaltsam an sich halten, um nicht trotz der Weihe des Ortes laut hinauszulachen. „Süßes Toinettchen, was du dir für Sorgen machst! Aber diesmal treibt das Schicksal keinen Spaß mit dir. Wenn du's ernst meinst — wenn ich dir nicht zu steif und langweilig und ungebildet bin . . . . . ."

„Aber Herr Stilling!"

„Kannst du mich nicht anders nennen?"

„Ich trau' mich nicht, hier vor grandmaman."

Da trat Erdmute zu ihnen, legte beiden je eine ihrer Hände auf die Schultern und sagte lächelnd: „Geht nur hinaus in die Sonne. Steigt auf den Turm, daß ihr dem Himmel näher seid. Da sprecht euch frei aus. Meinen Segen habt ihr."

Da fiel das junge Fräulein seiner geliebten Lehrerin um den Hals und herzte sie stürmisch. Und Jean Jaques ergriff Erdmutens Hand und küßte sie voll inniger Dankbarkeit. Dann gingen die beiden still hinaus. Gehorsam, als hätten sie einen Befehl auszuführen, stiegen sie die Turmtreppe hinan. In halber Höhe etwa wandte sich die voranschreitende Toinette zurück und lächelte schelmisch ihrem lieben großen Bruder zu. „Wissen Sie noch? Hier haben Sie damals Erdmuten geküßt."

Er trat eine Stufe hinauf zu ihr, umfing sie rasch mit beiden Armen und flüsterte ihr mit heißer Zuversicht

ins Ohr: „Ja, und hier will ich dich auch küssen, Süßes, Geliebtes, Einziges du!“

Ohne Widerstreben schmiegte sie sich an ihn und überließ ihre frischen Lippen seinen heißen Küssen. Ja, nun fühlte sie es — das mußte es sein, wovon sie bei den Dichtern gelesen und wovon sie oft so süß geträumt hatte; die jähe Glut, der süße Taumel, die drängende Sehnsucht — alles, was sie in Kaspars wilden Knabenküssen und unter dem offiziellen Verlobungssiegel des tadellosen Oberleutnants durchaus vermißt hatte — jetzt war es alles beisammen. Das mußte die Liebe sein. Ihr Herz klopfte stürmisch und sie befreite ihre Arme mit Anstrengung aus seiner festen Umschlingung, aber nur um sie mit einem tiefen seligen Aufseufzen um seinen Hals zu werfen. „Küß' mich — küß' mich — küß' mich immer zu!“

Und als die beiden aus ihrer ersten wonnigen Betäubung endlich zu sich kamen, stiegen sie vollends auf die Plattform des Turmes hinauf. Da oben flatterte immer noch die schwarz-weiß-rote Fahne auf Halbmast.

„Wenn das grandmaman noch erlebt hätte!“ begann Toinette mit einem wehmütigen Lächeln.

Aber Jean Jaques faßte die Bemerkung anders auf und sagte gut gelaunt: „Ja, ich fürchte auch, sie hätte mich ebenso energisch hinauskomplimentiert wie meinen Herrn Vorgänger. In ihren Augen war ich ja doch nur ein Weinreisender. — Na, und du, mein stolzes Schloßfräulein, stößt du dich wirklich nicht daran? Ich weiß, du hast von Prinzen geträumt. Und nun ist's bloß ein simpler Kaufmann.“

„Ach, sag' doch so was nicht!“ lächelte sie verlegen, „Das hat mir ja nur die grandmaman in den Kopf gesetzt. Ich bin ja so einfach erzogen. Meine liebe Mama

würde sich furchtbar gefreut haben. Ich begreife nur immer noch gar nicht, wie du auf mich verfallen konntest. Ich habe immer gedacht, du lachtest mich nur aus."

„Ich habe dich auch oft ausgelacht," versetzte er ernsthaft. „Und in den letzten Zeiten habe ich mich sogar manchmal über dich geärgert. So richtig verliebt habe ich mich in die Erinnerung an den süßen Backfisch, der du früher warst. Ach, du armes Kind, was haben sie an dir herumgedoktort mit ihrer Erziehung, diese wackren Damen in der Schweiz und auch — da unten die. Im Institut haben sie ihr Möglichstes getan, um deine prächtige Ursprünglichkeit aus dir herauszutreiben und das fade überflüssige Normalweibchen der sogenannten guten Gesellschaft aus dir zu machen — und die gute Raugräfin hätte dich am liebsten in den Reifrock und das Mieder des achtzehnten Jahrhunderts hineingezwängt, wenn das möglich gewesen wäre. Mit vierzehn Jahren warst du so ein prachtvoller kleiner Mensch. Den habe ich die ganze Zeit über nicht aus dem Gedächtnis verloren. Und wie ich mir mit Erdmuten darüber klar geworden war, daß ich kein Recht hätte, sie ihrem eigentlichen Berufe zu entziehen, da habe ich auf einmal in dem leeren Herzkämmerchen das süße Toinettchen in seinem schwarzen Trauerkleidchen entdeckt, so wie's damals hier abgeliefert wurde. Und dann habe ich mich immer angelegentlicher mit dem kleinen Fräulein beschäftigt und hab's in Gedanken wachsen und reifen sehen und hab's nach meinem Sinn erziehen helfen — immer mit dem Hintergedanken, daß das einmal meine süße kleine Frau, meine liebe verständige Lebensgefährtin werden sollte. Ach Gott, und wie du dann in Person wieder auf der Bildfläche erschienst, so reizend anzuschauen und doch so ganz, ganz anders, wie ich dich mir gedacht hatte, da

war ich wirklich ganz ärgerlich — förmlich erbost auf dich und auch auf mich — bis jetzt, wo unsere Erdmute dich wieder hergebracht hat."

Sie fiel ihm um den Hals. „Habe ich mich zu meinem Vorteil verändert bei Erdmute? Findest du das wirklich? Ach, wie mich das freut! Ich kann dir sagen, ich habe mich auch nie in meinem Leben so froh und zufrieden gefühlt, wie in den paar Wochen bei ihr im Hause. Die Arbeit, die ich dort leisten durfte — das war nicht nur ein netter Zeitvertreib, das war so etwas Befreiendes, so etwas — ich weiß nicht, wie ich sagen soll — so etwas Ausfüllendes. Ich habe wirklich daran gedacht, mich auch ganz und gar einer solchen Tätigkeit als Beruf zu widmen. Nicht wahr, du erlaubst mir, nach dem Begräbnis wieder zu Erdmuten zu gehen? Sie hat mir versprochen, mich weiter zu beschäftigen, Jahr und Tag, wenn es sein könnte."

Er drohte ihr lächelnd. „Weißt du, du wirst mich eifersüchtig machen auf Erdmuten. Das ist eine gefährliche Seelenfängerin. Also, von deinem Bräutigam willst du gleich wieder fort und . . . . ."

„Ach, wenn ich gleich bei dir bleiben könnte, wäre ich ja selig," unterbrach sie ihn, sich fest an ihn nestelnd. „Aber das geht doch natürlich nicht. Und dann — du wirst es auch wohl mit deinen Eltern nicht ganz leicht haben. Werden sie's denn zugeben?"

„Darüber mache dir keine Sorge."

„Aber Kaspar? Er will mich doch absolut nicht aus meinem Wort herauslassen. Er betrachtet mich doch als sein Eigentum."

„Mit dem Jüngling werden wir schon fertig werden. Das ist noch ein Federweißer. Warte nur, bis der ausgebraust hat."

„Aber Alix? Die habe ich doch so gekränkt."

„Ist auch nicht so schlimm. Jetzt bist du ja außer Konkurrenz. Und übrigens — dieser Tage hat sie den Herrn von Frerich in einer Gesellschaft getroffen. Er hat sich bereits wieder sehr niedlich um sie gemacht. Wird schon werden."

Da drückte sie sich an ihn und sah ihm zärtlich in die Augen. „Ich bin so glücklich!" sagte sie. „Wann soll denn die Hochzeit sein?"

„Hm, zum Winter, denke ich. Was meinst du, wenn ich die alte Brömselburg ganz und gar neu herrichten ließe zu einem hochfeudalen und doch köstlich behaglichen Nest für zwei verliebte Turteltauben? Inwendig natürlich nur, außen kann man sie nicht schöner machen, als sie ist. Oder hast du Angst vor den alten Gespenstern, die am Ende noch darin umgehen könnten?"

Sie blickte stolz zu ihm auf und sagte voll freudigen Jubels: „Ach was, Unsinn! Wenn du bei mir bist, habe ich vor nichts Angst, vor nichts Totem und nichts Lebendigem. Ach, Jaques, ich habe dich so lieb! Küß mich doch hier unter der hellen Sonne. Ist es nicht schön, daß wir hier hinaufsteigen können und so was tun und kein Mensch kann es sehen — außer der Mutter Germania da oben?"

„Ja, und die hält ihre mächtige Hand über uns."

Ende.



Verlag F. Fontane & Co., Berlin-Grunewald

Ernst von Wolzogen

Verse zu meinem Leben

Selbst-Biographie
mit einer Heliogravüre Wolzogens
geh. M. 3.50, geb. M. 5.—.

Aus den zahlreichen Besprechungen:

„... In dem in alter Stammbuchform ebenso künstlerisch vornehm wie originell ausgestatteten Bande in Queroktavformat stellt der liebenswürdige Erzähler, Humorist, Satiriker und Künstler, der wohl immer das Beste gewollt hat und dabei doch so oft verkannt worden und manchmal durch anderer Schuld gescheitert ist, eine Auswahl seiner Versdichtungen aus allen Perioden seines ereignisvollen Lebens zusammen und gibt für diese auf der äußeren Hälfte der Seiten erläuternde Bemerkungen über deren Inhalt und Entstehen und damit zugleich eine knappe, aber höchst originelle und eindrucksvolle Selbstbiographie ... Das Buch wird seinen Freunden sicher reine Freuden bereiten und ihm noch manchen hinzugewinnen."

„Lpz. N. N."

„... Eins aber sollte dem Lesepublikum, sofern es sich über die Sensationserfolge einzelner sterblicher Bücher und Autoren hinaus für die unsterbliche Poesie interessiert, dieses Büchlein besonders interessant und lieb machen: Es zeigt uns in einem allerliebsten Musterbeispiel, oft nur andeutend, oft ausspinnend, wie aus einem talentvollen Jungen ein Dichter, aus einem suchenden Träumer ein wagender Mann, aus einem Enttäuschten immer wieder ein Kämpfer wird."

Rudolf Presber. „Neue Hamburger Ztg."

„... Es ist nicht nur wünschenswert, sondern dringend geboten, daß die „Verse zu meinem Leben" dazu beitragen, diesen warmherzigen, ehrlichen Künstler mit seinem prächtigen Humor und seiner gesunden Lebensauffassung wieder ins rechte Licht zu rücken."

P. Zschorlich in „Die Hilfe".

DATE DUE			



